

DIE WELTWOCHEN



Die Prämien-Mafia

Schweizer Gesundheitsunwesen: Eine Geschichte von falschen Zahlen, Beschwichtigungen und Lügen aus dem Bundesrat. *Marcel Odermatt*

Amerika der Fantasten

500 Jahre Realitätsverlust. Eine trotzig Liebeserklärung. *Kurt Andersen*

«Die Ukraine ist das Palästina Europas»

Er verehrt Lenin und hofft auf Putins Sturz: Historiker Jaroslaw Hryzak im Gespräch. *Rafael Lutz*

Anne Applebaum
Gesinnungskriegerin
holt Friedenspreis

Wenn die Welt aus den Fugen gerät, schafft A Plus Ordnung.



Wann darf A Plus Ihre Lebensräume pflegen –
damit Sie nicht auf den Mond ausweichen müssen ?

Die grösste Reise beginnt mit einem ersten Schritt –
zum Beispiel mit einem Anruf?

Wir stehen bereit: Tel. 0844 802 166

aplus.ch



Mutter aller Schlachten

Solange wir uns an unsere obersten Grundsätze erinnern und an uns selbst glauben, wird die Zukunft immer uns gehören.

Ronald Reagan

Kasan

Leise Panik herrscht in Bundesbern. Oder schlägt es schon in helles Entsetzen um? Elisabeth Schneider-Schneiter, Nationalrätin der Partei Die Mitte, seit Jahren verlässlich auf Kurs, was die Unterwerfung der Schweiz unter die Europäische Union angeht, wandte sich eben fast flehentlich an den Bundesrat. Ob die Regierung, klönte die Politikerin aus dem Kanton Baselland, den EU-Freunden im Bundeshaus nicht helfen könne gegen den Aufmarsch eines Gegners, mit dem bis vor ein paar Wochen noch niemand gerechnet hatte.

Schneider-Schneiters Notruf zielte ab auf die Unternehmervereinigung «Kompass Europa», die seit kurzem mächtig mobil macht gegen die Pläne des Bundesrats, der Linken und weiter Teile der Bürgerlichen mit Ausnahme der SVP, die Schweiz institutionell an die EU anzudocken. Die Kompass-Leute, angeführt von den Gründern des äusserst erfolgreichen, global tätigen Zuger Private-Equity-Giganten Partners Group, Alfred Gantner, Urs Wietlisbach und Marcel Erni, führen einen hochengagierten Informationskrieg plus Volksinitiative für eine unabhängige Schweiz.

Innert Kürze haben sie 2500 Mitglieder für ihr Anliegen gefunden. Es gelang ihnen, prominente und beliebte Schweizer anzuwerben, die sich politisch bisher nicht geoutet hatten, Olympiasieger Bernhard Russi zum Beispiel oder den Meister des einfühlsamen Fernseh-Talks, Kurt Aeschbacher. Gemeinsam versuchen sie nun das breite Publikum davon zu überzeugen, dass die in Bundesbern ausgeheckten und mit der EU derzeit verhandelten Verträge, sollten sie jemals abgeschlossen werden, der Schweiz ans Eingemachte gehen.

Auf dem Spiel stehen unsere Volksrechte, die Demokratie, der Heilige Gral gewissermassen unserer jahrhundertealten Freiheit der Selbstbestimmung, dank der es die Schweizer auf wundersame Weise geschafft haben, einen an Rohstoffen armen, von gierigen Grossmächten

stets umlauerten, strategisch bedeutsam gelegenen Steinhäufen in der Mitte Europas nicht nur heil durch die Weltgeschichte zu navigieren, sondern darüber hinaus auch einen Garten Eden des Wohlstands zu erzeugen, gerade weil sie sich das Heft des Handelns nie aus der Hand haben nehmen lassen.

Das ist die wesentliche Botschaft der drei Freihandelspartner: Warum soll man ein institutionell gefestigtes, bewährtes Erfolgsmodell einer institutionell und politisch alles andere als stabilen Grossraum-Ordnung unterwerfen? An ihren Vorträgen legen Gantner und Co mit Charts, Daten

Auf dem Spiel stehen unsere Volksrechte, die Demokratie, der Heilige Gral unserer Freiheit der Selbstbestimmung.

und der geballten Überzeugungskraft ihrer internationalen unternehmerischen Erfahrung dar, warum aus ihrer Sicht die Behauptung, die Schweiz werde ohne die EU-Verträge verarmen, nicht nur stark übertrieben, sondern nachgerade falsch, ja das Gegenteil wahr ist und wir ohne Anbindung wirtschaftlich besser fahren.

Schon Frankreichs Imperator und Menschenverheizer Napoleon scheiterte elendiglich, als er probierte, die widerspenstigen Eidgenossen, trotz vielen Schweizer Freunden der Revolution, als deren Vollender der Korse sich sah, in seine damalige EU unter dem französischen Legionsadler einzugliedern. Das Vorhaben erwies sich als aussichtslos, weil die von unten nach oben gewachsene Alpen-Anarchie Schweiz einfach nicht kompatibel war mit dem zentralistischen, dem Willen eines sich für genial haltenden Herrschers folgenden Obrigkeitsstaat. Napoleon musste seine Pläne begraben.

Wenn schon der nach Auffassung der Franzosen grösste europäische Staatsmann nach Karl dem Grossen die institutionelle Eingemeindung der Eidgenossenschaft nicht fertigbrachte, dann dürfte es wohl auch für Ursula von der Leyen und ihre Kollegen nicht ganz einfach werden. Jedenfalls arbeiten in Bern bereits heute rund 100 Beamte aus 7 Departementen fleissig daran, Dutzende von Gesetzen, exakt sind es 39, so anzupassen, dass die von der EU gewünschten und

von der Schweizer Regierung für unverzichtbar erklärten Verträge überhaupt nur angewendet werden könnten.

Man sieht: Die institutionelle EU-Anbindung hat noch viele offene Fragen und Flanken, und befeuert durch die Info-Offensive der «Kompass»-Partner, die eben nicht aus der SVP-Heimatschützer-Ecke kommen und daher weniger leicht wegschubladisiert werden können, braut sich nun in Bern bei den Euro-Turbos ein brodelnder Gemütscocktail zusammen, das Gefühl eines anschwellenden Nervenzusammenbruchs womöglich, wie ihn das Bittgesuch von Mitte-Nationalrätin Schneider-Schneiter in ersten Vibrationen spürbar werden lässt.

Ich schreibe diese Zeilen übrigens auf dem Weg in die russische Millionenstadt Kasan, das einstige Hauptquartier der europäischen Mongolenherrschaft, heute ein Zentrum muslimischer Kultur im russischen Vielvölkerstaat. Hier findet in dieser Woche der Gipfel der sogenannten Brics-Staaten statt, das wichtigste aussenpolitische Ereignis vor den US-Wahlen. «Brics» steht für einen informellen Zusammenschluss von Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika, mittlerweile ergänzt durch weitere Staaten mit einer offenbar langen Beitrittswunschliste.

Die Amerikaner und viele im Westen sprechen von einem «Klub der autoritären und reaktionären Länder». Richtig ist, dass die Brics-Staaten das Unbehagen an der Arroganz des Westens eint und, wie es der in Kasan Hof haltende Präsident Putin an einer Medienkonferenz ausdrückte, «an den herrschenden Eliten der Staaten der sogenannten goldenen Milliarde», die «in den besten Traditionen des klassischen Kolonialismus» den anderen Nationen die Regeln «diktieren». Dagegen lehnen sich die Brics auf, mit erheblichem, bei uns unterschätztem, wirtschaftlichem und politischem Gewicht.

Einflussreiche Schweizer Kreise, Leitmedien, Politiker, vor allem FDP und Mitte, Wirtschaftsverbände suchen angesichts dieser «multipolarer» und damit spannungsreicher werdenden Welt nun Anschluss, Unterschlupf bei mächtigeren Gruppen wie eben der EU oder neuerdings auch der Nato. Angetrieben von Emotionen der Verzweiflung, einem schwindenden Zukunftsvertrauen in die Unabhängigkeit der Schweiz, erliegen sie dem in solchen Situationen oft aufkeimenden «Unbehagen am Kleinstaat», hoffen sie auf Erlösung durch Selbstpreisgabe, Auflösung im Grösseren.

Auch gegen solche Empfindungen argumentieren die Schweizer Freiheitspatrioten um «Kompass Europa» heute an. Es geht um nichts Geringeres als um die Frage, ob wir Schweizer, «in arglistiger Zeit», nach wie vor die Kraft haben, auch gegen Widerstand an unserer weltweit einzigartigen Staatsform von Freiheit und Selbstbestimmung festzuhalten. Wieder einmal naht die Mutter aller Schlachten. R. K.

Roger Köppel berichtet vom Brics-Gipfel in der Wolga-Metropole Kasan, Kurt Andersen über das Fantasy-Land Amerika, NZZ-Redaktor Georg Häsler, Nichtregierungsorganisationen und der Staat machen gemeinsame Sache

Rund 32 Delegationen mit 24 Staats- und Regierungschefs aus China, Südafrika, der Türkei, Brasilien oder dem Iran nehmen am Brics-Gipfel in der russischen Wolga-Metropole Kasan teil. Es ist das meistbeachtete aussenpolitische Ereignis vor den US-Wahlen. Bei diesem Stelldichein der Skeptiker einer amerikanischen Welt dominanz hält Russlands Präsident Wladimir Putin Hof. Nicht von ungefähr fiel seine Wahl auf Kasan, die weit über tausendjährige Traditionsstadt, in der die Muslime die Mehrheit stellen, aber friedlich mit den anderen Weltreligionen, dem Christen- und dem Judentum vor allem, zusammenleben. Am Abend des Eröffnungstags schrieb Chefredaktor Roger Köppel in der Lobby des «Relita»-Hotels bei Schwarz- und Grüntee seinen ersten Bericht, während Politiker und Medienleute durch die Sicherheitsschleuse beim Eingang eintröpfelten.

In Zeiten explodierender Pagar sind die Vorsichtsmassnahmen ausgeprägt. Noch immer herrscht in Russland ein strenges Covid-Regime mit PCR-Tests und Blutproben. Spürbar ist der Wille des Gastgebers, den Gipfel weniger zur Lancierung grosser Initiativen als zur repräsentativen, makellos organisierten Schau einer neuen, im Entstehen begriffenen Weltordnung zu machen. **Seite 18**

Amerika sei grossartig, und das solle auch so bleiben – dazu müsse es nicht «great again»



Stelldichein der Skeptiker einer amerikanischen Welt dominanz: Reporter Köppel in Kasan.

gemacht werden, sagt Kurt Andersen, der bekannte amerikanische Journalist, Kolumnist und Buchautor. In seinem kritischen Bestseller «Fantasyland. 500 Jahre Realitätsverlust» attestiert er seinen Landsleuten seit eh und je Leichtgläubigkeit und eine Anfälligkeit fürs Fantastische. Dafür sieht er zwei Hauptgründe: die tief verwurzelte religiöse Kultur der Amerikaner und die Neigung, alles zum Showbusiness zu machen – auch die Politik. Und vor allem den Präsidentschaftswahlkampf. Im Gespräch mit der *Weltwoche* bezeichnet der selbsternannte

«Trump-Experte im Nebenberuf» den Präsidentschaftskandidaten als «Kultführer», für den sich so schnell kein Nachfolger finden lassen werde. **Seite 28**

Vor 110 Jahren hielt Carl Spitteler seine berühmte Rede, in der er einer «neutralen» Schweiz das Wort redete. Die Debatte von damals wird gerade neu entflammt. Eine «Diskussion über den Schweizer Standpunkt» wolle er anstossen, sagt Georg Häsler, NZZ-Journalist und Oberst. Doch hier scheiden sich die Geister bereits wieder. Häsler zielt aufs Eingemachte, mit der Schweizer Neutralität steht er auf Kriegsfuss. Die *Weltwoche* hat die Positionen des sicherheitspolitischen Avantgardisten auf den Prüfstand gestellt. **Seite 32**

Sie tragen den Namen wie ein Schild vor sich her: Sogenannte Nichtregierungsorganisationen (NGOs) sind stolz darauf, nicht Regierung, nicht Staat zu sein. Doch der Schein trügt. NGOs sind oft mit staatlichen Stellen verbandelt. Sie sind nicht nur von öffentlichen Geldern abhängig, sondern fungieren arbeitsteilig als verlängerter Arm des Staats. So bereiten die angeblich weder an Macht noch an Geld noch an Partikularinteressen interessierten NGOs den Boden für eine von den tonangebenden Eliten gewünschte Politik, wie Philipp Gut anhand konkreter Beispiele aus verschiedenen Ländern zeigt. **Seite 46**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Plötzlich autoritär: Habermas & Co. S. 40



Europas Schicksal: Kiew. S. 54



Rechter Konter: Meloni. S. 24

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung Schneider-Schneiter:
Basler Pharma «nicht relevant»
- 7 Peter Rothenbühler Lieber Jean Ziegler
- 8 Bern Bundeshaus König der Ausreden
- 10 Weisheit des Herzens
- 12 Dreissig Jahre Sprücheklopfen
Chronologie des Versagens
- 14 Bravo Martin Bäumle
- 14 Wandelhalle
- 16 Mörgeli Triumph eines Vielgeschmähten
- 16 Aussenpolitisches Telegramm
- 17 Peter Bodenmann
Muss Elon Musk zum Psychiater?
- 18 Mein schönes Kasan
Putins Staatsparade im Mongolenreich
- 20 Desaster für Prämienzahler
Dauerkrise im Gesundheitswesen
- 21 Nirmala Sitharaman
Es hätte etwas Beglückendes
- 22 Herbert Kickl
Von der Kunst, Freunde zu gewinnen
- 24 Asyl Meloni kontert Richter-Rebellion
- 25 Kurt W. Zimmermann
Böse, böse Autobahn
- 26 Kurt Andersen «Amerika ist grossartig,
und das soll so bleiben»
- 30 Inside Washington
- 31 Fethullah Gülen
Bahn frei für Erdogan
- 32 Der Falke von der Falkenstrasse
NZZ-Redaktor Georg Häsler
- 34 News Australien will Charles entsorgen

- 34 Hartmuth Attenhofer
Lob des «Schafseckels»
- 35 Anabel Schunke Mitleid mit «Raheem»
- 36 EU Da hilft nur noch die Kettensäge
- 37 Rahel Senn Wahrer Traum
oder geträumte Wahrheit?
- 38 Lisa Fellhofer über den politischen Islam
«Gegen die Demokratie»
- 40 Recht ist, was links ist
Jürgen Habermas und die Folgen
- 44 Heimisch im Land des Erzfeinds
Wie der Mossad den Iran infiltriert
- 45 Nachruf Yahya Sinwar
- 46 NGO Hand in Hand tanzen sie
mit der Macht
- 48 Anne Applebaum Die kriegerische Rolle
der Friedenspreisträgerin
- 50 John Fund Wie sicher sind die US-Wahlen?
- 51 News Karl Lauterbach und die Billigflüge
- 52 Im Aargau sind zwei Liebi
Triumph der Rechtsbürgerlichen
- 53 Tom Kummer Mein Sohn, der Rekrut
- 54 Jaroslaw Hryzak «Die Ukraine
ist das Palästina Europas»
- 57 Tamara Wernli Mein Super-Booster
- 58 Leserbriefe
- 59 Nachrufe Ratan Tata, Mario Feurer
- 60 Beat Gygi
Rahmenabkommen als Einstiegsdroge

ERFOLG: KRAFT DER KRÄUTER

- 61 Wie Schweizer Kräuter die
globale Kosmetikindustrie erobern
Die Geheimnisse der Firma Rausch
aus Kreuzlingen

LITERATUR UND KUNST

- 67 Ikone der Woche
- 68 Ein Gott für alle Fälle
Der nordische Göttervater Odin
- 70 Bücher der Woche
- 73 Die Bibel
- 74 Keanu Reeves Die geheimnisvolle
Aura des grossen Schauspielers
- 76 Fernsehen
- 76 Serie «Monsters»
und «Die Brüder Menendez»
- 77 Pop Raye
- 78 Musik Jakub Józef Orłowski
- 79 Film «Landesverräter»
- 79 Jazz Sylvie Courvoisier
- 81 Unterwegs
Wo Nostalgie auf Wirklichkeit trifft

LEBEN HEUTE

- 82 Wunderbare Welt
- 82 Unten durch
- 83 Sex
- 84 Zeitzeichen
- 85 Häuser
- 85 Thiel Deutsche Bildungsreform
- 86 Bei den Leuten
Cirque du Soleil in Zürich
- 88 Essen
- 88 Wein
- 89 Auto
- 89 Objekt der Woche
- 90 Der Sinn des Lebens
Barbara Bleisch, Philosophin

Schweizer Pharma? «Nicht relevant!»

Die Chefin der Handelskammer beider Basel redet sich um Kopf und Kragen. In der SRF-«Arena» düpiert Elisabeth Schneider-Schneiter ihre wichtigsten Geldgeber.

Christoph Mörgeli

Politiker wird man nicht, Politiker hält man sich.» So lautet das Verdikt in den Teppichetagen grosser Konzerne. Die Basler Pharmaindustrie lässt es sich einiges kosten, ihre Interessen im Berner Parlament vertreten zu lassen. Der Ökonom Felix Auer (FDP) arbeitete 22 Jahre seines Berufslebens für Ciba-Geigy. Zwanzig Jahre davon amtierte er gleichzeitig als Nationalrat. Danach folgte sein Parteikollege Johannes Randegger, ausgebildeter Chemiker, der elf Jahre lang im Sold von Ciba-

Wer am Wirtschaftsstandort Basel eine solche Freundin hat, braucht keine Feinde mehr.

Geigy in der Grossen Kammer politisierte. Die Apothekerin Kathrin Amacker (Mitte) – bei Novartis mit «Chancengleichheit und Diversity» beauftragt – wirkte im Nationalrat, bis sie als Kommunikationschefin zur Swisscom wechselte.

Seither vertritt den Pharmastandort Basel Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter von der Mitte-Partei. Die Juristin präsidiert nämlich die Handelskammer beider Basel. Gründungspräsident dieser Lobby war 1876 mit Alphons Koechlin-Geigy ein unternehmerisches Schwergewicht, genau wie seine Nachfolger, etwa Louis von Planta, der 1970 die Fusion der J. R. Geigy mit der Ciba leitete und später jene der Ciba-Geigy mit Sandoz zur Novartis begleitete.

Leidenschaft für die Anbindung

Zum Präsidium dieser exklusiven Handelskammer kam Schneider-Schneiter 2017 wie die Jungfrau zum Kind. Denn durch wirtschaftliche Leistungen war sie in der Region bis dahin nicht aufgefallen. Aber die Firmen beider Basel wollten eine Politikerin der Mitte-Partei an ihrer Spitze, weil dort die Mehrheiten gebildet werden. Und so kam zur freudigen Überraschung der Baslerbieterin eins zum andern: neben dem bezahlten Handelskammer-Präsidium das bezahlte Präsidium der Raiffeisenbank Basel, die bezahlte Interessengemeinschaft Biomedizinische Forschung und Innovation, der bezahlte Ver-

waltungsratssitz in der Elektra Birseck und schliesslich der ehrenamtliche Vorstandssitz in der Economiesuisse.

Als Aussenpolitikerin hatte Schneider-Schneiter weniger Fortüne. Es gelang ihr nicht, sich im Europarat einen Namen als einflussreiches Mitglied zu machen. Auch scheint ihre stürmische EU-Begeisterung und ihre Leidenschaft für eine institutionelle Anbindung ihren Parteipräsidenten Gerhard Pfister nicht glücklich zu machen. Während der Zuger aus seiner Skepsis bezüglich Personenfreizügigkeit und EU-Rechtsübernahme kein Hehl macht, wirbelt und weibelt die Mitte-Frau so militant für die Verträge, als ob es um Leben oder Sterben ginge.

Man «muss» diesem neuen Abkommen zustimmen, beschwor sie das Publikum in der Sendung «Arena» des Schweizer Fernsehens. SVP-Wirtschaftspolitiker Thomas Matter gab ihr zu bedenken, dass die Vereinigten Staaten mittlerweile Deutschland als wichtigste Exportnation der Schweiz überholt hätten. Dabei habe unser Land mit den USA nicht einmal ein Freihandelsabkommen. Worauf Elisabeth Schneider-Schneiter so reagierte: «Darf ich etwas dazu sagen, dass die USA das wichtigste Exportland geworden sind? Wissen Sie, wegen welcher Branche? Nur

wegen einer Branche, wegen der Pharma! Von dem her ist das für mich nicht relevant.»

An der Nadel der Industrie

Diese dreiste Äusserung müsste die Pharmakonzerne aufhorchen lassen. Die Präsidentin der Handelskammer beider Basel reagierte beim Thema europäische Integration derart emotional, dass sie Novartis und Roche mit 26 000 Mitarbeitern in der Schweiz und 180 000 weltweit mit dem Ausdruck «nur wegen einer Branche» herunterputzte. Um dann gleich noch einen draufzugeben: Die Pharmabranche sei für sie «nicht relevant». Wer am Wirtschaftsstandort Basel eine solche Freundin hat, braucht keine Feinde mehr. Es bedarf einer bemerkenswerten Fähigkeit zur Fehleinschätzung, wenn Elisabeth Schneider-Schneiter den Jahresumsatz von rund 105 Milliarden Franken und eine Börsenkaptalisierung von 482 Milliarden Franken zweier Basler Unternehmen als Petitesse abtut.

Dabei können sich die Basel-Städter seit dem letzten Wochenende ausschliesslich dank den sprudelnden Steuererträgen von Roche und Novartis erneut eine Mehrheit von Rot-Grün-Alternativen im Parlament leisten. Solange Basel an der Nadel seiner Pharmaindustrie hängt, darf man sich auch die Personenfreizügigkeit, die Grenzgänger und 32 Prozent Ausländer leisten. Gemeinsam ist den Baslern – ob Milliardenerbin, Pharmamanager, kurdischer Ladenbetreiber, Drogensüchtiger oder Sozialhilfeempfänger – die Überzeugung: Die EU ist etwas Gutes, und die Basler sind «weltoffen».

Doch bei aller Begeisterung von Elisabeth Schneider-Schneiter für die institutionelle EU-Anbindung bleiben die demokratischen Bürgerrechte auf der Strecke. Dabei hat Louis von Planta 1976 noch geschrieben: «Mit der Wirtschaftsfreiheit verteidigt die Basler Handelskammer zugleich auch die Freiheit des Individuums, denn politische Freiheit und Wirtschaftsfreiheit sind untrennbar verbunden.» Für die heutige Präsidentin scheint die Freiheit des Individuums genauso «nicht relevant» wie die Basler Pharma. Möglicherweise ist aber auch Nationalrätin Schneider-Schneiter nicht relevant.



«Darf ich etwas dazu sagen?»:
Nationalrätin Schneider-Schneiter.

Lieber Jean Ziegler

Und noch ein Buch! «Où est l'espoir?», Ende Oktober bei Seuil erschienen. Und wieder keine Überraschung. Der gute, alte Jeannot, im April gerade neunzig geworden, bleibt bei seinem radikalen Kampf gegen den Kapitalismus, der natürlich schuld ist an allem Elend dieser Welt, am Hunger, an der Kindersterblichkeit, an der weltweiten Verletzung der Menschenrechte, an der Zerstörung der Natur, eigentlich an allem, was schiefeht.

Wir kennen deine Predigt. Auch die Schweiz steht auf deiner Negativliste. Das Schöne an dir ist, dass du nie von deiner Linie abgerückt bist, keiner dieser Altlinken bist, die im Alter nach rechts gerückt sind. Deine Hoffnung ist zwar nicht mehr die Revolution wie damals, als du noch Che Guevara durch Genf chauffiert hast. Nein, du bist heute so etwas wie der älteste Apostel der Wokeness, setzt deine Hoffnung auf all die alternativen Bewegungen von jungen



Späte Genugtuung:
Schreibstubenrevolutionär Ziegler.

Menschen, mit denen du eigentlich total kompatibel bist.

Sie nennen das die Intersektionalität mehrerer Unterdrückungsmechanismen, eine Vermengung von Antikolonialismus, Antikapitalismus, Feminismus, Genderismus, dazu das Misstrauen gegenüber demokratischen In-

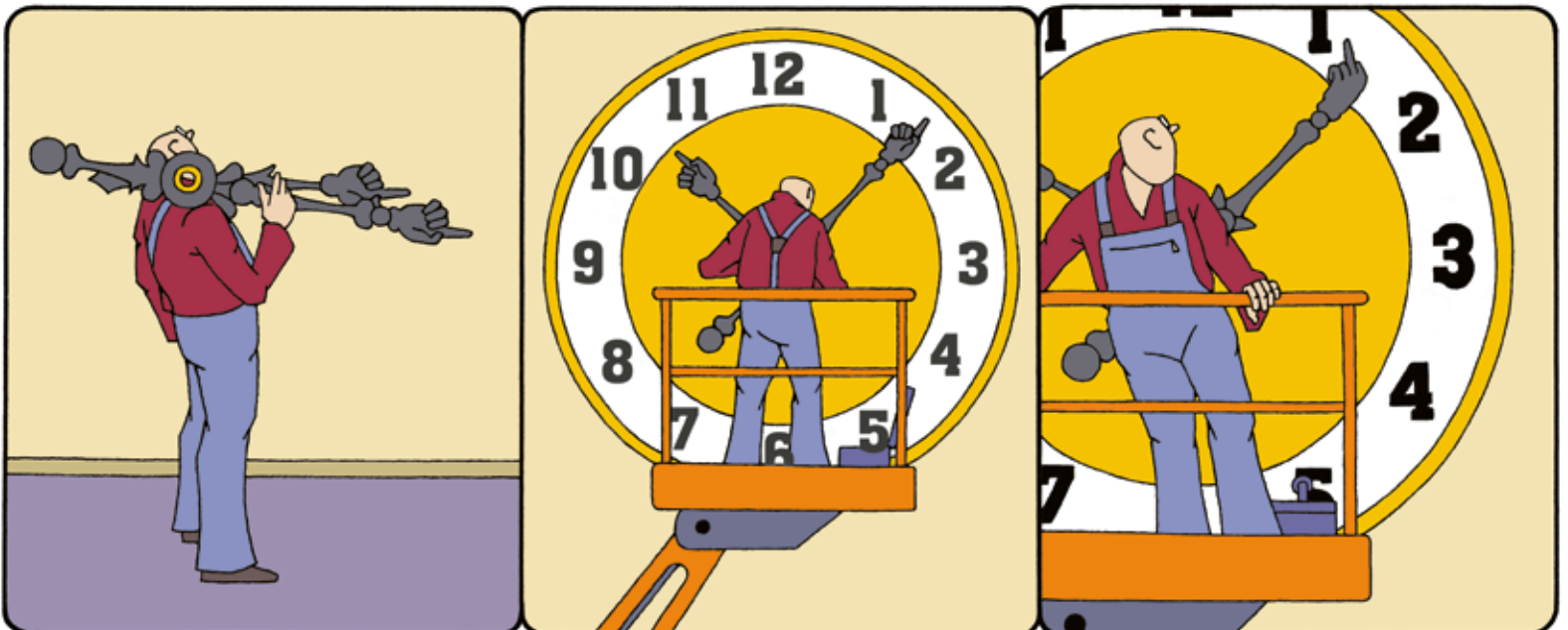
stitutionen, die auch für dich nur noch ein Deckmäntelchen für internationale Finanzmächte sind, die die wahren Regierer unserer Zeit seien.

Nun, ich hätte vom alternden Ziegler doch noch erwartet, dass er eine gewisse Selbstkritik zeigt in Sachen naiver Unterstützung von furchtbaren Diktatoren, die die Menschenrechte immer wieder aufs Schlimmste verletzt haben, aber für dich die richtige Etikette trugen, weil sie sich Sozialisten oder Kommunisten nannten, Leute wie Fidel Castro oder Che, Chavez oder Maduro.

Mir macht es echt Sorgen, dass dieses krasse Schwarzweissdenken à la Ziegler heute bei jungen Menschen wieder Mode ist. Für dich, den gutsituierten Genfer Schreibstubenrevolutionär, dürfte dies hingegen eine späte Genugtuung sein, nicht wahr?

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



König der Ausreden

Der neue Chef des Staatssekretariats für Migration wird als «Ausschaffungsexperte» bejubelt. Wer die Rückführungen abgewiesener Asylbewerber anschaut, kann sich nur wundern.

Als sich die SVP-Spitze vor einigen Wochen mit Bundesrat Beat Jans (SP) zum Austausch über das Asylchaos traf, interessierten sich Präsident Marcel Dettling und Fraktionschef Thomas Aeschi auch für die Nachfolgeregelung an der Spitze des Staatssekretariats für Migration (SEM). Die aktuelle Amtsinhaberin, Christine Schraner Burgener, wird den Dienst auf Ende Jahr quittieren. Jans vertröstete Dettling und Aeschi auf den Herbst, versprach jedoch, einen bürgerlichen Vertreter in dieses schwierige Amt zu hieven. Er nannte auch einen Namen.

War das nur wieder ein leeres Versprechen des Ankündigungsministers, oder wurde der bisherige Vizedirektor des SEM, Vincenzo Mascioli, bloss *faute de mieux* an die Spitze der nationalen Migrationsbehörde katapultiert? Der neue SEM-Chef ist wieder ein Linker und gehörte zur roten Garde der SP-Bundesräte Moritz Leuenberger und Simonetta Sommaruga. Seine Karriere in Bundesbern beruht auf einem lästigen Systemfehler. Die Spitzenjobs in Bern werden nämlich nicht nach Qualifikationen, sondern nach Beziehungen vergeben.

Lehrer, Lektor, Staatssekretär

Als Vincenzo Mascioli 2016 Vizedirektor des SEM und Leiter des Bereichs Internationales wurde, musste er sich das Know-how, welches man für einen solchen Kaderjob voraussetzen darf, erst erarbeiten. Der Chef von damals 110 Mitarbeitern hatte nie im Leben irgendeine Chefposition bekleidet oder gar internationale Deals ausgehandelt, sondern war einmal Lehrer, siebzehn Monate Lektor im linken Rotpunktverlag, acht Jahre Redenschreiber von Bundesrat Moritz Leuenberger und dann sechs Jahre Zuflüsterer von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga gewesen, wie die *Handelszeitung* damals monierte. Der geschenkte Spitzenjob trug ihm ein Jahressalär von über 234 000 Franken ein.



Faute de mieux an der Spitze: SEM-Chef Mascioli.

Nun hat ihn der neue SP-Justizminister Beat Jans noch weiter nach oben befördert, in die oberste Gehaltsklasse und Etage des Staatssekretariats für Migration. Wer sonst noch alles im Rennen war, weiss man nicht mit Gewissheit. Die Stellenausschreibung erfolgte im Juni, vierzig Bewerber

Die Spitzenjobs in Bern werden nicht nach Qualifikationen, sondern nach Beziehungen vergeben.

reichten Dossiers ein, am Ende schwang Mascioli obenaus. Er sei «die richtige Schlüsselperson für diese Stelle», schwärmte Jans.

Die NZZ schrieb ihn gar zum Ausschaffungsexperten hoch. «König der Ausreden» wäre wohl passender gewesen. Mascioli verscherzte sich im Parlament viele Sympathien, weil er Parlamentarier davon zu überzeugen versuchte, dass ihre Vorstösse zum Thema Asyl nicht umsetz-

bar seien. Darüber nervte sich auch die Schwyzer Ständerätin Petra Gössi (FDP). «Es ist nicht Aufgabe der Verwaltung, das Parlament zu belehren und selber keine Lösungsvorschläge zu bringen.» Sie höre immer nur, was nicht funktioniere. «Das Problem muss endlich gelöst werden», polterte Gössi gegenüber der NZZ am Sonntag, nachdem Mascioli ihren Vorstoss zur Ausschaffung von Eritreern über Drittstaaten, in der Staatspolitischen Kommission des Nationalrats (SPK-N) als kontraproduktiv dargestellt hatte.

«Viele Vollzugspendenzen»

Im Bereich Internationales, insbesondere bei der Rückkehr von Asylbewerbern – in Mascioli's bisherigem Einflussgebiet also –, gibt es erhebliche Defizite, obwohl das SEM sich hier selbst hervorragende Leistungen attestiert. Wenn dem wirklich so wäre, würde das nationale Migrationsamt deswegen nicht ständig im Fokus der parlamentarischen Kritik stehen. National- und Ständerat müssten auch keine Gesetzes-

änderungen beschliessen, um Ländern, die sich bei Rückführungen unkooperativ verhalten, die Entwicklungshilfegelder kürzen zu können.

Dies hat die kleine Kammer in der Herbstsession beschlossen. Der Luzerner Ständerat Damian Müller (FDP) wies dabei explizit auf die «vielen Vollzugspendenzen» bei Rückführungen hin: «Wir gehören zu den wenigen Ländern weltweit mit vielen Rückübernahmeabkommen, aber in der Praxis passiert verhältnismässig wenig», kritisierte er.

Da traf es sich gut, dass wenige Tage vor der Bekanntgabe von Mascioli's Ernennung zum SEM-Staatssekretär der *Sonntagsblick* prominent über die Zwangsausschaffung krimineller Afghanen nach Kabul berichtete. Mascioli konnte sich so vor seiner Inthronisation als Asylhardliner inszenieren. Den Tatbeweis, dass er diesen Job verdient hat und nicht bloss geschenkt bekam, muss er aber trotzdem erst noch erbringen.

NEUER CITROËN C3

DIE REVOLUTION IST DA



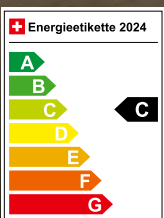
AB CHF

15'990.-

ERHÄLTlich ALS ELEKTRO,
HYBRID UND BENZINER



CITROËN



citroen.ch

Angebot gültig für den Kauf zwischen dem 01.10. – 30.11.24. Angebot gültig für Privatkunden, nur bei den an der Aktion beteiligten Händlern. Empfohlener Verkaufspreis inkl. MwSt. Neuer Citroën C3 1.2 Turbo 100 You, Katalogpreis CHF 15'990.-, Verbrauch gesamt 6,1 l/100 km; CO₂-Emission 139 g/km; Treibstoffverbrauchskategorie C. Abgebildetes Modell: Neuer Citroën ë-C3 113 PS Electric Max, Katalogpreis CHF 30'280.-, Garantie 5 Jahre/100'000 km (was zuerst eintritt) geschenkt. Symbolfoto. AC Automobile Schweiz AG behält sich das Recht vor, die technischen Daten, die Ausstattungen und die Preise ohne Vorankündigung zu ändern.

5 JAHRE
CITROËN
GARANTIE

Klänge von einem anderen Stern

Am 6. März 1989 wäre ich gerne in Paris gewesen, im «Zénith».



Mir schien, dass es keine falschen Orte geben kann.

Hin und wieder bedaure ich, dass ich nicht überall sein konnte und ich nicht zur richtigen Zeit am richtigen Ort war, sondern in einem Irgendwo, an das ich mich nicht mal mehr erinnere, während am richtigen Ort ein Kapitel in der Erzählung der Ewigkeit geschrieben und einem Stern eine Stunde hinzugefügt wurde.

Meistens überkommt mich diese harmlose Schwermut, wenn der Abend und das Sein zu einem erlösenden Adagio wird, wenn ich Rotwein trinke und Musik höre. Ich lande immer bei den gleichen Liedern, schon jahrelang, ich werde ihrer nie überdrüssig. Ihre Faszination liegt darin, dass es Momente sind, in denen der Mensch über sich hinausgewachsen ist und ein wenig von dem bisschen Göttlichen in der Welt gestreichelt wurde.

Am 5. Februar 1981 wäre ich gerne in Kalifornien gewesen, im «Great Western Forum» nahe Los Angeles. Diana Ross gab dort ein Konzert, und am Ende spielte sie «Upside Down». Sie trug ein weisses, hochgeschlitztes Seidenkleid mit schmalen Schulterträgern und goldene Schuhe mit himmelhohen Absätzen. Nie sah sie besser aus. Am Rande der Bühne stand Michael Jackson, «mein Baby», wie sie ihn nannte, noch jung, noch nicht weissgespült, noch voller Leben und nicht voller Propofol.

Dann begann der unsterbliche Beat des Songs. Diana machte ein paar Schritte nach vorne, stellte sich hin, bückte sich, warf ihren Körper hin und her, ihren Kopf, sie lächelte und

richtete sich auf und streckte die Hände gegen den Himmel, wo sie sich schon längst befand.

Michael bewegte sich im Halbschatten des Bühnenlichts völlig im Einklang, schnippte mit den Fingern, und Diana tat, was gute Göttinnen tun, lustvoll unerreichbar verführen, und dann rief sie, dass Michael auf die Bühne kommen soll. Er kam in engen Jeans, Westernboots und Baseball-Jacke, stellte sich hin und fing an zu tanzen, nur zwei, drei Schritte hin in eine andere Welt.

Am 6. März 1989 wäre ich gerne in Paris gewesen, im «Zénith», es war das letzte Konzert von Serge Gainsbourg, und das letzte Lied, das er sang, war «Mon Légionnaire», dieses Chanson über verlorene Liebe und unerwiderte Leidenschaft. Serge stand da, hellblaue Jeans, hellblaues Jeanshemd mit hochgestelltem Kragen, seine grossen Augen kleiner als die Tränensäcke darunter, seine Gauloises und ein Feuerzeug lagen auf einem Lautsprecher.

Und dann fing er an zu singen mit einer Stimme, in der die Kraft einen verzweiferten Kampf gegen ihren Abgesang führt, und er ging als Mann, der geschlagen, aber, noch, nicht endgültig vernichtet worden war, und die Band ging in den Instrumentalteil über, und bevor einer der besten Saxophoneinsätze der Welt an der Reihe war, lief er winkend von der Bühne und drehte sich noch einmal um und versuchte zu lächeln. Zwei qualvolle Jahre später verliess er die Bühne des Lebens.

Am 6. November 2010 wäre ich gerne in Leverkusen gewesen an den Jazztagen. Paco de Lucia

spielte dort, und Paco war mindestens der Sohn eines Gitarren Gottes, und wenn er sein Instrument zum Klingen brachte, war es wie die Geburt eines neuen Universums, das nur Energie und Harmonie kennt und keine Vergänglichkeit. Zusammen mit Al Di Meola spielte er «Mediterranean Sundance». Da waren zwei Gitarren, die einen ganzen musikalischen Ozean schafften; es war der ewige Höhepunkt der Kunst des Gitarrenspiels, nie mehr werden zwei Gitarren je wieder so zu einer der schönsten Wellen der Welt zusammenfliessen.

Am 24. Oktober 1999 wäre ich gerne in Berlin gewesen, am Gendarmenmarkt im Konzerthaus, es wurde gerade nach langen Renovierungsarbeiten wiedereröffnet. Edda Moser sang die Arie «Königin der Nacht» aus Mozarts Zauberflöte. Niemand singt diese schwierigste aller Opernarien mit mehr Souplesse als Edda, sie lässt das Unmöglich anmutende so leicht schweben wie eine Feder im Wind. Edda war 1999 schon im Ruhestand, ihre Stimme geriet immer mehr ins Ungehörte, und sie stand da, und sie wusste, das hier ist ihr letztes Scheinwerferlicht, und sie schuf einen Gesang, der für immer im Universum mitschwingen wird.

Ich legte die Kopfhörer hin, hörte ein Rauschen im Ohr und all die Melodien im Nachhall, die Reise war zu ende, und mir schien, dass es keine falschen Orte geben kann und der richtige immer der ist, an dem man sich gerade befindet.



Reisen 2025:
Jetzt Kabine
sichern!

**9 Tage ab
CHF 1890* p.P.**



IJsselmeer und Hansestädte
NEU AMSTERDAM-BREMEN
MS THURGAU SAXONIA

- TAG BASEL-AMSTERDAM** Individuelle Anreise nach Basel. Fahrt im ICE via Frankfurt nach Amsterdam.
- TAG AMSTERDAM-ALKMAAR** Ausflug⁽¹⁾ zum Keukenhof. Alternativ Grachtenrundfahrt⁽³⁾ in Amsterdam. Am Nachmittag Weiterfahrt nach Alkmaar.
- TAG ALKMAAR-DEN HELDER** Ab Alkmaar Ausflug⁽¹⁾ zum Tulpengarten Hortus Bulborum und Fahrt zum UNESCO-Weltkulturerbe Beemster. Alternativ Rundgang⁽³⁾ durch die Käsestadt Alkmaar. Weiterfahrt nach Den Helder.
- TAG DEN HELDER-LEMMER** Tulpenerlebnisausflug⁽¹⁾ in Julianadorp oder Rundgang⁽²⁾ in Den Helder. Entspannung an Bord. Sie passieren das IJsselmeer, die ehemalige Meeresbucht Zuiderzee.
- TAG LEMMER-GRONINGEN** Ausflug⁽¹⁾ Flevo-land mit Tulpenfeldern und Fischerdorf Urk. Am Nachmittag Schifffahrt von Lemmer bis nach Groningen.
- TAG GRONINGEN** Rundgang⁽¹⁾ durch Groningen. Erleben Sie Sehenswürdigkeiten wie den historischen Martiniturm oder das futuristische Forum.
- TAG PAPPENBURG-DÖRPEN-OLDENBURG** In Pappenburg Besichtigung der Meyer-Werft⁽²⁾. Wiedereinschiffung der Ausflugsteilnehmer:innen in Dörpen. Fahrt nach Oldenburg. Rundgang⁽¹⁾ durch die Stadt mit der ältesten grossen Fussgängerzone Deutschlands.
- TAG OLDENBURG-BREMEN** Ankunft in Bremen. Kurze Rundfahrt durch die Hansestadt mit Spaziergang⁽²⁾ durch die Altstadt. Besonders romantisch ist das Schnoorviertel und in der Böttcherstrasse erleben Sie ein Glockenspiel aus Meissener Porzellan.
- TAG BREMEN-BASEL** Nach der Ausschiffung Transfer zum Bahnhof und Rückfahrt mit der Gruppe im ICE nach Basel. Individuelle Heimreise.

BREMEN-AMSTERDAM Reise in umgekehrter Reihenfolge, ohne Rundfahrt/-gang in Bremen und anstelle der Besichtigung der Meyer-Werft Ausflug nach Greetstiel.



Rathaus, Pappenburg

Reisedaten 2025 Es het solangs het Rabatt

Bremen-Amsterdam	Amsterdam-Bremen
15.04.-23.04. 600 ^(7 8)	23.04.-01.05. 500 ⁽⁸⁾
01.05.-09.05. 500 ⁽⁸⁾	09.05.-17.05. 500 ^(6 8)
	29.10.-06.11. 900 ⁽⁹⁾

- ⁽⁶⁾ Leicht angepasstes Programm
- ⁽⁷⁾ 50% Rabatt auf Zuschlag Alleinbenutzung
- ⁽⁸⁾ Mit Keukenhof
- ⁽⁹⁾ Ohne Tulpenausflüge

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Vegetarische Menüoptionen
- Vegane Mahlzeiten auf Voranmeldung
- Bahnfahrt 2. Klasse ab / bis Basel SBB inkl. Sitzplatzreservation
- Transfer Schiff-Bahnhof Berlin oder v.v.
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Zugbegleitung bei An- / Rückreise
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2790
2-Bettkabine Hauptdeck	2990
2-Bettkabine Oberdeck	
mit zu öffnendem Panoramafenster	3690
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	790
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1390
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	295
Getränkpaket (Details online)	256
Zuschlag Bahnhof	140
Zuschlag Flug	auf Anfrage



Informationen oder buchen
thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550



MS Thurgau Saxonia****



Flussreisen 2025 entdecken



15 Tage ab CHF 2940 p.P.

Auf Rhein, IJsselmeer und Maas
BASEL-FLANDERN-BASEL
MS ANTONIO BELLUCCI

NATURPARADIES TEXEL

Reisedaten 2025

17.04.-01.05. ⁽⁸⁾	24.07.-07.08.
26.05.-09.06.	28.08.-11.09.
09.06.-23.06.	23.09.-07.10.
10.07.-24.07.	

⁽⁸⁾ Mit Keukenhof



6 Tage ab CHF 1140 p.P.

Frühlingshit auf der Elbe
NEU BERLIN-MEISSEN-DRESDEN
MS THURGAU CHOPIN

ELBFLORENZ DRESDEN

Reisedatum 2025

17.03.-22.03.



8 Tage ab CHF 3990 p.P.

Kultur & Geschichte am sagenumwobenen Nil
NEU LUXOR-ASSUAN-LUXOR
MS RIVER TOSCA

LUXOR - TAL DER KÖNIGE

Abreisedaten 2025

27.10.25	15.12.25	02.02.26	23.03.26
03.11.25	22.12.25	09.02.26	30.03.26
10.11.25	29.12.25	16.02.26	06.04.26
17.11.25	05.01.26	23.02.26	13.04.26
24.11.25	12.01.26	02.03.26	20.07.26
01.12.25	19.01.26	09.03.26	27.04.26
08.12.25	26.01.26	16.03.26	

Amriswilerstrasse 12 | 8570 Weinfelden | Tel. 071 552 4000 | info@thurgautravel.ch

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽³⁾ Alternativer Ausflug an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten. Wegen niedrigen Brückenhöhen kann das Sonnendeck auf einigen Kanalabschnitten nur eingeschränkt genutzt werden. | *Günstigste Kategorie, Rabatt abgezogen

Die Prämien-Mafia

Schweizer Gesundheitswesen: Dreissig Jahre falsche Zahlen, Beschwichtigungen und Lügen aus dem Bundesrat.

Marcel Odermatt

Bern

Diesmal sollen es bis zu 440 Millionen Franken sein. Zu diesem «Sparpotenzial» kommt eine Studie, die das Bundesamt für Gesundheit (BAG) im Auftrag von Elisabeth Baume-Schneider erstellt hat. Das Projekt der SP-Innenministerin, mit dem dieses Kunststück gelingen soll, heisst «Einheitliche Finanzierung der Leistungen in der Krankenversicherung» (Efas). Das Ziel: mehr ambulante statt stationärer Medizin und Pflege sowie mehr Koordination zwischen den Akteuren. Es werden grosse Zahlen herumgeboten. Weil die Ambulantisierung in der Schweiz noch in den Kinderschuhen stecke und weiter voranschreite, könne Efas gar zu einer Entlastung der Gesundheitskosten von «bis zu 2,5 Milliarden Franken führen», schwärmt der Genfer SVP-Sozialpolitiker Thomas Bläsi.

Passiert ist stets das Gegenteil

Am 24. November entscheidet das Volk. Glaubt der Souverän den Beteuerungen der SP-Bundesrätin, der SVP, der FDP, der Mitte und der GLP, die für eine Annahme der Reform werben? Nüchtern betrachtet, hat der Stimmbürger keinen Grund, den Politikern zu trauen. Die verantwortlichen Exponenten im Bundeshaus haben sich in den vergangenen dreissig Jahren eine nicht enden wollende Serie von Falschaussagen, Fehlprognosen und Fehleinschätzungen geleistet. Nach 1993 waren Ruth Dreifuss (SP) Pascal Couchepin (FDP), Didier Burkhalter (FDP) und Alain Berset (SP) für das Dossier ver-

Die Schocks spüren jene, die gerade noch so gut verdienen, dass sie ihre Prämien selber bezahlen müssen.

antwortlich; derzeit ist es Elisabeth Baume-Schneider (SP). Sie alle haben der Bevölkerung versprochen, die Gesundheitskosten in den Griff zu bekommen. Sie alle sind daran gescheitert.

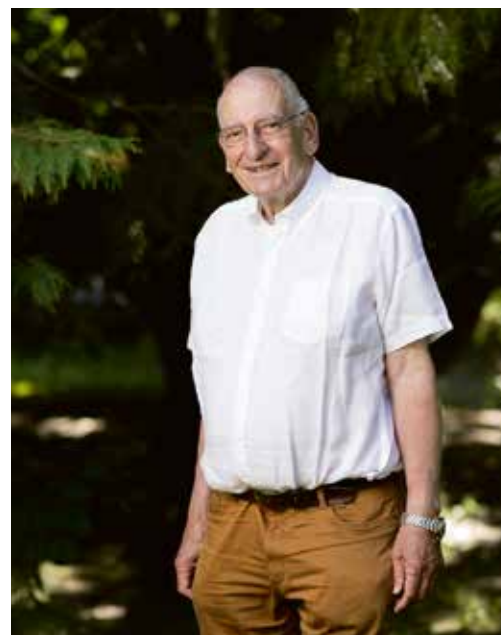
Ruth Dreifuss prägte das am 4. Dezember 1994 vom Volk angenommene Krankenversicherungsgesetz (KVG). Es verankerte die ob-



Fehler: Ruth Dreifuss (1993–2002).

ligatorische Grundversicherung für alle. «Die Gegner behaupten fälschlicherweise, das neue Gesetz bringe eine Kostenexplosion für alle», empörte sich die Genfer Sozialdemokratin im Abstimmungskampf. Sie versprach, dass niemand mehr als 8 Prozent seines Einkommens für die Prämien werde bezahlen müssen. Die Reform sei liberal, denn sie fördere den Wettbewerb. Die Krankenkassen, so Dreifuss, rechneten allein deswegen mit Kosteneinsparungen von 10 bis 12 Prozent. Im Abstimmungsbüchlein liess die SP-Bundesrätin festhalten, das KVG garantiere eine Gesundheitsversorgung zu «finanziell tragbaren Bedingungen». Es verschärfte das Kostenproblem «in keiner Weise». Aussagen, die vielen Stimmbürgern dreissig Jahre später als Hohn vorkommen müssen.

Auch FDP-Bundesrat Pascal Couchepin tat stets so, als habe er ein Rezept gegen die Prämienexplosion. «Man sollte sich fragen, ob alle Leistungen nötig sind», mahnte er. Passiert ist das Gegenteil. Die Verantwortlichen bauten das Angebot munter aus. Unter der Ägide des selbstbewussten Wallisers wurde die Kosten-



Ausbau: Pascal Couchepin (2003–2009).

beteiligung der Versicherten erhöht, ein neues Spitalfinanzierungssystem auf der Basis von Fallpauschalen verbreitet und öffentliche und private Pflegeeinrichtungen gleichgestellt. Zudem setzte er sich für die Aufhebung des Kontrahierungszwangs der Krankenkassen ein, um den Wettbewerb unter den Leistungserbringern zu erhöhen. Der Freisinnige versuchte es mit einem Trick: Er forderte die Kassen auf, ihre Reserven abzubauen. Die Quittung kam nach seinem Rücktritt, als die Prämien wieder massiv stiegen. Die Bilanz von Couchepin, der stets den Eindruck vermittelte, er könne es besser als alle anderen: In seinen sechs Amtsjahren stiegen die Prämien im Schnitt um 4,8 Prozent pro Jahr, insgesamt um fast ein Drittel.

Sein Nachfolger, der vorsichtige Didier Burkhalter, sparte ebenfalls nicht mit markigen Worten und kündigte gleich zu Beginn seiner Amtszeit als Gesundheitsminister an, er werde nun die Fehler seiner Vorgänger ausbügeln. «Gemeinsam müssen wir ein Gesundheitssystem anstreben, das seine Qualität halten oder verbessern kann und gleichzeitig die Kosten im

Griff hat.» Schon bald zeigte sich, dass auch der Neuenburger seine Versprechen nicht halten können. So hatte er angekündigt, der vielkritisieren Jagd der Krankenkassen nach den «guten Risiken», den Jungen und Gesunden, ein Ende zu setzen. Nach nur zwei Jahren flüchtete er vom anstrengenden Innen- ins mondäne Aussendepartement, wohl auch, weil er merkte, dass er die Erwartungen enttäuschen würde.

Mit Burkhalter endete das Experiment eines FDP-Vertreters in der Gesundheitspolitik. Das Departement ging wieder in linke Hände über – Alain Berset übernahm den Posten. Der Freiburger Genosse, der wie Couchepin den gros-

tragen der Steuerzahler und der Prämienzahler. Auf der anderen Seite gibt es die obere Mittelschicht und die Reichen. Für sie spielt es eine untergeordnete Rolle, ob die Prämien pro Jahr tausend Franken mehr oder weniger kosten.

Die Prämienstöße spüren jene, die gerade noch so gut verdienen, dass sie ihre Krankenkassenprämien selber bezahlen müssen und sich über die Steuern an den Gesundheitskosten beteiligen. Diese Gruppe wird ausgepresst und mit hohlen Phrasen abgespeist. Eine ehrliche Debatte findet nicht statt. Für die einen sind es die hohen Medikamentenpreise, für die anderen die zu hohe Spitaldichte, die Nächsten kritisieren

tausende sind erst im mittleren Erwachsenenalter eingewandert und haben vom ersten Tag an profitiert, ohne einen Franken einzuzahlen.

Sage keiner, er sei nicht gewarnt gewesen

Nehmen wir die Migrantinnen und Migranten aus der Ukraine. Rund 66 500 von ihnen leben derzeit in der Schweiz. Die kantonalen Behörden empfehlen ihnen, sich für den Schutzstatus S anzumelden, «um die gleichen Leistungen wie Schweizerinnen und Schweizer vergütet zu bekommen», wie die Zürcher Gesundheitsdirektion schreibt. Damit seien auch «nicht notfallmässige medizinische Behandlungen



Flucht: Didier Burkhalter (2010–2011).



Scheitern: Alain Berset (2012–2023).



Trick: Elisabeth Baume-Schneider (seit 2024).

sen Auftritt liebt, hat nichts zustande gebracht. Seine zwölf Jahre im Sattel kann man getrost abschreiben. Quasi als Abschiedsgeschenk kündigte er vor einem Jahr für 2024 eine Prämienexplosion von 8,7 Prozent an.

Eine ehrliche Debatte findet nicht statt

Trotz Scheitern meinte Berset zum Schluss, es sei «umso wichtiger, dass wir die Belastung abfedern – durch wirksame Kostenkontrolle und Prämienverbilligungen». Doch genau hier liegt das grosse Problem. Summa summarum hat sich die durchschnittliche Prämie in der obligatorischen Krankenversicherung in den vergangenen zwei Jahrzehnten verdoppelt. Unter dieser Entwicklung leidet vor allem der Mittelstand. Im Jahr 2020 erhielten laut Bundesamt für Statistik rund 2,4 Millionen Personen oder 28 Prozent aller Versicherten Prämienverbilligungen oder bezahlten gar keine Prämien. Sie profitieren à discrétion von einem der besten, aber auch teuersten Gesundheitssysteme der Welt, ohne einen Beitrag zu leisten. Die Kosten ihrer Prämien trägt der Steuerzahler, ihre Gesundheitskosten

die fehlenden Anreize im System, wieder andere fordern mehr Innovationen, und für viele ist die Alterung der Bevölkerung der Hauptgrund,

Hunderttausende sind eingewandert und profitieren vom ersten Tag an, ohne einen Franken einzuzahlen.

weshalb das Gesundheitswesen immer teurer wird und mittlerweile über neunzig Milliarden Franken pro Jahr kostet, wovon 60 Prozent von den Privaten getragen werden.

All diese Faktoren spielen eine Rolle. Ein weiterer wird gerne unter den Tisch gekehrt: die Zuwanderung. Das Gesundheitssystem ist darauf ausgerichtet, dass die meisten Menschen glücklicherweise viele Jahre gesund sind, Prämien und Steuern zahlen, womit die überproportional hohen Gesundheitskosten der älteren Bevölkerung finanziert werden. Mehr als die Hälfte dieser Kosten entfällt auf die über 61-Jährigen. Nur ist dieses System in den letzten Jahren ad absurdum geführt worden. Hundert-

weitgehend abgedeckt». Man rechne: Im Jahr 2025 wird die durchschnittliche Monatsprämie 378.70 Franken betragen, was allein an Prämien rund 300 Millionen Franken pro Jahr ausmacht. Auch wenn das im Bundeshaus ignoriert wird: Natürlich wirkt sich dieser Betrag auf die Gesundheitskosten aus. Entsprechend bräuhete es eine Debatte: Können wir es uns leisten, dass alle alles bekommen, unabhängig davon, ob man etwas dazu beisteuert oder nicht?

Die grosse Frage ist: Können sich die Gesundheitspolitiker in Bern mit der neusten, viel gepriesenen Reform Efas durchsetzen, obwohl ihre Glaubwürdigkeit in Trümmern liegt? Trauen die Bürger den Zahlen, die ihnen aufischt werden? Bundesrätin Baume-Schneider versucht's mit einem Trick: In den Abstimmungsunterlagen findet sich ein Satz, der das versprochene Sparpotenzial von «bis zu 440 Millionen Franken» bereits wieder relativiert: «In welchem Umfang das Sparpotenzial realisiert werden kann, hängt vom Verhalten der Akteure ab, deshalb kann es nur grob geschätzt werden». Sage keiner, er sei nicht gewarnt gewesen.



Bravo: Martin Bäumle.

Garant des klaren Profils

Die Grünliberalen feierten am Wochenende in Rüschlikon hoch über dem Zürichsee ihr zwanzigjähriges Jubiläum. Der Zeitpunkt ist kein einfacher. Die erfolgsverwöhnte Partei erlebte schon bessere Zeiten. Die GLP verlor am Sonntag im Aargau und in Basel die kantonalen Wahlen, wie schon vorher in Schwyz, Thurgau und Schaffhausen. Trotzdem muss der Gruppierung an dieser Stelle an Kränzchen gewunden werden – insbesondere Partei Mitbegründer Martin Bäumle. Der Zürcher Dauernationalrat – seit 2003 in der Grossen Kammer und von 2007 bis 2017 nationaler Präsident – ist das bemerkenswerte Kunststück geglückt, die Partei dauerhaft als politische Kraft in der Schweiz zu etablieren.

Dabei hat die GLP ein eigenes Profil. Sie ist die einzige Partei, die sich neben der SVP in wichtigste Frage für das Land – dem Verhältnis zur Europäischen Union – klar positioniert. Während SP, Grüne, Mitte und FDP schwanken und nie klar sagen, was sie eigentlich wollen, sind die Grünliberalen so klar pro Brüssel, wie die SVP dagegen hält.

Diese Positionierung verdanken sie Bäumle, der seinen Kurs immer durchgezogen hat. Die Anhänger der GLP sind sich bewusst, was sie an ihrem altgedienten Politikfuchs haben. Deshalb verzeihen sie ihm, dass sich Bäumle – selbst mit einer Ukrainerin verheiratet und ein Kenner des Landes – beim Konflikt in Osteuropa eine eigene, vor der Parteilinie abweichende Position vertritt. Bäumle ist seit Kriegsausbruch nämlich davon überzeugt, dass Verhandlungen der einzige Ausweg aus diesem Krieg sind. *Marcel Odermatt*

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Sanija Ameti, Georges Kern, Christoph Blocher, Martin Bäumle, Marianne Bäumle, Toni Brunner, Simon Michel, Philipp Burkhardt

Verkehrte Welt bei den Grünliberalen: Die Zürcher Sektion der Ökopartei feierte am Wochenende im Gottlieb-Duttweiler-Institut in Rüschlikon ihr zwanzigjähriges Bestehen. **Sanija Ameti**, jahrelang gefeiertes Aushängeschild der Partei, liess das Stelldichein der gesamten Parteiprominenz sausen, dafür tauchte eine Person auf, mit der wohl die wenigsten gerechnet hatten: Ex-Mitglied **Georges Kern**, Uhrenunternehmer, der der Gruppierung im Mai den Rücken gekehrt hatte und nun Seite an Seite mit den Kompass-Initianten gegen ein Rahmenabkommen kämpft.



Sanija Ameti.

Die gestrauchelte GLP-Prinzessin Ameti war dann doch noch ein Thema hoch über dem Zürichsee, wenn auch nur für einen Moment. SVP-Doyen **Christoph Blocher** war eingeladen und richtete gutgelaunt ein paar Worte an das Geburtstagskind. Dabei konnte sich der Alt-Bundesrat einen kleinen Seitenhieb auf die Co-Präsidentin der Operation Libero nicht verkneifen. Er habe in der Ver-



Christoph Blocher.

gangenheit immer wieder mit Ameti debattiert, sagte Blocher. Ob er das auch in Zukunft tun werde, wisse er nicht. Es sei denn, er habe eine «kugelsichere Weste» dabei, sagte er lachend zur sichtlichen Belustigung der Gäste, die den Auftritt zahl-

reich filmten und sich nach der Rede mit Blocher für ein Selfie aufstellten. Blocher hatte sogar ein Geschenk für den politischen Konkurrenten mitgebracht: sein Buch «Das Blocher-Prinzip». Er gab der Partei den Rat, sich in die Lektüre zu vertiefen. Um dann schmunzelnd anzufügen, dann sei die GLP eines Tages auch so erfolgreich wie seine SVP. Ein dickes Lob – ein gegenseitiges – gab es von Blocher für GLP-Mitbegründer **Martin Bäumle**. Der langjährige Präsident habe seine Arbeit gut gemacht. Gleichzeitig erinnerte Bäumle, der mit seiner rüstigen 85-jährigen Mutter **Marianne Bäumle** nach Rüschlikon kam, daran, wie er immer ein gutes Verhältnis zur SVP-Fraktion hatte – insbesondere zur Parteilegende **Toni Brunner**.

Wenig zu lachen hat dieser Tage der Unternehmer (Ypsomed) und FDP-Nationalrat **Simon Michel**. Er verursachte einen Verkehrsunfall, wie die *Aargauer Zeitung* publik machte. Die Kollision kostete ihn fast 23 000 Franken Busse.



Simon Michel.

Das dürfte den Solothurner Volksvertreter allerdings weniger ärgern. Was ihn umso saurer machte, war die Tatsache, dass die Medien ausführlich über seinen Crash berichteten. In den sozialen Medien griff er etwa **Philipp Burkhardt**, Leiter der Bundeshausredaktion SRF Radio, frontal an. «Gehen Ihnen ausserhalb der Session die Themen aus? Ausweis werde ich wohl abgeben. Und jetzt? Wurden Sie wirklich noch nie gebüsst? Nie einen Fehler gemacht?» Worauf Burkhardt postwendend reagierte: «Gebüsst worden bin ich noch nie.»

Was, wenn die »Experten« unsere Energiezukunft völlig falsch einschätzen?

Was, wenn fossile Brennstoffe die Energie der Zukunft sind – und das eine gute Sache wäre?



»Deutschland ist ein Paradebeispiel dafür, wie man es NICHT machen sollte!«

Alex Epstein,
New-York-Times-Bestsellerautor



Alex Epstein: *Fossile Zukunft*
gebunden • 623 Seiten • zahlreiche Abbildungen • Best.-Nr. 991 210 • 29,- €

www.kopp-verlag.de

MÖRGELI

Triumph eines Vielgeschmähten

Die SVP hat bei den kantonalen Wahlen im Aargau abgeräumt. Sie eroberte im 140-köpfigen Grossrat fünf zusätzliche Mandate und ist jetzt mit 48 Sitzen mehr als doppelt so stark wie die zweitplatzierte SP/Juso-Fraktion. Denn die Volkspartei steigerte sich im bevölkerungsmässig viertgrössten Schweizer Kanton um 3,6 Prozent auf fast 34 Stimmenprozente.

Den zweiten SVP-Sitz im fünf-köpfigen Aargauer Regierungsrat eroberte Nationalrätin Martina Bircher. Die Aarburger Sozialvorsteherin und Vize-Stadtpräsidentin war im Grunde die erste Kandidatin ihrer Partei für einen Regierungsratssitz, die sich noch nicht einmal im Wahlkampf abmühte, das Bild einer Hardcore-SVP-Vertreterin abzustreifen – um sich als gefällige «Überparteiliche» zu verkaufen. Sie hat bewiesen: Martina Bachers Sozial- und Asylpolitik ist im Aargau mehrheitsfähig.

Die Aargauer SVP hat das beste Ergebnis ihrer Geschichte erzielt. Dieser Triumph trägt einen Namen. Nämlich den des Parteipräsidenten, Nationalrat Andreas Glarner. Der 20. Oktober 2024 war Glarners grösster Tag. Ohne sich nach vorne zu drängen, hat er im Wahlkampf seine Arbeit erledigt. Was haben sich die anderen Politiker und die Journalisten nicht schon an diesem Vielgeschmähten die Schuhe abgeputzt. Selbst in seiner SVP wurde es Mode, über ihn und seinen Stil die Nase zu rümpfen. Nun wollen alle zu den Siegern gehören. Hätte die SVP verloren, wäre Glarner die alleinige Schuld zugeschoben worden.

Jetzt beissen die Medien vor Wut in den Teppich. Radio SRF wusste nichts Besseres, als lauthals über den minimalen Rückgang des weiblichen Anteils im Parlament zu jammern. Eher verschämt nahmen die SRF-Feministen zur Kenntnis, dass mit Martina Bircher wieder eine Frau in den zuvor rein männlichen Regierungsrat eingezogen ist. Auf Tele M1 setzte Mark Balsiger, der unbedarfteste aller akademischen Politologen, den SVP-Erfolg mit jenem der Grünen vor vier Jahren gleich. Wie wenn sich Anteilgewinne einer Grosspartei mit jenen einer Kleinpartei vergleichen liessen. Dummheit ist das einzige Fach, das sich nicht studieren lässt.

Christoph Mörgeli

AUSSENPOLITISCHES TELEGRAMM

Moldawien zwischen Ost und West

+++ Präsidentenwahl und EU-Kurs auf Messers Schneide +++
Land vor historischer Weichenstellung +++ Was tut die Schweiz?

Jean-Daniel Ruch

Moldawien beschloss am Sonntag, dem 20. Oktober, mit einer sehr knappen Mehrheit, den Beitritt zur Europäischen Union als Ziel in der Verfassung zu verankern. Eine zweite Runde wird notwendig sein, um zwischen den Kandidaten für die Präsidentschaftswahlen zu entscheiden.

Warum es wichtig ist

— Eingeklemmt zwischen der Ukraine und Rumänien ist Moldawien neben der Ukraine eines der Länder, die aus der Sowjetunion hervorgegangen sind und in denen sich der neue Ost-West-Konflikt abspielt. Ein weiteres ist Georgien.

— Das Ergebnis ist für die Pro-Europäer enttäuschend. Die Umfragen hatten dem Ja-Lager einen deutlichen Sieg vorhergesagt. Am Ende betrug der Stimmenunterschied nur weniger als 1 Prozent der Wähler (50,4 zu 49,6 Prozent).

— Maia Sandu, die bisherige Präsidentin, die als Euro-Turbo gilt, dürfte die zweite Runde der Präsidentschaftswahlen gegen ihren Herausforderer Alexandr Stoianoglo, den ehe-

maligen Generalstaatsanwalt, gewinnen. Ein Sieg des Letzteren, der 26 Prozent der Stimmen gegenüber 42 Prozent der Stimmen der amtierenden Präsidentin erhalten hat, würde als Sieg Moskaus gewertet werden.

Gut zu wissen

— Den Ausschlag gaben die Stimmen der moldawischen Diaspora in Europa und den USA. Die Ergebnisse im Landesinneren, die gegen die EU gerichtet waren, zeigten ein Stadt-Land-Gefälle, wie es in vielen Ländern zu finden ist.

— Die Gegner von Maia Sandu und des EU-Beitritts beklagten, dass die Wahl von der scheidenden Präsidentin manipuliert worden sei. Insbesondere soll sie wissentlich die 300 000 in Russland lebenden Moldauer von der Wahl abgehalten haben, indem sie nur zwei Wahllokale öffnete.

— Umgekehrt beschuldigte die Präsidentin, die von Brüssel und Washington unterstützt wurde, Russland der massiven Einmischung. Russland hätte zweistellige Millionenbeträge investiert, um Stimmen zu kaufen. Ausserdem habe Moskau Moldawien mit anti-europäischer Propaganda überflutet.

Was folgt

— Der zweite Wahlgang findet am 3. November statt. Wird es Stoianoglo gelingen, die 30 Prozent der Wählerschaft, die für einen der neun anderen Kandidaten gestimmt haben, für sich zu mobilisieren? Das wäre eine grosse Überraschung. — Wird der Wahlkampf fair ablaufen, oder wird es eine Zunahme ausländischer Einmischungen geben, um diese für Moldawien entscheidende, aber auch für die Beziehungen zwischen dem Westen und Russland wichtige Wahl zu beeinflussen?

PS

Gemäss Artikel 11 seiner Verfassung «erklärt Moldawien seine dauernde Neutralität» und «gestattet nicht die Stationierung von Streitkräften anderer Staaten auf seinem Hoheitsgebiet». 2024 verdoppelte die Schweiz ihre Hilfe für Moldau auf 25 Millionen Franken.



Euro-Turbo: Moldawiens Präsidentin Sandu.

Muss Elon Musk zum Psychiater?

Wohl eher befreien Musk und seine Konkurrenten die Schweiz vom Dichtestress.



Viele gehen davon aus, dass Elon Musk ein rechter Spinner ist, der Tänze um das Goldene Kalb Trump aufführt.

Ich sehe es anders. Trump war immer gegen Elektroautos. Er stand und steht – wie in Deutschland CDU, CSU, Lindner und Wagenknecht – auf Verbrenner. Retropolitik vom Dümmersten.

Musk dagegen verkauft nur Elektroautos. Er glaubt, dass Trump eine Chance hat, gewählt zu werden. Deshalb unterstützt der Manisch-Depressive den Berserker aus Mar-a-Lago. Geschäft ist Geschäft, und Politik ist auch ein Geschäft. Wer sichergehen will, sichert sich ab.

Werden die Demokraten nach der Wahl von Kamala Harris Musk abstrafen? Können sie nicht, weil Musk längst strategisch wichtige Be-

*Das Volk hat immer recht:
Das Volk in den Städten wird
Verbrenner verbieten. Gut so.*

reiche wie Raumfahrt und Telekommunikation kontrolliert. Werden sie nicht, da sie anständiger sind als der New Yorker Rüpel, der mit einem goldenen Löffel im Mund geboren wurde.

Musk hat zwei Neuheiten vorgestellt. Erstens das Robo-Taxi mit zwei Sitzplätzen. Und zweitens einen völlig heissen Robo-Van mit zwanzig Sitzplätzen. Er will diese fahrbaren Untersätze 2026 auf den Markt bringen. Wie immer wird sich alles etwas verzögern. Aber wer dank seinen Ingenieuren im vierten Anlauf Raketenantriebe wieder auf seiner Abschussrampe landen lassen kann, wird das autonome Fahren auch

hinbekommen. Zumindest im vierten Anlauf. Und wenn nicht, werden ihm Google oder die Chinesen den Markt wegschnappen.

Musk-Ansage 1 — Das Robo-Taxi wird pro Kilometer und Fahrgast nur 10 Rappen kosten. Der Sitzplatz im Robo-Van maximal 5 Rappen.

Musk-Ansage 2 — Es braucht morgen fünf- bis zehnmals weniger Robo-Taxis als Autos heute, um gleich viele Menschen transportieren zu können.

Musk-Ansage 3 — Pro Fahrspur können 2500 Robo-Taxis und Robo-Vans durch die Gegend sausen. Wir haben neue Kapazitäten wie Sand am Meer.

Musk-Ansage 4 — In einem Robo-Taxi und in einem Robo-Van ist man bequemer unterwegs als in der ersten Klasse der SBB.

Alles nur dummes Geschwätz? Versuchen wir zu verstehen, was Musk möglicherweise für unsere vorderhand noch autophile Schweiz bedeuten wird.

Parkplätze: In der Schweiz gibt es zehn Millionen Parkplätze. In Zukunft werden wir davon maximal noch 1,5 Millionen brauchen. Eine gigantische Chance für ökologisches Wohnen und Arbeiten in der Stadt und auf dem Land.

Kosten: Wer pro Jahr 15 000 Kilometer mit Robo-Taxis und Robo-Vans zurücklegt, muss für seine Mobilität nur 1000 Franken bezahlen. Er ist viermal günstiger unterwegs als mit einem SBB-Billetterster Klasse. Und kann unterwegs nicht nur vor sich hindösen oder am Laptop arbeiten, sondern – zumindest in den Robo-Taxis – auch ungestört telefonieren, ohne dass ein ganzes Abteil das Getratsche mitanhören muss.

Dorf Schweiz: Mieten und Preise in den gros-

sen Schweizer Städten werden sich halbieren. Auf das Niveau von Solothurn. Weil man in einer halben Stunde staufrei für den Preis von 2.50 Franken von der Haustür in Solothurn bis zur Bürotür im Bundeshaus unterwegs sein wird.

Muss zum Psychiater, wer wie Musk Visionen hat oder diese teilt? So, wie es einst Helmut Schmidt postulierte. Es gibt heute, rechts und links, nahezu nur Feinde des absehbaren technischen Fortschritts. Die Rechten wollen weiterhin Umwelt und Kinder mit Verbrenner-SUVs terrorisieren. Die Grünen und Roten wiederum können sich nicht vorstellen, dass leise, robotergesteuerte Taxis und Vans pro Kilometer viermal umweltfreundlicher unterwegs sein werden als unsere Bahnen heute.

Wenn Musk oder seine Konkurrenten recht bekommen, wovon ich ausgehe, wird die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer schon wegen der real sinkenden Kaufkraft auf Robo-Taxis und Robo-Vans umsteigen. Und sich von rechten und linken Feinden des Fortschritts nicht mehr länger terrorisieren lassen. Das Volk hat immer recht: Das Volk in den Städten wird Verbrenner verbieten. Gut so.

Ein erster Schritt wäre ein Nein zu mehr Autobahnen, die nur viel kosten und als *stranded assets* in die Geschichte eingehen werden. Sie sind gleich sinnlos wie der absurde Bau des Grimsel-Eisenbahntunnels. Auch so ein Röstiprojekt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Putins Staatsparade im Mongolenreich

Kurz vor den US-Wahlen richtet sich das Interesse auf die russische Metropole Kasan. Dort empfängt Präsident Putin zum Brics-Gipfel die Staatsoberhäupter von China, Indien, der Türkei und viele andere. Ziel ist eine neue Weltordnung ohne amerikanische Dominanz.

Roger Köppel

Kasan

Die Geschichte ist eine Blutspur, eine Abfolge von Kriegen. Man könnte an der Menschheit verzweifeln, wenn es nicht so wunderbar wäre, ein Mensch zu sein, das schönste, rätselhafteste Geschenk. Auf dem Flug nach Kasan blättere ich durch ein paar ausgedruckte Wikipedia-Seiten und Artikel über diese mehr als tausend Jahre alte Stadt in Russland. Mir war sie bekannt nur wegen ihrer Universität, einer Art Oxford des Ostens, wo der Schriftsteller Tolstoi, den ich dem Ironiker Thomas Mann vorziehe, und der spätere Revolutionsführer Lenin ihre Vorlesungen besuchten.

Kasan war die Hauptstadt, der westliche Vorposten der Mongolenherrschaft, deren gewaltiger Eroberungszug angefangen hatte, als sie im Mittelalter, nach unserer Zeitrechnung, eine fürchterliche Niederlage gegen die Chinesen erlitten hatte weit draussen in den Steppen Asiens. Erst dieses, zum Zeitpunkt des Geschehens von keinem «Europäer» bemerkte Ereignis führte zum mörderischen Westdrang der angstumwölkten Reiterhorden, die wie ein tödlicher Wirbelsturm, Leichenberge hinterlassend, bis an die äussersten Grenzen Osteuropas drangen. Kasan war ihre prächtige Metropole.

Vielvölkerstaat Russland

Heute ist die Stadt, wie ich lese, das muslimische Zentrum Russlands, bevölkert von den zivilisierten Nachkommen der Steppenkrieger, und ein bei uns gern übersehener Beleg dafür, dass Präsident Putins Russische Föderation, vielleicht noch ausgeprägter als die USA, ein Vielvölkerstaat ist, allerdings keiner, der die Völkerschaften in einem grossen Schmelztiegel zu etwas Neuem amalgamiert, sondern, der Schweiz in dieser Hinsicht nicht unähnlich, die Vielfalt der Stämme, Völker, Religionen und Minderheiten bewahrt in der Einheit eines Staatswesens, das, für uns unfassbar, elf Zeitzonen überspannt.

Was eigentlich hält dieses Russland zusammen? Warum bricht der Koloss, dieser



Konstruktives Misstrauen bleibt Pflicht: Putin (M.) mit Xi und Modi (r.) in Kasan, 22. Oktober.

Anachronismus eines multiethnischen Imperiums, nicht schon längst unter seinem eigenen Gewicht zusammen wie einst das Osmanische

Die Brics schlagen die US-geführte G-7 in Sachen Öl- und Gasproduktion schon heute.

sche Reich oder die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie? Lese ich unsere Zeitungen oder höre ich den führenden Russologen zu, dann ist dieser längst überfällige Zustand nur deshalb noch nicht eingetreten, weil in Moskau ein ausgemachter Finsterling regiert, ein Despot mit stählerner Klaue, der sein an der Wodkaflasche hängendes Volk durch Angst und Gewalt herunterdrückt, Gefangene in diesem Kerker von Staat mit Putin an der Spitze.

Möglicherweise sind solche Diagnosen etwas kurz gegriffen. Man kann ein Land nicht verstehen ohne ein Minimalinteresse für dessen Ge-

schichte. Und für Russland gilt nun einmal, dass dieses gewaltige Territorium niemals demokratisch regiert wurde wie die Schweiz, wie übrigens alle Länder der Welt, selbst die, die sich für die demokratischsten halten, aus Schweizer Sicht erhebliche Demokratiedefizite aufweisen. Für uns lautet die Frage, welche Schlüsse wir daraus ziehen. Ziehen wir gegen alle, die anders sind als wir, in den Krieg? Oder bemühen wir uns, auch mit jenen partnerschaftlich und freundschaftlich zusammenzuwirken, die andere Staatsformen haben?

Kampftruppe oder Selbsthilfeverein

In Kasan beginnt, als ich diesen Artikel schreibe, das Gipfeltreffen der sogenannten Brics. So nennt sich seit seiner Gründung 2006 der Verbund des globalen Südens, informell angeführt von China und Russland, eine Allianz von Staaten, die sich dem von Amerika dominierten Westen entziehen und ein alternatives Modell der Zusammenarbeit anstreben. Ob sich die Brics zu

einer Kampftruppe gegen die USA ballen oder nur zum losen Selbsthilfverein mit vor allem wirtschaftlichen Beziehungen, ist offen. Aufsehen erregt, dass der Nato-Staat Türkei dabei sein will. Auch andere Mitglieder, etwa Indien, balancieren gelenkig zwischen West und Ost. Staatschef Milei zog Argentinien's Gesuch zurück. Saudi-Arabien, unter Druck der Amerikaner, zögert noch.

Naserümpfend beugen sich unsere Medien über die Brics. Man beäugt das junge Gebilde misstrauisch, bemüht sich, die Bedeutung herunterzuspielen. Dabei bilden die neun Mitgliedstaaten – Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika, Ägypten, Äthiopien, Iran und die Vereinigten Arabischen Emirate – kein Leichtgewicht. Das vom Anwalt und Unternehmer Peter Hänseler gegründete schweizerische Portal *Voice from Russia* legt die Zahlen vor: Die Brics schlagen die US-geführte G-7 in Sachen Öl- und Gasproduktion schon heute. Vorne liegen sie auch beim kaufkraftbereinigten BIP, der Bevölkerungszahl, ebenso bei der Produktion wichtiger Rohstoffe und Nahrungsmittel wie Reis und Weizen.

Amerikas Schalmeien

Daraus abzuleiten, die Brics hätten die USA überflügelt, ist verfrüht. Aber allein die Tatsache, dass es weltweit eine Nachfrage gibt nach einem anderen Kooperationsverbund ausserhalb der amerikanisch-westlichen Sphäre, muss den Bewohnern des Westens zu denken geben. Entgegen der klirrenden Propaganda gegen die «Despotien» und «Diktaturen» von Putin bis Xi Jinping scheinen sich etliche Länder seit der Eskalation der Feindseligkeiten in der Ukraine ausgerechnet mit den beiden «Bad Guy»-Regimes um gute Beziehungen zu bemühen, weniger mit den Amerikanern, darunter, wie gesagt, sogar Staaten wie die Türkei unter ihrem Präsidenten Erdogan, der, egal, was man im Einzelnen davon hält, für sein Land eine brillante Interessenpolitik betreibt. Des Westens Freiheitsschalmeien klangen offensichtlich schon verführerischer.

Vielleicht müssen sich einige Strategen zwischen Washington, Brüssel und Berlin auch einfach nur abgewöhnen, das Weltgeschehen ständig im Lichte biblischer Endzeitschlachten zwischen Gut und Böse zu betrachten. Möglicherweise treibt die Brics weniger, wie ein paar Heisssporne unter unseren Geopolitikern behaupten, die «Verlockung des Autoritären», mit der sie uns an die Körpersäfte wollen, als viel eher der nachvollziehbare Überdruß gegenüber den so selbstbewusst und herrisch allen anderen den Tarif durchgeben wollenden Westlern. Wenn Putin heute als eine Art Robin Hood dieser Unzufriedenen in Kasan Hof halten darf, dann auch deshalb, weil es ihm die Amerikaner und die am US-Rockzipfel hängenden Europäer so leicht machen.

Viele Brics-Vertreter, darunter Russlands Präsident, betonen bei jeder Gelegenheit, ihre Gruppe, deren Mitgliedschaft weder besondere Rechte noch Pflichten mit sich bringt, sei gegen niemanden gerichtet. Das klingt zwar nett, ist aber auch nicht ehrlich, wenn Putin an einem Brics-Meeting im letzten Juli den Gutmenschen markiert, der er nicht sein kann. Die Alleinschuld für die leider nicht gewaltfrei entstehende neue Weltordnung gibt er den reichen Staaten des Nordens und Westens, deren «herrschende Eliten» in den «besten Traditionen des Kolonialismus» anderen Nationen die Regeln «diktieren» würden.

Raubtiere unter sich

Nun, ganz falsch ist das nicht, aber auch nur ein Teil der Wahrheit. Weder das imperiale Vielvölker-Russland noch das kaum minder riesige China sind allein durch Handauflegen und freiwillige Zusammenschlüsse von unten in ihre heutigen Dimensionen hineingewachsen. Auch gegenüber Putin wie Xi bleibt konstruktives Misstrauen Pflicht, genauso wie gegenüber den USA und Grossmächten ganz generell, Raubtiere allesamt, aber man braucht ja die gesunde Skepsis nicht gleich in Hass und Propaganda ausarten zu lassen, wie heute im Westen leider üblich.

Als ich diese Zeilen formuliere, treffen rund zwei Dutzend Staatschefs mit ihrem Gefolge in Kasan ein. Für das angeblich isolierte Russland ist das ein Erfolg. Der örtliche Flughafen wirkt sympathisch klein für einen doch 45 Prozent der Weltbevölkerung repräsentierenden Anlass in der Millionenstadt. Putin empfängt zu grossen Dinern. Xi Jinping ist hier. Brasiliens Präsident Lula hat sich wegen einer Kopfverletzung abgemeldet. Erdogan, die iranischen Mullahs, Indiens Staatsoberhaupt Modi reisen an. Bis zuletzt blieb das exakte Programm ein Rätsel. Was genau aus dem Zusammentreffen folgen wird, ist unklar. Zu viel erwarten darf man wohl nicht. Szenarien, es könnte eine Gegenwährung zum Dollar ausgerufen werden, sind vermutlich überzogen. Aber auf jeden Fall formiert sich hier



Möglichkeiten der Zusammenarbeit:
Kasaner Kreml.

ein neuer politischer Organismus, der die westliche Dominanz herausfordert.

Erschöpfungsfrieden

Die Welt verändert sich. Die Grossmächte, und zwar alle, lernen es gerade: Niemand ist stark genug, seine Vorstellungen den anderen aufzuzwingen. Weder die Russen den Ukrainern, aber auch nicht die von den USA geführte Allianz des Westens den Russen oder den Chinesen. Womöglich münden die gegenwärtig verkrachten Beziehungen zwangsläufig in die Einsicht, dass es künftig nur mit-, nicht gegeneinander geht, ein vorläufiger Durchbruch zur Toleranz aus Erschöpfung gewissermassen. Es wäre nicht der erste in der Weltgeschichte. Kasan

Das ehemalige Hauptquartier der «Goldenen Horde» präsentiert sich als Musterbeispiel friedlicher Koexistenz.

böte zur Völkerverständigung eine ideale Kulisse. Das ehemalige Hauptquartier der «Goldenen Horde» aus der Mongolei präsentiert sich heute als Musterbeispiel friedlicher Koexistenz zwischen Muslimen, Juden, orthodoxen und nicht-orthodoxen Christen. Auch deshalb dürfte Putins Wahl auf diese Stadt gefallen sein.

Mir imponiert, was ich hier sehe. Darf man das überhaupt noch sagen? An den Flüssen Kasanka und Wolga reichen die Spuren bis ins Jahr 1005 zurück. An der Kreuzung dieser ausladenden, seelenruhig dahinströmenden Gewässer erhebt sich blütenweiss, glitzernd wie in einer Trickfilmszenerie von Walt Disney, der Kasaner Kreml. Bei Nacht sind die prächtigsten Paläste, Kirchen und Moscheen hell erleuchtet, auch die berühmte Universität mit ihren noch berühmteren Studenten. In Zeiten explodierender Pagar läuft die Brics-Konferenz unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen ab. Ohne Blutprobe und Covid-Nasenabstrich kommt hier kein Journalist ins Konferenzzentrum. Ein süd-afrikanisches TV-Team muss vor den freundlichen, aber unerbittlichen Sicherheitsleuten fast sein ganzes Equipment auspacken.

Chancen überall

Kasan ist nicht Moskau, aber die florierende, fast 800 Kilometer weiter östlich gelegene, auf einer endlosen Ebene hingestreckte Stadt floriert und hat viele Sehenswürdigkeiten. Russland bietet, gerade uns Europäern, so viele Chancen, Möglichkeiten der Zusammenarbeit, wirtschaftlich, kulturell, wissenschaftlich. Ein Jammer, dass es die Politiker nicht schaffen, Lösungen und Kompromisse zu finden. Vielleicht sind diese Brics keine weitere Waffe im Arsenal der Konflikte, sondern ein Zusammenschluss, der zu einer besseren, faireren, ausgeglicheneren und wieder friedlicheren Welt beiträgt. Weigern wir uns, es nicht zu hoffen.

Desaster für die Prämienzahler

Jeder Tarifwechsel im Gesundheitswesen führte bisher zu unerwünschten Mehrkosten. Das gilt auch für die neue Finanzierungsvorlage Efas.

Heinz Brand

Selten wurden derart falsche Behauptungen zu einer Gesundheitsvorlage über Tarife verbreitet wie bei der Abstimmungsvorlage über die einheitliche Finanzierung ambulanter und stationärer Leistungen (Efas). Was den Stimmbürgern als «Sparvorlage» verkauft wird, muss im Debakel für die Prämienzahler enden. An den in den Deutschschweizer Kantonen be-

«Milliardeneinsparungen», die Efas-Exponenten lauthals verkünden, sind völlig unglaubwürdig.

sonders hohen Anteil teurer stationärer Eingriffe müssen die Krankenkassen künftig 73,1 Prozent statt heute 45 Prozent bezahlen. Der finanzielle Anteil der Prämienzahler an den Behandlungskosten würde damit grösser, derjenige der Kantone deutlich kleiner – mit entsprechenden Prämienfolgen.

Verlagerung nach ambulant gebremst

Die Kantone haben der Efas-Vorlage wegen der neuen Kostenverteilung in der Langzeitpflege erst nach langem Widerstand zugestimmt. Heute sind die Beiträge der Krankenversicherung hierfür gesetzlich begrenzt. Für ein Pflegeheim betragen sie maximal 115 Franken pro Tag und Person. Mit der Efas entfällt diese Deckelung, die Kantone müssten die unbegrenzten Restkosten nicht weiter übernehmen. Die finanzielle Zeitbombe der Langzeitpflege entfällt somit künftig hauptsächlich auf die Prämienzahlenden. Die Krankenversicherung würde de facto zu einer zusätzlichen Alterspflegeversicherung – inklusive Verwaltung mit allen bürokratischen Folgen.

Wenn nach geltendem Recht eine Behandlung ambulant statt stationär erfolgt, bezahlt der Kanton nichts an die Behandlungskosten. Der Anreiz, nach ambulant zu verlagern, ist damit für die Kantone gross. Mit der Efas müssen die Kantone dagegen neu etwas an die ambulante Behandlung bezahlen, allerdings nur 26,9 Prozent der Rechnung; sie fahren damit finanziell schlechter als heute. Demgegenüber belastet die Verlagerung von stationär nach ambulant den Prämienzahler

nicht, weil ambulante Leistungen generell viel günstiger sind als stationäre.

Im Vergleich mit anderen Staaten erfolgen heute in der Schweiz zu viele Eingriffe stationär anstatt ambulant. Bei deutlich zu vielen Eingriffen entscheiden sich Ärzte und Spitäler hierzulande für die teure stationäre Variante, die ihnen auch beträchtlich mehr Geld in die Kasse spült. Mit der Efas verändern sich die Verdienstmöglichkeiten beziehungsweise Eingriffskosten (Tarife) aber in keiner Weise. Der behauptete «Schub für die Verlagerung nach ambulant» wird deshalb allein wegen der Efas ausbleiben. Vielmehr ist endlich ein Umdenken der Ärzte und Spitäler bei der Wahl der Behandlungsart von Nöten, was garantiert mit entsprechenden Einsparungen verbunden wäre.

Als Folge der Efas werden die Kantone im Gegensatz zu heute nur noch einen Bruchteil an die teuren, hauptsächlich stationären Eingriffe bezahlen. Zudem wird vor Ermittlung des Kantonsanteils die gesamte Kostenbeteiligung des Patienten abgezogen. Eine stationäre Rechnung von 5000 Franken bei einer Franchise von 2500 Franken veranschaulicht dies klar: Heute bezahlt der Kanton 55 Prozent, also 2750 Franken an die Behandlung. Mit der Efas hingegen muss künftig zur Ermittlung des Kantonsanteils erst die Kostenbeteiligung des Patienten (Selbstbehalt und Franchise) abgezogen werden. Erst vom Restbetrag von 2500 Franken bezahlt der Kanton seinen Anteil von 26,9 Prozent, was gerade noch rund 605 Franken ausmacht. Mit dieser Neuberechnung des Kantonsanteils werden die Behandlungen für die Patienten deutlich teurer.

Die hohen Franchisen leisten nachweislich einen hohen positiven Frankenbetrag an das

Ergebnis jeder Krankenversicherung. Die tiefsten Franchisen sind hingegen stark defizitär. Da die Efas nach dem Netto-Ansatz funktioniert, also erst nachdem die gesamte Kostenbeteiligung des Patienten abgezogen wurde, werden sehr viele Rechnungen zu gar keiner finanziellen Beteiligung der Kantone mehr führen. Diese Feststellung gilt insbesondere für die höheren Franchisen und senkt generell die Bereitschaft zur Übernahme von mehr Eigenverantwortung. So bezahlt der Kanton in Zukunft bei einer Rechnung von 2500 Franken keinen Rappen mehr, wenn die höchste Franchise gewählt wurde. Er bezahlt dagegen rund 533 Franken an die gleiche Rechnung, wenn eine 300-Franken-Franchise vorliegt.

Weniger Eigenverantwortung

Eine integrierte Versorgung mit einer sachgerechten Koordination der medizinischen Eingriffe unter den einzelnen Leistungserbringern könnte zweifellos Geld einsparen. Allerdings enthält die Efas-Vorlage keinen einzigen Buchstaben darüber. Bereits heute kann jeder Arzt, der das möchte, «integriert» arbeiten. Der behauptete «Efas-Schub für die integrierte Versorgung» ist reine Spekulation und lässt sich durch nichts belegen.

«Milliardeneinsparungen», die gewisse Efas-Exponenten lauthals verkünden, sind völlig unglaubwürdig und lassen sich weder den Gesetzesmaterialien noch den Abstimmungsunterlagen entnehmen. Vielmehr wird von offizieller Seite festgehalten, dass das Einsparungspotenzial der Efas vom Verhalten der Akteure des Gesundheitswesens abhängt. Diese treten nun aber in noch nie dagewesener Einmütigkeit als Befürworter und Unterstützer der Efas auf. Doch dies wohl kaum in der Absicht einer gutgemeinten Systemverbesserung, sondern vor allem in Erwartung höherer Einnahmen oder Erträge für das eigene Unternehmen. Die damit verbundenen gravierenden finanziellen Folgen für die Prämienzahlenden scheinen sie nicht zu interessieren.



Heinz Brand war SVP-Nationalrat und Präsident von Santésuisse.

Es hätte etwas Beglückendes

Der Weg von Nirmala Sitharaman von der Verkäuferin zur Finanzministerin einer Weltmacht.

Es hat etwas Bewegendes und Surreales zugleich, was für sonderbare Berufe manche Menschen ausgeübt hatten, bevor sie mächtig und berühmt wurden. Ho Chi Minh war Tellerwäscher in einem Londoner Hotel. Margaret Thatcher war Forschungschemikerin in einem Konzern, der Kuchen und Speiseeis herstellte. Nirmala Sitharaman, Indiens erste Finanzministerin, arbeitete als Verkäuferin in der Londoner Filiale der Möbelkette Habitat. Heute ist sie laut *Forbes* die zweiunddreißigstmächtigste Frau der Welt und laut *Fortune* Indiens mächtigste Frau.

Die Auswirkungen der Pandemie und des Lockdowns auf ein so bevölkerungsreiches Land wie Indien waren gewaltig, doch daraus entwickelte es das schnellste Wirtschaftswachstum der Welt. Frau Sitharaman, die 2019 Finanzministerin geworden war, befand sich die ganze Zeit an vorderster Front; und neulich sagte sie dazu: «Finanzministerin zu sein, ist nicht der beste Job, denn ich bin immer der erste Sandsack, auf den eingeschlagen wird.» Harte Jobs ist sie allerdings gewohnt: 2017 war sie zur Verteidigungsministerin ernannt worden, erst als zweite Frau nach der späteren Premierministerin Indira Gandhi.

«Religion des Friedens»

Sie wurde in eine tamilische Familie geboren, absolvierte die Schulzeit in einem christlichen Kloster und ist eine stolze Hindu. Ihr ist klar, welche Bedrohung der Islam für die Welt darstellt, und so hat sie Indiens Unterdrückung der «Religion des Friedens» verteidigt gegen ignorante westliche Kritik. Der herrschenden Bharatiya Janata Party war sie 2006 beigetreten, 2010 wurde sie deren Sprecherin und als deren öffentliches Gesicht bekannt.

Nun, da sie 65 ist, hat die dynamischste Phase ihrer politischen Karriere begonnen, denn Voraussagen zufolge wird Indien Japan und Deutschland überflügeln und 2027 nach den USA und China die drittstärkste Wirtschaftsmacht sein. Letzten Monat sagte Frau Sitharaman in einer bewegenden Rede: «Indiens Erholung nach Covid ist der Bevölkerung dieses



Indiens mächtigste Frau: Politikerin Sitharaman, 65.

Lands zu verdanken. Ohne ihre Entschlossenheit und ihr Bestreben, dafür zu sorgen, dass es mit ihr, ihren Familien und ihren Gemeinden aufwärtsgeht, hätte die Welt nie miterleben können, wie Indien sich dermassen umfassend erholte.»

Es ist gut möglich, dass es 2050 mit China um die Position der weltweit grössten Wirtschaftsmacht wetteifern wird. Es hätte etwas Bittersüßes, wenn diese beiden vom Westen einst so

ausgebeuteten Länder sich ein Kopf-an-Kopf-Duell lieferten, während die Anglosphäre nicht mehr im Rennen wäre. Und es hätte etwas Beglückendes, dass eine ehemalige Verkäuferin ihr Land auf den Weg zu solcher Macht gebracht hätte.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Von der Kunst, Freunde zu gewinnen

Seine Polemik ist oft treffend und geistreich – solange man nicht selbst das Ziel seiner Angriffe ist. Nun, da Herbert Kickl gewonnen hat, könnten ihm Freiherr Knigge und Dale Carnegie helfen.

Daniel Pellerin

Der Name könnte kaum besser passen: Bei «Kickl» denkt man sich sofort einen Kicker mit rustikalem Einschlag, der einerseits einen begnadeten verbalen Ballakrobaten abgibt, andererseits einen Klotzer, der sich nicht scheut, andere derart rabiat vors Schienbein zu treten, dass man zwar vielleicht trotzdem lacht, sich derweil aber etwas beklommen fragt, wie er sich das eigentlich vorstellt im Nachspiel.

Sternstunden auf Youtube

Meint Herr-Bert (wie Ernies Kumpel, nur viel bissiger, scharfsinniger und witziger, das sei ihm unbenommen) etwa, dass es ihm bald vergessen und nachgesehen wird, wenn er zum Beispiel in einer Brandrede im Juli (Misstrauensvotum gegen die «giftgrüne» Ministerin Leonore Gewessler) dem amtierenden Kanzler an den Kopf wirft, dass es so einen Schwächling wie ihn «in dieser Republik überhaupt noch nie gegeben hat» und dass man sich «ärger, peinlicher und schlimmer nicht mehr blossstellen und erniedrigen kann, als Sie das machen»? Kann er wirklich glauben, dass die Betroffenen ohne weiteres mit dem Schwamm darüber hinweggehen werden und dass derselbe Verein, den er lockig-flockig als Casa Nostra denunziert, ihm bereitwillig den Steigbügel halten wird, nachdem sich die Mehrheitsverhältnisse zu seinen Gunsten verschoben haben? Man mag den Zynismus der Politik für so grenzenlos halten, wie es unser Kicker augenscheinlich tut; aber das Menschliche kommt in dieser Rechnung doch etwas zu kurz, und dabei denke ich gar nicht an die so gerne pathetisch beschworene Menschenwürde, sondern schlicht an die üblichen Befindlichkeiten des Homo sapiens.

Ich sollte meinen Überlegungen zur besseren Einordnung vielleicht vorausschicken, dass sie keineswegs auf Vertrautheit mit österreichischen Politverhältnissen beruhen. Die Bekanntschaft des Herrn Kickl habe ich erst vor ein paar Tagen gemacht, als ich mir ein paar seiner Sternstunden auf Youtube angesehen haben: eine durchaus beeindruckende Einführung. Im Übrigen habe ich es mir zur Gewohnheit gemacht, nicht nur das

europäische, sondern auch das tagespolitische Geschäft überhaupt besser nur aus der Distanz des fernen Bangkok zu verfolgen, und zwar mit mindestens einer Woche Verzögerung, per *Economist*. Das reicht in der Regel und lässt meinem labilen Seelenfrieden eine Chance.

Zu den Wiener Intrigenspielen im Allgemeinen und dem Komplex FPÖ habe ich aus der Entfernung wenig beizutragen, und nichts läge mir ferner, als etwa in die üblichen Betroffenheitschoräle einzustimmen, die mir nach dreissig Jahren des ewig gleichen Kummerrefrains so abgedroschen vorkommen, dass ich gar nicht wüsste, wo anfangen – wenn ich denn müsste, was glücklicherweise nicht der Fall ist. Stattdessen kann ich getrost auf einen Text vom Februar 2000 verweisen, in dem Karl-Peter Schwarzen «kalkulierten Wahn des Westens» schon so einschlägig thematisiert hat, dass er mir nicht nur nach einem Vierteljahrhundert immer noch erstaunlich präsent ist, sondern auch (mit ein paar leichten Detailkorrekturen) kaum an äusserer Aktualität verloren hat. *Plus ça change, plus c'est la même chose*: «Wer unbedingt glauben will, dass Österreich von dumpfen Troglodyten und alpinen Geheimnazis bevölkert ist, die nur darauf gewartet haben, auf Befehl grunzend aus ihren Höhlen zu kriechen, um in den von der Zivilisation über Nacht verlassenen Palais an der Ringstrasse die letzten Reste österreichischer Kultur, Urbanität und Humanität aus der Schüssel zu kratzen, der soll es halt glauben.»

Mut zum Dissens

Ich empöre mich lieber nicht über die markigen Töne des Herrn Kickl. Manche Polemik ist treffend und geistreich (solange ich nicht auf der Nehmerbank sitzen muss), und das lautstarke Nachdenken über die Herabsetzung des Strafaltes auf zehn, über Präventivhaft und Salven auf vermeintliche Eindringlinge an der österreichischen Grenze scheint mir eher auf den Kabarettcharakter berechnet als auf die inhaltliche Glaubwürdigkeit. Was ich entschieden interessanter finde (wie Kickl gerne sagt, bevor er zum Frontalschlag ausholt), ist, wie man in seinen Fünfzigern ankommen kann, ohne an-

scheinend erkannt zu haben, dass es im Umgang mit Menschen nicht nur (noch nicht einmal vorwiegend!) darauf ankommt, besonders gescheit und wortgewandt zu sein, geschweige denn, recht zu haben. Letzteres ist, wenn ich ein Wort des grossen Alfred Adler bemühen darf, ganz im Gegenteil «oft das Fatalste in der

«Wer unbedingt glauben will, dass Österreich von alpinen Geheimnazis bevölkert ist, soll es halt glauben.»

Welt», und zwar wenn man andere in der Gewissheit, recht zu haben, regelmässig vor den Kopf stösst, ohne sich bewusst zu machen, wie gründlich man es sich mit ihnen dabei verdirbt. Martin Amis, in jungen Jahren ein ähnlich versierter Haudegen, war 51, als er Folgendes zu bedenken gab: «Die Lust an der Beleidigung ist ein jugendlicher Unsegen. Man verliert die Freude daran, wenn einem aufgeht, wie sehr sich andere bemühen, wie viel es ihnen ausmacht und wie lange sie sich daran erinnern.» (So weit im Vorwort zu «The War Against Cliché».)

Better late than never, fiele mir dazu ein. Wobei man etwas spitz hinzufügen könnte, dass die späte Erkenntnis des Herrn Amis keineswegs dazu geführt hat, in der mit diesem Widerruf versehenen Essaysammlung etwa die heftigsten Hiebe aus früheren Jahren aussen vor zu lassen; sie haben trotz dem Dementi Eingang gefunden und lohnen die Lektüre, wenn man sie nicht persönlich einstecken muss. Fairerweise sollte ich in diesem Zusammenhang eingestehen, dass es auch bei mir länger gedauert hat, bis endlich der Groschen gefallen ist (wenn die Pfennige nicht noch immer unterwegs sind), dass der Mut zum Dissens zwar Wert und Berechtigung hat, aber die Mässigung ebenfalls – und vor allem ein Gespür dafür, dass man weder sich noch anderen einen Gefallen tut, wenn man sie blossstellt, und seien sie noch so spärlich bekleidet.

Beim alten Freiherr Knigge könnte man dazu auch für den deutschen Sprachraum einiges an Raffinesse reklamieren. Andererseits

ist ein Besserwisser auf Deutsch, der es anderen partout sagen muss, auch nicht gerade kultur-fremd, ob Akzent Nord oder Süd. Somit eben statt Knigge dem Edelmann die weitaus witzigere wiewohl weniger edle kicklsche Tonlage. Den Amerikanern, bei denen bekanntlich kommerziellere, womöglich krudere, aber allemal oberflächlich umgänglichere Formen zu herrschen pflegen (brüskierte Kunden sieht man in der Regel nicht wieder, wenn man nicht gerade in einem Wiener Kaffeehaus oder einem Berliner Café sitzt), hat Dale Carnegie zu dieser Thematik in seinem Klassiker zur Freundesgewinnung (von 1936: Der Kontrast zum deutschen Programm jener Tage ist besonders auffällig) die folgende Formel ins Poesiealbum geschrieben: «Es gibt im menschlichen Umgang eine entscheidende Massregel. Wenn man sie befolgt, wird man zahllose Freundschaften schliessen und im Leben glücklich werden; wenn man sie aber bricht, sind endlose Sorgen unausweichlich. Sie lautet schlicht: Gib anderen immer das Gefühl, wichtig zu sein.» Wem Carnegie zu schnöde klingt, der kann sich eine ganz ähnliche Maxime aus der Seelenlehre Adlers ableiten, natür-

lich mit der wichtigen Einschränkung, dass es im Leben nicht nur darum gehen kann, Freunde zu gewinnen oder glücklich zu werden. Beides scheint jedenfalls bei Herrn Kickl nicht im Vordergrund zu stehen.

Die Lage ist hoffnungslos, nicht ernst

Nach der Wahl geht nunmehr die Kunde von Herrn Kickls spürbaren Einsamkeit umher (etwa bei Hans Winkler in der *Weltwoche* 40/24, «Kärntner Freigeist»), die diesen trotz (oder vielleicht gerade wegen) seinem grossen Wahlsieg umgibt. Von tiefster persönlicher Ablehnung ist da die Rede. Mit Verlaub, was erwarten Sie bitte von Leuten, die entweder bereits mit gnadenlosem Sperrfeuer belegt wurden oder die damit rechnen müssen, in die Schusslinie eines Politikriegers zu geraten, der sich nicht lange mit Kleingewehrfeuer aufhält, sondern mehr oder weniger selbstverständlich zu den schweren Kalibern greift? Sollen die sich jetzt bedanken für seine masslosen Beleidigungen und ihm vielleicht im Gegenzug für die Segen, von ihm öffentlich brüskiert und verächtlich gemacht worden zu sein, eine rau-

schende Wahl-Afterparty schmeissen – oder wie hat man sich als Uneingeweihter die herrschenden österreichischen Verhältnisse vorzustellen? Wenn es wirklich so liefe, wäre Wien noch viel ausserordentlicher, als man sich dort ohnehin wähnt, mit welcher Berechtigung auch immer.

Darf man alles nicht so ernst nehmen, heisst es vielleicht als Nächstes: alles bloss Politiktheater. Daran mag etwas sein: Dass auf der politischen Bühne manch böses Wort fällt, das danach nicht auf die Goldwaage gelegt werden sollte, stimmt sicher. Trotzdem bleibt der Mensch auch im politischen Geschäft Mensch. Insbesondere für Männer im öffentlichen Leben ist es nicht gerade bezeichnend, sich mit selbstironischer Gelassenheit als Waschlappen verhöhnen zu lassen; dass die Bereitschaft dazu ausgerechnet unter denen am ausgeprägtesten sein soll, die sich auf Disraelis «Greasy Pole» besonders weit nach oben gehandelt haben, scheint mir denkbar unwahrscheinlich. Es bleibt also abzuwarten, inwieweit Herr Kickl auf Nachsicht für seine Tritte in diverse Weichteile zählen kann, während er sich andererseits als besonders aufrichtig und unverblümt inszeniert. Darauf, es dann doch nicht so gemeint zu haben, wird er sich jedenfalls kaum zurückziehen können, wenn er sein Image als vermeintliche Lichtgestalt der Integrität zu wahren hofft.

Ich empöre mich nicht, wie gesagt, sondern wundere mich nur weiter und werde mit entsprechendem Interesse verfolgen, ob Herr Kickl den Beleg erbringen kann, dass es mit der carnegieschen Formel entweder weniger weit her ist, als man meinen sollte, oder ob vielleicht der Zynismus der Politik tatsächlich so uferlos ist, dass selbst die vermeintlichen Mafiosi und

Es bleibt abzuwarten, inwieweit Kickl auf Nachsicht für seine Tritte zählen kann.

grössten Schwächlinge aller Zeiten (eine eigenwillige Kombination, wie mir gerade auffällt) zum Zweck der Machterhaltung (oder vielleicht auch der Staatsraison) die Kröten schlucken werden, die ihnen der Kicker so bereitwillig aufgetischt hat in den letzten Jahren. So oder so wird die Welt nicht untergehen, allen apokalyptischen Tönen zum Trotz, die gerne angeschlagen werden dieser Tage, sei es auf Seiten des zu erwartenden Öko-Meltdowns, des finanziellen Zusammenbruchs oder der vielbeschworenen Kapitulation des Abendlandes vor dem Halbmond des Propheten. So leicht geht die Welt nicht unter, auch die westlich-liberale nicht, und die Lage bleibt wohl auch in Wien wie gehabt hoffnungslos, aber nicht ernst.

Daniel Pellerin ist Professor für Humanities am Mahidol University International College in Thailand.



Gib anderen immer das Gefühl, wichtig zu sein: Österreichs Wahlsieger Kickl.

Meloni kontert Richter-Rebellion

Italiens Ministerpräsidentin legt sich mit der Justiz an.
Es geht um Asyl-Schnellverfahren in albanischen Migrationslagern.
Der Ausgang ist für ganz Europa von Bedeutung.

Nicholas Farrell

Die italienische Ministerpräsidentin Giorgia Meloni hat der italienischen Justiz den Krieg erklärt, denn sie ist fest entschlossen, an ihrem Flüchtlingsabkommen mit Albanien festzuhalten und es zu einem Erfolg zu machen. Überall in Europa wird diese Vereinbarung als bedeutsamer Schritt im Kampf gegen illegale Migration angesehen.

Das Ziel ist, monatlich bis zu dreitausend Migranten in einem Schnellverfahren zu prüfen. Diejenigen, die Anspruch auf Asyl haben,

Es ist der dritte Bürgerkrieg zwischen einer gewählten rechten Regierung und nicht gewählten linken Richtern.

werden nach Italien überstellt, diejenigen, die keinen Anspruch haben, sollen umgehend in ihre Herkunftsländer zurückgeschickt werden.

Doch am Freitag vergangener Woche hat ein römisches Gericht entschieden, dass die ersten zwölf nach Albanien verbrachten Migranten nicht festgehalten werden dürfen, sondern nach Italien geholt werden müssen, da sie aus unsicheren Herkunftsländern kommen (Bangladesch und Ägypten).

Richter im Alleingang

Am Montag reagierte Meloni auf diese Entscheidung mit einem Eildekret, das sofort nach Veröffentlichung im Amtsblatt in Kraft trat. Ein römisches Gericht hatte die Asylanträge der zwölf Bewerber mit der Begründung abgelehnt, dass sie aus sicheren Herkunftsländern kämen, nämlich Bangladesch und Ägypten, und daher keine Flüchtlinge seien. Doch ein zweites Gericht in Rom, das die Inhaftierung der Migranten in Albanien bis zu ihrer Deportation überprüfen sollte, stellte fest, dass Bangladesch und Ägypten zwar keine Kriegsgebiete sind und auf der italienischen Liste der sicheren Herkunftsländer stehen, aber nicht sicher seien. Die Migranten dürften also nicht festgehalten werden. Und dies, obwohl nach italienischem Recht

Rom

illegale Migranten aus sicheren Herkunftsländern, deren Asylanträge abgelehnt worden sind, bis zu achtzehn Monate festgehalten werden dürfen.

Inzwischen sind die zwölf Migranten in einem Asylzentrum in Bari eingetroffen, wo sie sich bis zur Entscheidung über ihr Gesuch frei bewegen können. Vermutlich werden sie, wie die meisten illegalen Migranten, einfach untertauchen.

Wie es heisst, sollen sich Kosten für die Verschiffung der zwölf Migranten (erst von sizilianischen Gewässern nach Albanien, dann von Albanien nach Apulien) auf 20 000 Euro pro Person belaufen. Sollte die Entscheidung des Gerichts Bestand haben, würde das bedeuten, dass kein Migrant nach Albanien gebracht werden kann.

Der Konflikt zwischen der Regierung Meloni und der italienischen Justiz signalisiert den Beginn des dritten Bürgerkriegs in den letzten vierzig Jahren zwischen einer gewählten rechten Regierung und nicht gewählten linken Richtern. Im



Diesmal steht niemand auf der Seite der Richter: Regierungschefin Meloni.

ersten Bürgerkrieg – in den frühen 1990er Jahren – wurden Hunderte von Unternehmern und Politikern wegen Korruption und Bestechlichkeit angeklagt. Die Öffentlichkeit hatte im Grossen und Ganzen kein Problem mit diesen Leuten.

Im zweiten Bürgerkrieg stand der Medienmogul und viermalige Ministerpräsident Silvio Berlusconi im Zentrum unzähliger Prozesse. Am Ende musste er sein Amt aufgeben, obwohl er nur einziges Mal rechtskräftig verurteilt wurde. Die Italiener hatten ein kritisches Verhältnis zur Justiz und entschieden sich bei Wahlen immer wieder für Berlusconi. Diesmal steht niemand auf der Seite der Richter.

Lob für Meloni aus Brüssel

Nach zwei Jahren im Amt kann Giorgia Meloni, die erste Frau an der Spitze einer italienischen Regierung, hervorragende Umfrageergebnisse vorweisen. Dass die Italiener sie gewählt haben, lag nicht zuletzt an ihrer Entschlossenheit, gegen die illegale Migration vorzugehen. Dafür wird sie erstaunlicherweise auch in Brüssel gelobt – nachdem sich durch die Wahlerfolge rechter Parteien in den letzten Jahren die Machtverhältnisse in Europa verschoben haben. Die meisten EU-Staatschefs wollen nun ähnlich wie Meloni gegen illegale Migration vorgehen. Die wiedergewählte konservative EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen preist Melonis Albanien-Abkommen, das «in Einklang mit den gesetzlichen Vorgaben der EU und dem Völkerrecht» stehe.

Meloni erklärte derweil gegenüber Journalisten: «Diese Richter sagen, dass es keine sicheren Herkunftsländer gibt. Hiermit stelle ich also offiziell fest, dass das Problem nicht Albanien ist. Das Problem ist, dass niemand ausgeschafft werden kann. Das Problem ist, dass niemand zurückgeschickt werden kann. Das Problem ist, dass eine Massnahme zum Schutz der eigenen Grenzen nicht implementiert werden kann.»

Für Meloni ist klar, dass diese Richter nicht das letzte Wort haben dürfen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Böse, böse Autobahn

Zu den schönen, alten Traditionen im Journalismus gehören die Feindbilder Auto und Autobahn.



Als ich als junger Journalist erstmals in eine Chefredaktion einzog, hatte das auch angenehme Folgen beim Salär. Ich kaufte mir darum einen dunkelgrünen Jaguar XJ.

Mit meinem neuen Schlitten kam ich bei meinen Journalistenkollegen aber gar nicht gut an. «Auto-Löli» nannten sie mich.

Autos, wie man sieht, waren unter Journalisten schon damals nicht beliebt. Das hat sich nicht geändert. Im Gegenteil, die Ablehnung von Autos und Autobahnen hat sich seitdem verschärft.

Ein hübsches Beispiel lieferte eben das Schweizer Fernsehen. Es publizierte eine Grafik zur Frage, was gegen Staus helfe. Von den drei möglichen Antworten «Mehr Autobahnspuren» oder «Mehr Tunnelröhren» oder «Weniger Autos» war natürlich nur die letzte Antwort richtig.

Viele Politiker haben sich über diese TV-Propaganda zur kommenden Abstimmung über den Autobahnausbau mächtig aufgeregt. Ich habe mich nicht aufgeregt. Ich weiss, dass die Feindbilder Auto und Autobahn zu den alten Traditionen des Journalismus gehören.

Bei der Abstimmung über den Autobahnausbau, eine Vorlage von Verkehrsminister Albert Rösti, schlägt sich diese Tradition der Autofeindlichkeit sichtbar nieder. Die Zeitungsartikel zum Thema – ich habe nachgezählt – geben ihren Raum zu zwei Dritteln den Gegnern und nur zu einem Drittel den Befürwortern des Strassenbaus. In den Leserbriefspalten kommen fast ausschliesslich Gegner der Vorlage zu Wort.

Besonders angetan sind die Redaktionen derzeit von sogenannten Experten, die den Ausbau der Autobahnen kritisieren. Sie berichten dann von «irreführenden oder Falschaussagen aus Röstis Departement», wie *20 Minuten* weiss. Sie warnen, dass beim Autobahnausbau «der Effekt strecken-

Die Zeitungsartikel zum Thema – ich habe nachgezählt – geben ihren Raum zu zwei Dritteln den Gegnern.

weise schnell verpufft», wie der *Blick* weiss. Sie beschuldigen Politiker, die für den Ausbau sind, sie «agieren mit politischer Schlagseite», wie die Blätter von CH Media wissen.

Schön gesagt. Natürlich haben die Gegner der Autobahnen keine politische Schlagseite.

Generell gilt in den Medien, was der *Tages-Anzeiger* präzise auf den Punkt brachte. Autobahnen sind «ein Dogma», und zu einem Ausbau dieses Dogmas gibt es nur eine Antwort: «Das ist fatal.»

Es gibt nur wenige Ausnahmen im Autobahn-Bashing, wie etwa die *NZZ am Sonntag*. Auch sie stellt fest: «Die Gegner des Ausbaus der Nationalstrassen beherrschen die Diskussion.» Sie hält diese dominierende Doktrin allerdings für «das fatale Narrativ von der bösen Autobahn».

Fatal oder nicht. Das alles erinnert stark an die Kleeblatt-Initiative von 1990. Sie wollte drei Autobahnabschnitte verhindern, zwischen Solothurn und Biel, zwischen Murten und Yverdon und im zürcherischen Knonaueramt. Es war, bis heute, die letzte grosse Abstimmungsschlacht um Autobahnen.

Der Initiative schlug in den Medien enorm viel Sympathie entgegen. Besonders engagiert legte sich die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens gegen die Autobahnen ins Zeug und jubelte den «Widerstand gegen die Nationalstrasse».

Nun gab es aber auch «10 vor 10», eine damals neue Sendung, die sich noch nicht dem rötlich-grünlichen Milieu des öffentlichen Funks verpflichtet fühlte. «10 vor 10» lud Verkehrsminister Dölf Ogi ins Studio, und Ogi sagte seinen legendären Satz: «Die Strassen sind nicht ein Teufelswerk.»

Die Kleeblatt-Initiative scheiterte dann mit 69 Prozent Nein-Stimmen und belegte die helvetische Zuneigung zur Autobahn.

Auf den Redaktionen blieb man dennoch im Kampfmodus. Zur Abwehr neuer Autobahnen beschwor man nun eine Bruderschaft von finsternen Gesellen, die ein Asphaltkomplott gebildet hatten. Man nannte sie «die Autolobby».

«Die Autolobby ist wieder auf der Überholspur» tönte es dann etwa im *Tages-Anzeiger*, wenn Politiker einen Ausbau der N1 zwischen Zürich und Bern wünschten. «Die Autolobby drückt aufs Gas» hiess es in der *Aargauer Zeitung*, wenn Politiker bessere Massnahmen gegen Staus forderten. Einen «Kniefall vor der Autolobby» beklagte die «Tagesschau», wenn Politiker die Mittel für den Autobahnunterhalt aufstocken wollten.

Wenn also in vier Wochen die Schweizer ja zum Autobahnausbau sagen sollten, dann wird das in den Medien nicht als demokratischer Entscheid gewürdigt werden. Nein, dann ist das ein schmutziger Sieg für die Autolobby.

«Amerika ist grossartig, und das soll so bleiben»

Der Journalist und Bestsellerautor Kurt Andersen, Trump-Gegner im Nebenberuf, stellt fest: In den Vereinigten Staaten wird alles zur Show. Sogar der Präsidentschaftswahlkampf. Er spricht von den USA als «Fantasyland» und diagnostiziert «500 Jahre Realitätsverlust».

Marc Neumann

Washington, D. C.

Kurt Andersen, Autor des USA-Erklärungsbuchs «Fantasyland», gibt Antworten auf die Frage, wie und warum Amerika dieser Tage irgendwo zwischen fantastisch, verrückt und fatal tickt. Seine Grundthese: Amerikas *crazyness* erklärt sich aus seinem historisch einzigartigen Zugang zu Religion, (Show-) Business und Subjektivismus, der in kollektivem Realitätsverlust mündet. Deshalb das Ende Amerikas auszurufen, wäre indes verfrüht.

Weltwoche: Angesichts von Joe Bidens Altersschwäche, Kamala Harris' Expressnominierung, Mordanschlägen auf Trump und dem überdrehten Wahlkampf bewegt meine Bekannten in der Schweiz eine Frage mehr denn je: Was ist eigentlich los in den USA? Versinkt das Land in kollektivem Wahnsinn?

Kurt Andersen: In meinem Buch «Fantasyland» gebe ich eine Antwort: Wir sehen die Auswirkungen der grundsätzlichen, festverdrahteten Leichtgläubigkeit der Amerikaner seit 1620.

Weltwoche: Wie bitte?

Andersen: Die Amerikaner haben historisch eine fragwürdige Beziehung zu Realität und Vernunft, was sie leichtgläubig und anfällig fürs Fantastische macht. Sie sind prädestiniert zum Aufbegehren – ein populistisches, autoritäres Moment, wirtschaftlich wie kulturell.

Weltwoche: Woher rührt diese subversive Fantasie des Fantasyland USA?

Andersen: Das liegt in der Natur unserer ziemlich einzigartigen religiösen Kultur. Unsere ersten europäischen Siedler pflegten einen heissen, protestantischen Kult. Dieser erlebte zahlreiche Revivals, von den Pilgern zu den Charismatikern, Pfingstkirchlern, Baptisten, Mormonen bis hin zur Christlichen Wissenschaft. Das macht die Religiosität Amerikas zum Unikum in der entwickelten Welt vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. In den letzten sechzig Jahren ist das religiöse Sendungsbewusstsein in die öffentliche Sphäre eingebrochen. Der Protestantismus wurde von fundamentalistischen und extremen Hitzköpfen übernommen,

und mit ihm eine unserer politischen Parteien. Das ist das eine.

Weltwoche: Und das andere?

Andersen: Seit rund zweihundert Jahren wird in diesem Land alles zum Showbusiness gemacht, was sich zu Showbusiness machen lässt. Seit der Ankunft des Fernsehens, seit der

«In diesem Land wird alles zum Showbusiness gemacht, was sich zu Showbusiness machen lässt.»

Kennedy-Nixon-Debatte 1960 bis hin zum Ex-Schauspieler Ronald Reagan, dank der Telegenität von Clinton oder Obama ist auch die Politik, und besonders der Präsidentschaftswahlkampf, zu einer Unterart von Showbusiness mutiert. Das sind alles grossartige TV-Performer, und das wurde halt wichtig, wenn man als Präsident der Vereinigten Staaten kandidiert oder im Amt ist.

Weltwoche: Wie beim Reality-TV-Star Donald Trump.

Andersen: Mit dem Buch fing ich lange vor seiner ersten Präsidentschaftskandidatur an, aber



«Populistische Instinkte»: Andersen.

dann betrat Donald Trump mit seiner wild-verrückten, halb kohärenten, aber brillanten Art die politische Bühne – er wurde zum *poster boy* von «Fantasyland». Ich war ja schon vor seinem ersten Flirt mit der Präsidentschaft 1988 ein Student des Phänomens Donald Trump, und heute bin ich quasi Trump-Experte im Nebenberuf.

Weltwoche: Sie gelten als Urheber von Trumps Spitznamen «kurzfingeriger Vulgarier», den Sie Mitte der 1980er als Chefredaktor und Mitgründer des New Yorker *Spy*-Magazins kreierten.

Andersen: Interessant daran ist, dass wir ihn durch den Kakao zogen und als Lügner und Betrüger zur Witzfigur machten. Aber wir berichteten über seine Finanztricks, seine Pleiten und so weiter auch mit ernsthaftem journalistischem Ethos. Trump war schon damals einzigartig. Und die Presse wusste schon damals nicht recht, wie sie ihn behandeln sollte – und erst recht nicht ab 2015.

Weltwoche: Spielte die mediale Aufmerksamkeit Trump nicht in die Hände?

Andersen: Es gab in den USA schon immer mediennahe *crackpots*, also Spinner, und nicht zu wenige davon, wie ich in «Fantasyland» ausführe. Aber jetzt wurde auf Trump geschossen, gefolgt von noch einem Attentatsversuch – und das verstärkt natürlich den Eindruck: Meine Güte, was ist nur los in Amerika? Andererseits, auch in meinen jungen Jahren wurde auf Präsidenten und Kandidaten geschossen, einer wurde ja getötet, es gab Rassenunruhen, Studentenproteste. Insofern ist das ja nicht vollkommen neu – und Amerika ist in den 1960er Jahren ja auch nicht auseinandergefallen.

Weltwoche: Also täuscht der Eindruck in den Medien, dass präzedenzlos ist, was heute passiert?

Andersen: Die USA galten im amerikanischen 20. Jahrhundert als globaler Hegemon, als Koloss, dank dem Dollar als Leitwährung als eine formidable Macht. Heutzutage wache ich an manchen Tagen auf und befürchte, dass wir den Anfang des Niedergangs miterleben, dass am Wahltag alles implodiert und die Demokratie endet. Die Polarisierung unserer Gesellschaft ist



«Wild-verrückt, halb kohärent, aber brillant»: Phänomen Trump.

natürlich real, besonders unter dem Einfluss von rechtslastigen, milliarden schweren Medien wie Fox News. Aber ich tendiere doch zur Ansicht, dass wir und unsere Institutionen und Normen nicht ganz so zerbrechlich und wir nicht kurz vor dem Verfall unserer Gesellschaft am Durchdrehen sind. Manchmal scheint mir, das ist eher ein Kniff der Medien, um die Leute dazu zu bewegen, gegen Donald Trump zu stimmen.

Weltwoche: Aber Ihr «Fantasyland» ist mehr als eine Auseinandersetzung mit Trump. Sie beschreiben eher etwas Uramerikanisches, nicht wahr?

Andersen: In «Fantasyland» argumentiere ich, dass mit dem Phänomen der fahrenden Wanderprediger und Zirkusentertainer im 18. und 19. Jahrhundert die Religion im Showbusiness aufgeht. Das zieht sich bis zu den Televangelisten im TV-Zeitalter. Die Splittergruppen des US-Protestantismus vereint eine Hypersubjektivität. Gläubige, aber auch hoffnungsvolle Goldsucher, Revolutionäre, die Siedler im Westen, sie alle pflegen ihr eigenes Glaubenssystem, sie kennen ihren eigenen Gott und folgen ihm und brauchen keinen Priester, der ihnen irgendetwas vorschreibt. Diese Haltung ist fast nicht mehr vom amerikanischen Individualismus zu trennen.

Weltwoche: Sie sagen, dass dieser bedingungslose Hypersubjektivismus in den USA Fakten aus Vernunft oder Wissenschaft, ja, gar Wirklichkeit und Wahrheit ausblendete. Wieso wirkt das bis heute nach?

Andersen: Weil Fortschritt und Moderne die primitive Religion der «Holy Rollers», jener vom Heiligen Geist getroffenen, zuckenden Zungenredner und lallenden Glossolalisten,

nur anscheinend überwunden haben. Die Religion ging nicht weg, sie baute leise an ihren Institutionen weiter, unter dem Radar von Mainstream, Eliten und Establishment. Ein Relikt aus der frühen amerikanischen Geschichte, die Furcht vor den Ungläubigen, den unchristlichen Wilden im 16. und 17. Jahrhundert, kann man im McCarthyismus und der Angst vor den Kommunisten in den 1950er Jahren sehen. Da fängt der Wahnsinn mit Verschwörungstheorien an, etwa

«In Washington kommen auf jeden durchgeknallten Demokraten hundert verrückte Konservative.»

dass Präsident Eisenhower ein Sowjetagent oder mandschurischer Kandidat war. Und dann kam natürlich unsere Kulturrevolution der 1960er, mit Drogen, magischen und esoterischen Ansichten bis hin zum Glauben an fliegende Untertassen. Auch hier wieder zeigt sich die subjektive Maxime: Ich ziehe meine eigene Sache durch, auf der Grundlage meines Glaubens an meine eigene Wahrheit – bis ins Extreme, ohne Rücksicht auf Verluste.

Weltwoche: Aber ist das nicht einfach die Kehrseite des amerikanischen Exzeptionalismus, eines sehr freien und toleranten Landes?

Andersen: In unserer Geschichte hielt sich das lange die Waage. Wir hatten einen nüchternen und verständigen Senat und ein verrücktes Repräsentantenhaus. Wir hatten vernünftige Medien, Verlage, Universitäten und dergleichen. Aber ab den 1960er Jahren wurden diese intellektuellen Pfortner des Establishments durchgeschüttelt und stigmatisiert. Und ironischer-

weise waren es bis in die 1980er Jahre die Rechten und Konservativen, die beklagten, dass die Linken und die Hippies mit ihren verrückten, anti-wissenschaftlichen, relativistischen Überzeugungen das Establishment bedrohten. Früher drehte die Rechte durch, wenn Carlos Castaneda Version der Realität gleichwertig mit jener der Nasa sein sollte oder wenn eine halbgeliebte Person aus den Theorien sogenannt postmoderner und poststrukturalistischer Franzosen wie Derrida oder Foucault folgte, es gebe keine empirische Realität oder objektive Wahrheit. Mittlerweile sind extreme Verschwörungstheorien effektiv die Orthodoxie bei den Republikanern. Schauen Sie sich extreme Positionen gegen die Erderwärmung oder die Evolution, Verschwörungen zu 9/11 oder die radikalen Impfskeptiker an.

Weltwoche: Aber decken die hypersubjektiven Wahnvorstellungen im «Fantasyland» nicht auch Kulte auf der Linken ab? Woke Aktivistinnen für soziale Gerechtigkeit und Black Lives Matter – unterliegen sie nicht auch einer Wahrnehmungsstörung?

Andersen: Zugegeben, seltsame fiktionale Auffassungen der Realität gibt's im ganzen politischen Spektrum, das ist ein ideologieübergreifendes Phänomen. Aber heute ist der Fantasyland-Wahn ein politischer Widerspruch von rechts, man leugnet unbestrittene Fakten. Zu Reagans Zeiten gab es Meinungsverschiedenheiten, wie die Wirtschaft oder die Sozialpolitik zu restrukturieren seien – aber das war eine politische Auseinandersetzung, nicht die kategorische Negierung von Fakten. Weiss war nicht gleich schwarz, und oben war nicht gleich unten. Klar gibt's auch Spinner bei den Linken.



Land der Fantasten: Sitting Bull, Buffalo Bill (l.); Biden, Harris (o.), Mormonenprophet Smith (r.).

Aber in Washington kommen auf jeden durchgeknallten Demokraten hundert verrückte Konservative. Organisierte, einigermaßen kontrollierte Erwachsene gibt's nur noch bei den Linken – bei den Rechten suchen Sie die vergeblich.

Weltwoche: Das stimmt nicht. Wie steht's denn mit den Reagan-Konservativen? Den No-Labels-Anhängern, die beinahe eine Drittpartei aufgestellt haben? Mit Liz Cheney oder Mitt Romney, die sich gegen Trump aussprechen?

Andersen: Never-Trump-, Anti-Maga-Republikaner, die Leute von The Bulwark – die liebe ich, absolut. Ich bin ja kein unversöhnlicher Linker: Meine Eltern, meine Schwiegereltern, mein Geburtsstaat Nebraska – alle sind republikanisch. Das Problem ist nicht die ganze Rechte, aber ihr gegenwärtiger Kandidat kontrolliert die Republikanische Partei und das Repräsentantenhaus – die haben enorme Macht. Schauen Sie: 30 Prozent der GOP (Grand Old Party; die Red.) sind hoffnungslose Kultspinner, die Trump blindlings folgen. Aber auch da kann man relativieren. Gut die Hälfte der amerikanischen Wähler sind politikverdrossen und apathisch. Die ganze Rhetorik, dass die Wahl 2020 gestohlen worden sei, dass ihre Kinder schwul oder trans gemacht werden, dass illegale Einwanderer das Land zerstören, lässt diese Leute kalt – bis zu dem Punkt, wenn die eigene Tochter eine Abtreibung benötigt, die dann illegal ist. Dann wird Politik wichtig. Ansonsten ist die ganze Hysterie von links und rechts, dass alles vorbei sei, wenn die andere Seite die Wahlen gewinnt, eher irrational und nicht so wichtig.

Weltwoche: Demnach sind die Wahrnehmungsstörungen im Fantasyland USA vielleicht doch keine allumfassende Bedrohung?



Andersen: Wenn Verschwörungstheorien, wenn die Stimme Gottes, die zu dir spricht, wenn übersteigerte Subjektivität in den öffentlichen Raum eintritt und politische Entscheidungen diktiert, dann wird es bösartig und gefährlich. Die allgemeine Ratlosigkeit und Indifferenz gegenüber Wahrheit und Falschheit, gegenüber Realität und Täuschung ist das amerikanische Problem. Und das ist es seit P. T. Barnum.

Weltwoche: P. T. Barnum (1810–1891) war ein religiös motivierter Showman, der in New York ein Kuriositätenkabinett zum Museum machte, als Zirkusdirektor mit Riesenerfolg durchs Land zog und zweimal als Abgeordneter Connecticuts ins Repräsentantenhaus einzog. Vergleichbare Figuren sind Buffalo Bill oder der Mormonenprophet Joseph Smith. Was treibt diese Leute an?

Andersen: Angesichts dieser Charaktere von Joseph Smith bis Donald Trump frage ich mich: Sind das Zyniker und Profiteure, die bewusst Fakten und Wahrheit leugnen? Oder glauben sie tatsächlich zum Teil an ihre verrückten Überzeugungen? Ich denke, beides. Das liegt im Geschäftssinn des amerikanischen Charakters. Das sind unternehmerische Fantasten.

Weltwoche: Ist dies das Leitmotiv der US-Kultur? Die ewige Wiederkehr einer extrem individualistischen, fantastischen Suche nach Glück und Wohlstand?

Andersen: Die Zyklen sind real. Ich hoffe und bete zu Gott, dass wir derzeit nur wiederum in einem dieser Zyklen von Fantasyland stecken. Vielleicht ist der digitale Wandel, mit künstlicher Intelligenz und den Filterblasen alternativer Realitäten nur eine Wiederkehr, unsere derzeitige Version der Computerisierung oder des Fernsehzeitalters. Andererseits bin ich schon beunruhigt: Wir haben die Atombombe erfunden. Ist das nur halb so schlimm, weil es doch immer schon Bomben gab? Genau hier sehe ich ein uramerikanisches Moment, das uns differenziert: Wir haben diese Schwäche und gleichzeitig den starken Willen, zu glauben, was wir gerade glauben wollen. Wir bestreiten die Erwärmung des Planeten nicht nur, weil uns das Industrielle wie die Koch-Brüder und das republikanische Establishment während der letzten 35 Jahre vorgebetet haben. Als Amerikaner ist meine Skepsis gegenüber der klimatischen Realität, verändertem Konsumverhalten, Verbrennerautos und Gasherden und dergleichen einfach auf einem qualitativ anderen Niveau.

Weltwoche: Woran liegt das genau?

Andersen: Wie gesagt, an der fundamentalen, festverdrahteten Leichtgläubigkeit der Amerikaner aus dem Geiste des Protestantismus und Showbusiness seit 1620.

Weltwoche: Was, wenn das weniger mit Fantasyland, sondern vielmehr mit dem ers-

ten Verfassungszusatz zu tun hat? Die Amerikaner sind ursprünglich Religionsflüchtlinge aus Europa und verfechten die absolute Rede- und Religionsfreiheit. Hypersubjektivität und individuelle Realitätswahrnehmung sind von der US-Verfassung gewährte Freiheiten.

Andersen: Das «First Amendment to the Constitution of the United States» hat heute beinahe die religiöse Qualität eines der zehn Gebote. Gerade die Freiheit, welche Religion auch immer auszuüben, wird heute von den christlichen Fundamentalisten angegriffen. Dabei soll der Staat eben gerade keine Religion, und schon gar nicht nur eine einzige Religion propagieren. Das Bekenntnis zur Redefreiheit war seit den 1930er Jahren nicht weniger ausgeprägt als heute. Aber wir hatten ein funktionstüchtiges Regel- und Gesetzeswerk, darunter die sogenannte Fairness-Doktrin (die von 1949 bis 1987 im TV und Radio für politische Themen die Berichterstattung zu linken und rechten Standpunkten gleichermaßen vorschrieb), welche in diesem neuen Fernsehmedium den Wahnsinn der einseitigen Parteinahme in Schach hielt. Bevor die Fairness-Doktrin abgeschafft wurde, das Kabelfernsehen und neuere Kommunikationstechnologien zu

«Wenn die Stimme Gottes politische Entscheidungen diktiert, dann wird es bösartig und gefährlich.»

hypersubjektivem Chaos führten, wie ich in «Fantasyland» beschreibe, ereiferte sich niemand darüber, dass die Regierung regulatorische Leitplanken für die Redefreiheit aufstellte. Aber heute, da das Internet und die sozialen Medien das nahelegen, regen sich alle furchtbar auf. Ich habe ja einen libertären Einschlag, anders als viele meiner Freunde auf der Linken, und klar, wir alle wollen so viel Redefreiheit wie möglich. Aber es kann nicht angehen, dass wir entweder null Regulierung oder andererseits eine Cancel-Culture-Polizei für jegliche Rede und Meinung haben. Es muss Optionen dazwischen geben.

Weltwoche: Eine andere uramerikanische Freiheit ist die des Schusswaffentragens, gewährt im zweiten Verfassungszusatz.

Andersen: Der zweite Verfassungszusatz besagte während 200 Jahren kaum, dass jeder US-Bürger eine unbegrenzte Anzahl jeglicher Art von Schusswaffen besitzen solle. Anfänglich diente er lediglich dazu, dass die Siedler eine bewaffnete Revolution gegen das Joch des britischen Imperialismus führen konnten. Sie sollten ihre Gewehre behalten, da wir kein stehendes Heer hatten und jeder Mann, falls nötig, zum Kriegsdienst mobilisiert werden konnte. Es ging nicht darum, dass jeder durchgeknallte Freak heute in der Strasse mit Gewehren herumläuft, die pro Sekunde zehn



INSIDE WASHINGTON

«Hitler» und «Ave Maria»

Während Kamala Harris darum kämpft, Donald Trump in der letzten Runde des Wahlkampfs zu überholen, erreichen die Anti-Trump-Tiraden der Medien den Fieberpegel. Die *Los Angeles Times* fragt: «Ist Trump Amerikas Hitler?», und stellt fest, dass der Führer bessere «Beziehungen zu Frauen» hatte. Das Magazin *The Atlantic* behauptet, die rhetorischen Provokationen Trumps stünden in Konkurrenz zu jenen der Superschurken Hitler, Stalin, Mussolini und Mao. Selbst der berühmte Gouverneur von Alabama, George Wallace, der einst erklärte: «Heute Rassentrennung, morgen Rassentrennung, für immer Rassentrennung», erscheint im Vergleich zum «Maga-Verrückten» von Mar-a-Lago als Vorbild für höflichen Diskurs.

Angesichts all dessen wirkt die plötzliche Umarmung von Trump durch Demokraten in hartumkämpften Bundesstaaten etwas seltsam. Letzte Woche veröffentlichte der Senator Bob Casey aus Pennsylvania einen Werbespot, in dem er den Wählern versicherte, er habe sich gegen Biden gestellt, um das Fracking zu schützen, und er habe sich mit Trump positioniert, um die Nafta zu beenden und China-Zölle zu erheben. Auch die Senatorin von Wisconsin, Tammy Baldwin, macht die Wähler darauf aufmerksam, dass sie «Präsident Trump dazu gebracht» hat, ihr «Made in America»-Gesetz zu unterzeichnen. Elissa Slotkin, die sich bei den Wählern in Michigan um einen amerikanischen Senatssitz bewirbt, und der umkämpfte Senator Sherrod Brown aus Ohio, der Trump als «durchgeknallt» und als Bedrohung für die nationale Sicherheit bezeichnet hat, haben ebenfalls Anzeigen geschaltet, in denen sie damit prahlen, dass Trump die von ihnen verfassten Gesetze unterzeichnet hat. In Anbetracht einer möglichen Niederlage zeigen sich die Demokraten flexibel: Des einen «Hitler» ist des anderen «Ave Maria».

Amy Holmes

Schüsse abfeuern können. Das hatten die Gründer der USA nicht im Sinn.

Weltwoche: Welche verzerrte Sichtweise führte denn dazu?

Andersen: Der unerschütterliche Subjektivismus, dass jeder seine eigene Knarre haben darf, wurde genährt durch massenhysterische Fantasien und Verschwörungstheorien über die Bedrohung durch Kommunisten, Kriminelle, Kindsentführer, Präsidentenattentäter, Ausserirdische und so weiter. So verwandelte sich die National Rifle Association (NRA) nach dem Wahnsinn der 60er und 70er Jahre von einem Sportschützen- und Jägerklub in den Waffenarrenverein von heute. Die Angst vor Verbrechen, Unruhen und Aufständen gebar eine lukrative Industrie, darunter auch europäische Unternehmen (etwa Glock oder SIG Sauer), die haufenweise Schusswaffen nach Amerika verkauften. Wie das protestantische Christentum durchlief die NRA über Nacht eine Verwandlung zu einer radikalen Version ihres ehemals moderaten Mainstream-Selbst. Dass die Amerikaner heute Hunderte Millionen von Schusswaffen besitzen, ist auch das Resultat einer extremen Hysterie, einer Angst, was in diesem Land Schlimmes geschehen könnte. Und ironischerweise ist angesichts all der halbautomatischen Waffen mittlerweile die Angst vor einem Bürgerkrieg gar nicht so abwegig. Sicherlich macht ihre schiere Präsenz jedermann nervös, panisch oder paranoid.

Weltwoche: In beiden Ihrer Bücher stellen Sie selbst die alte Frage Lenins, was zu tun sei. Wie soll man mit den heute in den USA zirkulierenden Fake News und den widersprüchlichen Wahrheiten umgehen?

Andersen: Ich habe da auch keinen Sieben-Punkte-Plan. Als ich das Buch Mitte der 2010er Jahre niederschrieb, schien mir die These von «Fantasyland» reichlich seltsam, verschoben und abgehoben. Begriffe wie «alternative Fakten» gab es noch nicht. Aber dann kamen Donald Trump und der Trumpismus ...

Weltwoche: Also ist er eben doch das Kernsymptom von «Fantasyland»?

Andersen: Er war eine Schlüsselfigur. Aber sollte er jemals verschwinden, dann werden wir das Versagen von Ron DeSantis und Nikki Haley als Kandidaten und selbst von J. D. Vance als Trumps bravem Vize dahin gehend verstehen, dass ein Trump eben nur einmal in einer Million Jahren daherkommt. Ist der Kultführer erstmal weg, wird es schwierig, einen Nachfolger zu finden.

Weltwoche: Und was ist bis dann zu tun?

Andersen: Jedermann unterschreibt heute das Diktum von Daniel Patrick Moynihan, dass alle das Recht auf ihre eigenen Meinungen, aber mitnichten das Recht auf ihre eigenen Tatsachen haben. Man scheint sich einig zu sein, dass wir uns wieder auf Fakten und die Realität einigen, gemeinsam für die Wahrheit, die Verfassung

und die Rechtsstaatlichkeit kämpfen sollten. Man stelle sich vor: Dieser Tage bin ich mit Liz und Dick Cheney einer Meinung! Dass sich der politische Diskurs heute wieder um Wahrheit versus Lüge dreht, ist eine gute Sache.

Weltwoche: Aber gehen die Fantasten je wirklich weg? Die Mormonen sind 180 Jahre nach dem Tod von Joseph Smith immer noch da.

Andersen: So politisch einflussreich die Mormonen mit Vertretern wie Mitt Romney oder Jeff Flake auch sein mögen, sie bringen interessanterweise den theologischen Wahnsinn ihrer Religion nicht in die Politik ein. Sie behaupten ja nicht, dass Joseph Smith sie gerade aus dem Jenseits angefunkelt habe, um den Benzinverbrauch in der Brennstoffwirtschaft festzulegen. Aber Sie haben nicht unrecht, der Tod von Joseph Smith war nicht das Ende der Mormonen, das Ende von Joseph McCarthy bedeutete nicht das Ende antikommunistischer Hysterie. Etwas bleibt. Man braucht scheinbar Leute wie McCarthy oder Trump, um die Menschen mit der Mistgabel bei der Stange zu halten. Aber solange wir faire Wahlen haben, kommen sie mit ihren verrückten politischen Forderungen nicht durch.

Weltwoche: Wie steht es im Rest der Welt? Die USA haben doch Teile ihres Selbstverständnisses längst erfolgreich exportiert.

Andersen: Populistische Instinkte wie in den USA gibt es auch anderswo: in Ungarn, in Deutschland, in allen möglichen Spielarten, wirtschaftlich wie kulturell, von ethnischer Homogenität bis zu wirtschaftlicher Ungleichheit. Aber egal ob in Europa oder in Amerika, unabhängig von ihren Meinungen zu Transgender, Einwandererobergrenzen oder was auch immer – als Menschen sollten wir unsere Fahne hissen für gesicherte Fakten, demokratische Normen, freie Märkte und Handel innerhalb eines vernünftigen Gesetzesrahmens. Die Vereinigten Staaten waren darin eine Weile lang ziemlich gut – vielleicht geht das ja auch weiterhin.

Weltwoche: Allen Ihren Unkenrufen betreffend den drohenden Untergang vom Fantasyland USA zum Trotz beschwören Sie nun doch wieder die kulturellen, politischen, wirtschaftlichen Errungenschaften der USA?

Andersen: Es gibt mehr als genug Leute, die konstant herausposaunen, dass Amerika das beste, freiste, fairste, prosperierendste Land der Welt sei. Es war mir wichtig, dem etwas entgegenzustellen. Aber natürlich finde ich auch: Amerika ist grossartig, und das soll so bleiben. Dazu müssen wir Amerika nicht «great again» machen.

Kurt Andersen ist Mitgründer des Kult-Magazins *Spy*, leitete als Chefredaktor das *New York Magazine*, war Kolumnist beim *New Yorker* und schreibt für *Time* und die *New York Times*. Er ist Autor mehrerer Bestseller, unter anderem «Fantasyland. 500 Jahre Realitätsverlust» (Goldmann).

Bahn frei für Erdogan

Mit dem Tod des Sektenführers und Multimillionärs Fethullah Gülen verschwindet ein Störfaktor im Verhältnis des türkischen Präsidenten zu den USA. Was nun?

Wolfgang Koydl

Letztlich war es still geworden um ihn, und auch sein erbitterter Erzfeind in Ankara, der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan, schien nicht mehr so nachhaltig wie früher seine Auslieferung von den Amerikanern zu fordern. Der Prediger und Multimillionen-Geschäftsmann Fethullah Gülen dämmerte in den letzten Jahren in seinem Exil im amerikanischen Bundesstaat Pennsylvania offensichtlich nur noch dahin – nieren- und zuckerkrank, und nach einigen Berichten dement.

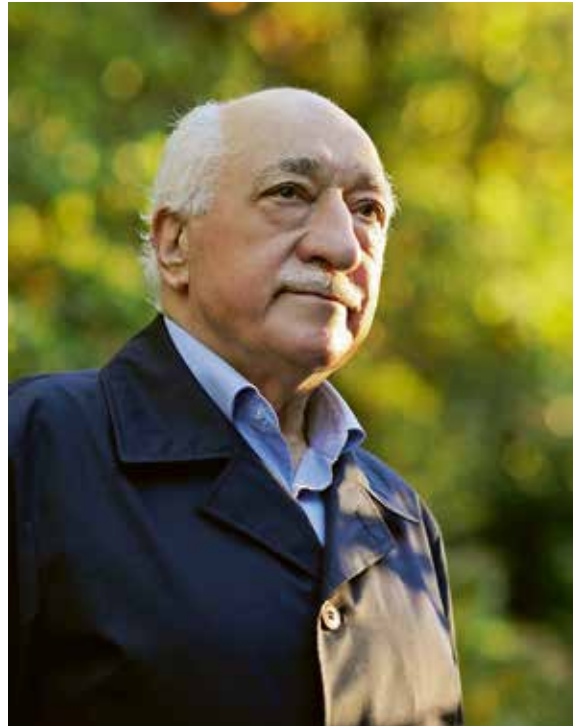
Von ihm ging keine Gefahr mehr für die Türkei aus. Jedenfalls nicht in dem Ausmass, in dem die türkische Regierung sie jahrelang dargestellt hatte. Einst waren Gülen und Erdogan Verbündete im Kampf gegen das Erbe Atatürks, den laizistischen Staat. Doch dann wurde der *Hodjaefendi*, der gelehrte Herr, wie ihn seine Anhänger nannten, dem Politiker Erdogan zu mächtig und zu gefährlich.

Nun ist Gülen in seinem Exil gestorben. Für den Staatschef daheim ist das sicher eine gute Nachricht. Denn wenn er auch selbst die Zügel nicht mehr fest in der Hand halten konnte, so war Gülen doch Kristallisationspunkt für seine zahlreichen Anhänger in der Türkei und anderswo in der islamischen und nichtislamischen Welt.

Konfrontation nach dem Putschversuch

Nicht zuletzt aussenpolitisch entfernt sein Tod einen Störfaktor im Verhältnis zwischen der Türkei und den USA. Denn nachdem er Gülen und dessen Bewegung als Drahtzieher des Putschversuches vom Juli 2016 gebrandmarkt hatte, ging Erdogan offen auf Konfrontationskurs mit der Supermacht. Ultimativ verlangte er von Washington dessen Auslieferung, und in einem Fall sollten die Pläne weit gediehen sein, Gülen zu entführen und mit einem Privatflugzeug auf die Gefängnisinsel Imrali zu fliegen, wo bereits der Ex-PKK-Chef Abdullah Öcalan einsitzt.

Gross geworden war Gülen unter Turgut Özal, dem ersten Ministerpräsidenten der jüngeren türkischen Geschichte, der den Islam



Kristallisationspunkt: Prediger Gülen (1941–2024).

wieder salonfähig machen wollte. Unter seiner Ägide konnte der Geistliche aus der anatolischen Provinz Hunderte von Schulen und Wohnheimen gründen. Zuletzt waren es mehr als tausend Institute in über hundert Ländern, in denen seine Version des Islam gelehrt wurde. Parallel baute er ein Wirtschaftsimperium auf. Noch immer weiss man nicht, mit welchem Geld er es schuf oder wer ihm bei der Finanzierung half.

Auf dem Höhepunkt seiner Macht kontrollierte Gülen Radio- und TV-Sender, Zeitungen, Verlage, eine Nachrichtenagentur, eine Versicherung, eine Bank, Wohnheime und Kliniken. Den wirtschaftlichen Einfluss versuchte er in politischen Einfluss umzusetzen. Offen for-

In mehr als tausend Instituten in über hundert Ländern wurde seine Version des Islam gelehrt.

derte er seine Anhänger zum Marsch durch die Institutionen auf. Sie sollten Polizei, Militär, Staatsapparat und Justiz gezielt unterwandern – die Stützen des tiefen Staates, der seit der Gründung der Republik in der Türkei die Fäden zog.

Doch nach Özals Tod schlug dieser Staat zurück und nahm die Gülen-Bewegung zunehmend in die Zange. Vorsichtshalber zog sich Gülen 1999 nach Pennsylvania zurück. Dort lebte er bis zu seinem Tode, auch als er sich zu Beginn der 2000er Jahre mit dem aufsteigenden Star der türkischen Politik, dem proislamischen Minister- und späteren Staatspräsidenten Erdogan verbündete. Dieser ermunterte ihn 2012 zur Heimkehr. Doch Gülen zögerte. Weil er andere Pläne hatte? Denn kurz darauf leiteten Gülen-treue Staatsanwälte Ermittlungen gegen Politiker von Erdogans AKP-Partei wegen Korruption ein. Die Vorwürfe, dass der Geistliche Schaltstellen im Staatsapparat mit Vertrauensleuten unterwandert hatte, schien zuzutreffen.

Prompt warf Erdogan seinem Partner vor, im Staat Parallelstrukturen errichtet zu haben – und brach mit ihm.

Kampf um die Vorherrschaft

Der Machtkampf endete mit dem Putschversuch von 2016. Obwohl Gülen jede Beteiligung abstritt, ist klar, dass einige seiner Anhänger im Offizierskorps beteiligt waren. Dies ermöglichte es Erdogan, gegen die «Terrororganisation Fetö» vorzugehen. Nach Angaben von Gülen-Vertrauten wurden mehr als 70 000 Anhänger zumindest vorübergehend festgenommen oder inhaftiert. Erdogan beschimpfte sie als «Verräter» und «Krebsgeschwüre». Hunderte von Gülen-Schulen, Firmen und Medien wurden geschlossen, ihre Vermögenswerte beschlagnahmt. Gülen selbst wurde die türkische Staatsbürgerschaft aberkannt.

Von diesem Schlag hat sich die Bewegung bis heute nicht erholt. Angeblich sollen bereits in der letzten Zeit Kämpfe unter führenden Mitgliedern um die Vorherrschaft ausgebrochen sein, die sich nach dem Tod des Gründers noch verschärfen dürften. Schliesslich geht es nicht nur um Religion, sondern noch immer auch um sehr viel Geld.

Der Falke von der Falkenstrasse

Die Schweiz sieht er in der Nato. Mit der Neutralität steht er auf Kriegsfuss. NZZ-Redaktor Georg Häsler, ein Mann im publizistischen Kampfmodus.

Rafael Lutz

Georg Häsler, NZZ-Journalist und Analytiker der Schweizer Sicherheitspolitik, war Ende August besonders erfreut. Die «Studienkommission Sicherheitspolitik» unter der Leitung von «Polit-Philosophin» Katja Gentinetta hatte soeben ihre Empfehlungen für die künftige Sicherheitspolitik Berns abgegeben (*Weltwoche* Nr. 35/24). Gefordert wird eine Nato-Annäherung. «Der Bericht fasst zusammen, was längst auf der Hand liegt», kommentierte Häsler die Arbeit, in der der NZZ-Journalist mehrfach selbst zitiert wurde. Häslers Einschätzungen haben Gewicht in Bern.

Gentinetta und ihre Mitstreiter plädieren für Waffenlieferungen an kriegführende Länder wie die Ukraine. Das Wiederausfuhrverbot von Schweizer Waffen und mit ihm das Neutralitätsrecht sind Häsler seit längerem ein Dorn im Auge. «Die Schweiz darf sich nicht drücken», empörte er sich im Sommer 2022, als Bern Dänemark untersagte, Radschützenpanzer der Firma Mowag an die Ukraine weiterzuliefern.

«Streben nach dem schieren Profit»

Gäbe es einen Preis für Journalisten, die seit Russlands Angriff auf die Ukraine am vehementesten die Neutralität sturmreif schiessen, der NZZ-Mann stünde zuoberst auf dem Podest. Mit Waffen hat Häsler, Jahrgang 1972, nicht nur im übertragenen Sinn Erfahrungen. Der Journalist war Kommandant einer Festungsminenwerferkompanie und ist heute Oberst der Schweizer Armee.

In den Anhängern der Neutralitätsinitiative sieht Häsler Ewiggestrige und spricht von linken «Ideologen» oder rechten SVPlern, die sich «der 68er Generation» angenähert haben und einen «Pro-Kreml-Kurs» fahren. Beide Gruppen folgten «einer revisionistischen Sehnsucht nach dem 19. Jahrhundert», so die Einschätzung des sicherheitspolitischen Avantgardisten.

Die Schweizer Neutralitätsapologeten bezeichnet er auch schon mal als «Falken», da deren Vorstellungen bezüglich der Ukraine de facto einem «Sieg» Russlands gleichkämen. Die Liste derjenigen, die Russland zudienen, ist für Häsler ohne Ende. *Weltwoche*-Chefredaktor Roger



Sicherheitspolitischer Avantgardist: Oberst Häsler.

Köppel: referiert die «geopolitische Position des Kremls». Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder in Deutschland: Sie führten Deutschland in eine «gefährliche Abhängigkeit von billigen Erdgaslieferungen aus Russland».

Besorgt ist der NZZ-Mann auch angesichts der Entwicklungen in Österreich mit dem Erdratschlag der FPÖ. In deren Aushängeschild Herbert Kickl sieht er ein «Sicherheitsrisiko», weil dieser eine «Wiederannäherung an Russland» fordert. Misstrauisch steht er auch dem ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán gegenüber. Dessen «Machtpolitik im Kleinformat» habe das Potenzial, «bewaffnete Konflikte in unmittelbare Nähe der Schweiz zu bringen». Um sich gegen die Orbáns, Putins und Co. zu schützen, gibt es für Häsler nur einen Weg: hin zur Nato, weg von der autonomen Landesverteidigung und der Neutralität. Erstere sei ohnehin eine «Illusion – auch für die Schweiz». Die bewaffnete Neutralität wiederum – zentraler Grundpfeiler der helvetischen Aussenpolitik seit dem Wiener Kongress von 1815 – ist für den NZZ-Journalisten obsolet.

Im Zweiten Weltkrieg sei diese noch von Bedeutung gewesen, weil die kriegführenden Achsenmächte wie Italien und Nazideutsch-

Denkt man Häslers Logik zu Ende, führen Schweizer künftig mit der Nato Krieg auf dem ganzen Planeten.

land direkt vor der Grenze standen. Heute fragt sich Häsler, «gegenüber wem» die Schweiz noch neutral bleiben will. Die Neutralität diene bloss dem «Streben nach dem schieren Profit» und «nützt nur dem Angreifer in einem weltweiten Angriffskrieg». Ergo: «Die ehrliche Alternative zur absoluten Neutralität ist deshalb die Nato-Option. Eindeutigkeit wäre ein Akt echter Souveränität.»

Im Verbund mit der Nato sei Bern in der Lage, besser auf Gefahren zu reagieren. Zwar räumt Häsler ein, dass ein bewaffneter Angriff Russlands heute sehr unwahrscheinlich ist. Hybride Kriegsführung, Desinformation, Sabotageakte gegen kritische Infrastrukturen blieben jedoch eine Gefahr. Die Schweiz als «Drehscheibe von Menschen, Gütern, Daten und Finanzen» sei gerade wegen der Neutralität eine «effiziente Zielscheibe» für «Gegner der freien Welt» wie zum Beispiel Russland oder der Iran. Niemand sei verpflichtet, «einem neutralen Land zu helfen».

Eiertanz ins Abseits

Was soll man von diesen Positionen halten? In der Essenz macht Häsler in seinen sicherheitspolitischen Analysen einen fatalen Denkfehler. Die Schweiz wird durch eine Nato-Annäherung, anders als Häsler glaubt, nicht sicherer. Im Gegenteil: Es ist die Anbindung an das Ver-



teidigungsbündnis, welche die Schweiz zum potenziellen Ziel, zur Kriegspartei macht. Häsler vergaloppiert sich in einem widersprüchlichen Verständnis der Neutralität. Herrscht Krieg vor der Haustür wie im Zweiten Weltkrieg, dann macht die Neutralität für den NZZ-Journalisten Sinn. Tobt der Krieg in Osteuropa oder im Nahen Osten, kann man auf sie verzichten.

Ein solcher Eiertanz führt direkt ins Abseits und schadet der Glaubwürdigkeit der Schweiz und ihren Guten Diensten. Neutralität à la Häsler heisst Neutralität à la carte. Denkt man Häslers Logik zu Ende, führen Schweizer künftig mit der Nato Krieg auf dem ganzen Planeten – einem Militärbündnis wohlgerneht, das seit dem Ende des Kalten Krieges keinen Krieg mehr gewonnen hat und zahlreiche Länder destabilisiert und teilweise in Schutt und Asche gebombt hat.

Häsler, seit 2020 für die NZZ tätig, kommt ursprünglich vom Fernsehen. Er arbeitete lange fürs Schweizer Fernsehen, unter anderem als Autor und Produzent für die Sendungen «Schweiz aktuell» und «Rundschau». Ab 2018 war er Bundeshauskorrespondent. Ein besonderes Flair hat er für den Balkan. Eine Region, über die er auch Filme drehte. Rückblickend sagt Häsler: «Der Westbalkan ist der Ausgangspunkt meiner journalistischen Tätigkeit. 1999 erlebte ich in Kosovo sehr direkt, dass es in einem Konflikt stets mehrere Perspektiven gibt. Ich sah sowohl die absolute Brutalität des serbischen Vorgehens gegen die Zivilbevölkerung als auch die Unfähigkeit der Nato-Truppen, die Minderheiten vor Übergriffen der UCK zu schützen. Sinnbildlich für dieses Verständnis waren meine zahllosen Reisen auf der Ibarska Magistrala zwischen Belgrad und Kosovo.»

Während seiner SRF-Zeit hob Häsler gerne mal die Guten Dienste der Schweiz hervor. Noch 2018 rühmte er diese und meinte, dass Bern einen «Beitrag zur Deeskalation» leisten könne im Kosovo-Konflikt. Heute sind Häslers Analysen oftmals deckungsgleich mit dem Schweizer Geheimdienst (NDB), der seit 2022 für eine verstärkte Kooperation mit der Nato plädiert und vor allen möglichen Aktivitäten autoritärer Staaten wie Russland, China und dem Iran warnt.

Der Oberst drückt des Öfteren durch beim Journalisten Häsler. Nicht selten vertritt er genau jene Positionen, die von der Armeespitze propagiert werden. Verbandelt ist man ohnehin.

Armeechef Thomas Süssli gehört seit neustem dem achtköpfigen Advisory Board des neuen Executive-Programms der «NZZ Academy» an. Chefredaktor Eric Gujer war in der Vergangenheit für den Schweizer Geheimdienst beratend tätig. Die Nähe zu den Sicherheitsbehörden hat an der Zürcher Falkenstrasse, wo die NZZ ihren Sitz hat, eine lange Tradition. Man denke an Bruno Lezzi, langjähriger Mitarbeiter Untergruppe Nachrichtendienst und Abwehr (UNA), Generalstabsoffizier und später NZZ-Journalist. Lezzi, ein Kritiker der Schweizer Milizarmee, war auch für Häsler prägend. Als er 2023 starb, verfasste Häsler den Nachruf und stellte fest: «Sein weitverzweigtes Kontaktnetz bis in die höchsten Ränge der ausländischen Generalität verliehen seiner spitzen Feder zusätzliche Autorität.»

FDP-Kandidat für den Berner Stadtrat

Auch Häsler unterhält fleissig Kontakte zu ausländischen Militärs und Politikern. Unlängst interviewte er den ehemaligen Kommandanten der US-Army Ben Hodges. Ob diese Kontakte Häslers spitzer Feder zusätzliche Autorität verleihen? Über Lezzi sagt Häsler heute: «Ich habe Bruno Lezzi persönlich sehr geschätzt und mit ihm einen kritischen Dialog gepflegt. Im Gegensatz zu ihm bin ich allerdings überzeugt, dass die Milizidee zu einer der grossen Stärken der Schweiz gehört: Militärisch beutet es die Demokratisierung des Gewaltmonopols, politisch die gemeinsame Verantwortung für den Staat. In diesem Sinne verstehe ich auch mein Engagement für die öffentliche Sache. Entscheidend sind Transparenz und innere Unabhängigkeit.» Für die öffentliche Sache will sich Häsler nicht bloss im Journalismus betätigen. Es zieht ihn in die Politik. Der NZZ-Mann wird im November für die FDP für das Berner Stadtparlament kandidieren. Zu wenig Engagement kann man Häsler nicht vorwerfen.

Was Ihre Anlagen bewirken, ist uns wichtig

Vorausschauend
seit Generationen



Private
Banking



Papst der Freiheit: Charles III.

Australien will König Charles III. entsorgen

Die britische Monarchie stellt in Australien die Staatsoberhaupt, ist aber unpopulär. Daran ändert der aktuelle Besuch des Königspaares Charles III. und seiner Gemahlin Queen Camilla nichts.

Zwar empfing der amtierende Premierminister, ein engagierter Republikaner, das Paar bei der Ankunft in Sydney pflichtgemäss. Aber die Ministerpräsidenten der sechs Teilstaaten wollen nichts mit dieser Monarchie zu tun haben und verweigern ein Treffen mit dem König.

Mit einem Staatsoberhaupt, das auf der anderen Seite der Welt zu Hause ist, lassen sich keine Wählersympathien gewinnen. Ziemlich falsch gedacht, denn es geht nicht um Meilen, sondern um Werte.

Australien ist wie die meisten westlichen Demokratien heute ein diverser Staat mit hohen Migrationsraten von Zuwanderern aus nichteuropäischen Staaten. Umso wichtiger sind die Werte, die die englische Monarchie verkörpert – Stabilität, parlamentarische Demokratie und vor allem Freiheit. Demokratische Errungenschaften also, die heute zentraler denn je sind.

Dass Werte wichtiger sind als Distanzen, haben religiöse Gemeinschaften längst erkannt und halten sich daran. Für die Katholiken in aller Welt ist Rom die spirituelle Orientierung genauso wie Mekka für die Muslime in Asien oder Afrika.

Weshalb sollen die Windsors als Garanten der westlich-freiheitlichen Tradition dann nicht Australien, Neuseeland oder Kanada formal repräsentieren? Würden sie wegfallen, wird eine multikulturelle Gesellschaft wie die australische ihren Kompass verlieren.

Rolf Hürzeler

Lob des «Schafseckels»

Der Begriff ist hochmodern und passt glänzend in den Wortschatz der politisch Korrekten.

Hartmuth Attenhofer

Das ist doch ein fertiger Schafseckel! – Ein grobes Wort, fürwahr; wir kennen es alle und sind indigniert. Doch halt! Es besteht kein Grund zum züchtigen Weghören. Der *Schafseckel* hat nämlich auch eine blumige Bedeutung und ist sprachlich topfit.

Bei der Wortanalyse des Begriffs «Schafseckel» wird auf Anhieb deutlich, dass der inkriminierte Begriff aus zwei Teilen besteht: aus «Schaf» und aus «Seckel».

Der Begriff «Schaf» (*ovis gmelini aries*) ist klar. Das Schaf besteht aus Kopf und Leib, vier Beinen, dickem Fell und macht «määh». Bei «Seckel» oder «Säckel» wird es komplizierter. Ein *Seckel* ist in manchen deutschen Dialekten ein gewöhnlicher Sack, ein Säcklein, *Seckli*. Zum Beispiel ein Rucksack, ein *Turnsäckli*, *Znüni-seckli*, Schulsack. Die vom Sack abgeleitete Form «Säckel» wird allermeist für einen Geldbeutel gebraucht. In traditionellen Körperschaften, Vereinen und Zünften wird der Kassier als Säckelmeister bezeichnet. Der Finanzminister im Kanton Appenzell Innerrhoden heisst auch heute noch offiziell Säckelmeister.

Lippenblatt der Orchideenblüte

Andere ehrbare Benennungen sind zum Beispiel «Schafsack» für eine unserer einheimischen Orchideen, den Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*). Im sechzehnbandigen «Grimm», dem umfassendsten Wörterbuch deutscher Sprache, findet man den «Schafsack» als Bezeichnung für den Frauenschuh.

Das kommt von der Form des Lippenblattes vieler Orchideenblüten. Beim Frauenschuh ist es besonders ausgeprägt. Es stülpt sich sehr markant aus der Blüte heraus, sodass der Eindruck eines gefüllten, zweikammerigen Beutels entsteht, einem Hodensack nicht unähn-

lich. Einen *Schafseckel* oder *Schafsäckel* kennt der «Grimm» allerdings nicht. Hingegen weist das siebzehnbändige Wörterbuch «Schweizerisches Idiotikon», die gigantische Samm-

Bei der Analyse wird auf Anhieb deutlich, dass der inkriminierte Begriff aus zwei Teilen besteht.

lung aller deutschsprachigen Dialektwörter, 162 Fundstellen mit *Seckel* und *Säckel* auf, aber keine in Verbindung mit dem Schaf. Nur der «Schafziegel» ist im Idiotikon präsent. Den *Schafseckel* findet man wenigstens im Zürichdeutschen Wörterbuch von Heinz Gallmann (NZZ). Im aktuellen Duden (29. Auflage steht nichts.

Also ein Muttertier

Mit dem umgangssprachlich oft verwendeten *Schafseckel* ist zweifelsohne der Hodensack (Scrotum) des Schafbocks gemeint. Das Teilwort «Seckel» ist geklärt, es heisst «der» *Seckel*, ist also grammatisch männlich. Das andere Teilwort, «das Schaf» ist grammatisch neutral beziehungsweise sächlich. Das verwirrt uns.

Denn das nicht weibliche, sondern sächliche Schaf gebärt ein Lamm, gibt Milch und schaut treuherzig, ist also ein Muttertier. Das Schaf kann somit keinen *Seckel* haben, denn es hat eine Milchdrüse. Vielleicht müsste das Schimpfwort sprachlich korrekt «Schafeuter» heissen, weil «Schafseckelin» nicht geht, denn für die gibt es ja die dumme Kuh. Ergo: *Schafseckel* ist weder klar männlich noch weiblich, noch sächlich. *Schafseckel* ist somit ein hochmodernes Wort und passt glänzend in den Wortschatz der Woken, Nonbinären und politisch Korrekten.

Hartmuth Attenhofer war Präsident des Zürcher Kantonsrats und Statthalter des Bezirks Zürich. Er ist Mitglied der SP.



Mitleid mit «Raheem»

Ein Recht auf Sicherheit der deutschen Bevölkerung scheint nicht zu existieren.



Ende August dieses Jahres wurden 28 Männer aus Deutschland nach Afghanistan abgeschoben. Es handelt sich ausnahmslos um Straftäter. Das ZDF-«Auslandsjournal» widmete einem von ihnen nun einen Beitrag. Unweigerlich fragt man sich, wo die journalistischen Prioritäten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks liegen und welche Aussage hier transportiert werden soll.

Es dauerte, so das ZDF in seinem Beitrag, einige Wochen, bis man «Raheem» von einem Interview überzeugen konnte. Darüber hinaus möchte der junge Mann unerkant bleiben. Auch über die genaue Tat, die der afghanische Asylbewerber begangen und dafür ursprünglich drei Jahre Gefängnis in Deutschland kassiert hatte, schweigt man sich grösstenteils aus. Fest steht lediglich, dass «Raheem» in einen Streit geriet und ein Messer dabei hatte. Eine kurze Recherche im Internet zeigt jedoch: So harmlos war das Ganze nicht. «Raheem» hatte in Ravensburg einem anderen Mann zunächst mehrere Faustschläge verpasst und ihm anschliessend mit einem Klappmesser in Tötungsabsicht mindestens drei Mal in den Rücken gestochen. Sein Opfer trug dabei lebensgefährlich Verletzungen davon.

Warum das ZDF zwar in der Lage ist, einen abgeschobenen Straftäter in Afghanistan auffindig zu machen und ihm mit einem Kamerteam auf Kosten der Beitragszahler hinterherzureisen, aber nicht herauszufinden, was man mit wenigen Klicks im Internet finden kann, bleibt ein Geheimnis. Vielleicht passt die Messertat von «Raheem» auch einfach nicht so gut in die Erzählung des armen Flüchtlings. Denn

das, so scheint es, soll die eigentliche Kernaussage des Beitrags sein: der arme «Raheem».

Bei diesem Narrativ soll vor allem Tareq Alaows unterstützen. Der syrischstämmige Asylaktivist, der selbst 2015 vor der Einberufung zum Wehrdienst in Syrien nach Deutschland «floh», engagiert sich seit Jahren bei Flüchtlingsorganisationen wie der Seebrücke oder auch Pro Asyl. 2021 wollte er für die Grünen in den Bundestag einziehen und beantragte hierfür die deutsche Staatsangehörigkeit, die er auch prompt erhielt, obwohl er zu diesem Zeitpunkt erst sechs Jahre in Deutschland war. Als er vorschlug, dass es im Bundestag künftig nicht mehr «Dem deutschen Volke», sondern «Für alle Menschen, die in Deutsch-

Das ZDF könnte sich vielleicht auch mal auf die Lebenswelt der Opfer und Hinterbliebenen konzentrieren.

land leben» heissen solle, erntete er jedoch nicht nur Beifall, weshalb er seine Kandidatur wegen angeblicher Morddrohungen zurückzog. Seither tingelt Alaows als Sprecher von Pro Asyl durch die Talkshows dieses Landes.

Man könnte also sagen, dass die Einschätzungen des Mittdreissigers zur Flüchtlingssituation aus einer gewissen politischen Färbung resultieren, die jedoch, wie immer, wenn es um linke Aktivisten geht, unerwähnt bleibt. Auf jeden Fall beklagt Alaows, dass nun, seitdem die 28 Männer nach Afghanistan abgeschoben wurden, viele Asylbewerber in Deutschland Angst hätten, dass es ihnen auch so ergehen könnte.

Aber auch hier gibt der Beitrag Entwarnung. In der Regel müssten nicht einmal Straftäter mit einer Abschiebung rechnen. Entscheidend sei nicht, «wie sich die Person in Deutschland verhält, sondern wie gefährdet sie im Zielland ist». Ein Recht auf Sicherheit der deutschen Bevölkerung scheint indes nicht zu existieren.

Dumm nur, dass diese Regelung bei «Raheem» offensichtlich nicht gegriffen hat, was daran liegen könnte, dass er nicht vor den Taliban geflüchtet ist, sondern finanzielle Schwierigkeiten und keine Arbeit als Grund angibt, warum er sich auf den Weg nach Deutschland gemacht hat. «Raheem» ist also genau genommen gar kein Flüchtling, sondern ein Wirtschaftsmigrant. Eine Tatsache, die für das «Auslandsjournal» jedoch genauso irrelevant zu sein scheint wie der Punkt, dass der junge Mann hier eine schwere Straftat begangen hat und deshalb froh sein kann, inzwischen wieder in Afghanistan zu sein, wo er im Gegensatz zu Deutschland keine Haftstrafe absitzen muss. Zudem wurde jeder der 28 abgeschobenen Straftäter bekanntlich mit tausend Euro Handgeld beziehungsweise zwei afghanischen Jahresgehältern von der Bundesregierung ausgestattet. Genug Rücklagen also, um sich in aller Ruhe in Afghanistan einen Job zu suchen.

Und so könnte sich das ZDF vielleicht weniger auf rührselige Geschichten über abgeschobene afghanische Straftäter konzentrieren und vielleicht auch mal auf Recherchen und Einblicke in die Lebenswelt der Opfer und Hinterbliebenen dieser wahnsinnigen Zuwanderungspolitik.

Da hilft nur noch die Kettensäge

Holzverarbeiter in der EU sollen nachweisen, wo die Bäume standen, deren Späne sie zu Tischplatten verarbeiten. Das ist nicht mehr Bürokratie, das ist Irrsinn. Geht das so weiter, bleibt von Europas Wirtschaft nicht viel übrig.

Franz Schellhorn



Ersatzlos streichen: Ex-EZB-Chef Draghi, Kommissionspräsidentin von der Leyen.

Der Befund von Mario Draghi war messerscharf: Die Staaten der Europäischen Union investieren viel zu wenig in zukunftssträchtige Technologien und viel zu viel in die Bürokratie. Weshalb Europa wirtschaftlich auch immer weiter hinter die USA und China zurückfalle. Das ist, grob zusammengefasst, die Kernaussage jenes rund 400 Seiten dicken Berichts, den der langjährige Zentralbanker und frühere italienische Ministerpräsident Anfang September vorgelegt hat, um der EU-Kommission ein akkurates Bild über die Wettbewerbsfähigkeit Europas zu geben. Die glasklare Diagnose hat die Bürger der Union vermutlich nicht wie der sprichwörtliche Blitz aus dem heiteren Himmel getroffen – alle Statistiken dokumentieren den schleichenden wirtschaftlichen Abstieg Europas seit Jahren. Aber vielen wird es gutgetan haben, dass jemand wie Mario Draghi das Kernproblem der EU nicht nur erkennt, sondern auch benennt.

Das gilt vor allem für die vielen Unternehmen, die den bürokratischen Irrsinn tagtäglich abzarbeiten haben. Wie die Österreichische Post AG: Der Staatsbetrieb hielt es für eine blenden-

de Idee, Briefe und Pakete klimaschonender zuzustellen. Weshalb knapp 3000 Elektrofahrzeuge angeschafft wurden, die nur leider nicht EU-konform waren. Nicht die Autos waren das Problem, sondern die Reifen. Im Zuge der milderen Winter wurde nämlich ein Teil der neuen E-Flotte mit Ganzjahresreifen ausgerüstet, womit sich die Post einen zweiten Reifensatz samt Felgen ersparte. Ganz im Sinne der Umwelt, möch-

Sind Kredite an AKW jetzt «haram» oder aufgrund der Energiekrise wieder «grün»?

te man meinen. Die Taxonomieverordnung der EU sieht das anders: Der Abrieb der eingesetzten Reifen sei nicht so klimaeffizient wie jener von Sommer- und Winterreifen, womit die gesamte Flotte an Elektroautos als nicht nachhaltig eingestuft wurde.

Mit der Taxonomieverordnung legt die Europäische Union fest, welche wirtschaftlichen Handlungen als «nachhaltig» einzustufen sind und welche nicht. Die falschen Rei-

fen aufzuziehen, hat schwerwiegende Folgen: Nicht nachhaltige Unternehmen werden nicht nur medial geächtet, sie tun sich auch deutlich schwerer, günstige Finanzierungen zu finden. Weil vor allem die Banken erpicht darauf sind, so viele taxonomiekonforme Unternehmen wie möglich in ihrem Kreditportfolio zu haben, um nicht selbst in den Verdacht zu geraten, an der Klimaapokalypse auch noch zu verdienen. Neben empfindlichen Geldstrafen droht Unternehmen in schweren Fällen der Ausschluss von öffentlichen Ausschreibungen. Weshalb der Österreichischen Post nichts anderes übrigblieb, als noch einmal 1,5 Millionen Euro in die Hand zu nehmen, um sich Reifen mit dem passenden Gummiabrieb zu besorgen.

Grenzen der Naivität

Nicht so günstig kommen jene Unternehmen davon, die gegen das Lieferkettengesetz der EU verstossen. Das Regelwerk verpflichtet grössere Unternehmen, die Einhaltung europäischer Umwelt- und Sozialstandards für alle Zulieferer bis in die entlegensten Winkel der Welt sicherzustellen. Dafür haften Unternehmen mit bis zu 5 Prozent ihres globalen Konzernumsatzes. Wie ein Produzent aus dem beschaulichen Innviertel oder dem weniger beschaulichen Ruhrpott garantieren soll, dass der zwölfte Zulieferer aus Myanmar nach europäischen Vorstellungen arbeitet, weiss niemand. Entweder lassen sich europäische Unternehmen von NGOs teure Unbedenklichkeitszertifikate ausstellen, auf deren Richtigkeit sie nicht vertrauen können. Oder sie verabschieden sich gleich präventiv aus allen Schwellen- und Entwicklungsländern, um das Feld jenen zu überlassen, die nicht lange nach Menschenrechten und Umweltstandards fragen.

Mit derartigen Argumenten läuft man Gefahr, als eiskalter Neokapitalist durchzugehen. Zumal das neue Regelwerk sicherstelle, dass Millionen von Kindern nicht mehr unter verheerenden Bedingungen in dreckigen Sweatshops schufteten müssten, um eine reiche europäische Käuferschicht mit Billigprodukten zu verwöhnen. Niemand könne wollen, dass der Kakao am

Frühstückstisch von Kinderhänden gepflickt werde, heisst es aus Brüssel. Stimmt, das will niemand. Wir sollten es mit unserer Naivität aber auch nicht übertreiben. Die Vorstellung, dass Kinder in ärmeren Ländern nur deshalb nicht in die Schule gehen können, weil es kein Lieferkettengesetz der EU gibt, ist kindisch. Die Welt ist komplizierter: 1992 untersagten die USA die Einfuhr von Kleidung, die von Kinderhänden gefertigt wurde. In Bangladesch verloren daraufhin laut Unicef rund 50 000 Kinder ihre Arbeit. Sie drückten fortan aber nicht die Schulbank, sondern schufteten in Steinbrüchen oder wurden zu noch Schlimmerem gezwungen, um das Einkommen ihrer Familien zu sichern, wie ein NZZ-Bericht offenlegte. Kinderarbeit lässt sich nicht wegeregulieren, sie ist nur mit steigendem Wohlstand und internationalem Handel aus der Welt zu schaffen.

Die EU-Kommission zeigt sich davon unberührt. Unternehmerische Freiheit war gestern, staatlich verordnete Umerziehung ist heute. Unter dem Titel «ESG» (Environment,

Die Überregulierung der europäischen Wirtschaft rettet nicht die Welt, sondern schadet bloss Europa.

Social and Governance) werden grosse Unternehmen als Hilfssheriffs zwangsverpflichtet. Sie sollen sich nicht nur um das Wohl ihrer Kunden kümmern, sondern um jenes der ganzen Welt. Unternehmen müssen in umfassenden Berichten dokumentieren, wie gut sie sich gegenüber der Umwelt und benachteiligten Gruppen der Gesellschaft verhalten haben. Wie beherzt sie in Windparks investieren und wie konsequent sie abscheuliche CO₂-Schleudern einmotten. Banken werden angehalten, nur noch nachhaltige Investitionen zu finanzieren. Aber was genau ist damit gemeint? Sind Kredite an Atomstromproduzenten jetzt «haram» oder aufgrund der Energiekrise wieder «grün»? Ist die vor kurzem noch verpönte Waffenindustrie angesichts des Angriffs Russlands auf die Ukraine jetzt wieder okay, weil freiheitssichernd? Und ist es wirklich ein zivilisatorischer Fortschritt, wenn Unternehmen dicke Berichte über das Geschlechterverhältnis bei ihren Weiterbildungsprogrammen abliefern müssen?

Ein wichtiger Beitrag zur Rettung der Welt ist neben «ESG» die Entwaldungsverordnung der EU. Jede Kaffee- und jede Kakaobohne steht im Verdacht, auf einem zu Unrecht entwaldeten Boden gewachsen zu sein. Alle Importeure müssen lückenlos dokumentieren, woher der von ihnen verarbeitete Rohstoff kommt. Der Nachweis, dass ein verwerteter Baum aus einem ungeschützten Wald kommt, genügt der EU nicht. Ein Hersteller von Pellets, der nur das Holz aus dem eigenen Forst verwendet, muss mit Tausenden Satellitenbildern beweisen, dass er keine ge-

schützten Wälder abholzt. Dasselbe gilt für jeden Kartonproduzenten. Aber es wird noch besser: Jeder Holzverarbeiter muss die Herkunft aller zu einer Tischplatte gepressten Sägespäne lückenlos nachweisen können. Die Späne kommen von verschiedenen Sägewerken, der Verarbeiter muss dennoch dokumentieren, wo der Baum für den jeweiligen Span gestanden ist. Niemand weiss, wie das funktionieren soll. Um das herauszufinden, soll die Verordnung nicht kommendes, sondern erst übernächstes Jahr in Kraft treten.

Massnahmen gegen den Abstieg

Die Überregulierung der europäischen Wirtschaft rettet nicht die Welt, sondern schadet bloss Europa. Sie befeuert zwar das Geschäft grosser Beratungsunternehmen, beschleunigt aber die Deindustrialisierung des Kontinents und verschärft damit den wirtschaftlichen Abstieg. Aber wie kommen wir aus der Misere wieder heraus? Das führt uns zurück zu Mario Draghi. Er knallte der EU-Kommission nicht nur einen unerfreulichen Bericht auf den Tisch, er lieferte auch eine Lösung: Höhere Staatsausgaben, finanziert durch Gemeinschaftsschulden, sollen die Volkswirtschaften des alten Kontinents wieder auf Vordermann bringen. Das ist ein vergleichsweise origineller Ansatz: Zuerst wird die europäische Wirtschaft auf nationaler und supranationaler Ebene erfolgreich aus den Weltmärkten reguliert, um dann mit höheren Staatsausgaben auf Pump wieder auf Wachstumskurs gebracht zu werden.

Gegen bürokratischen Irrsinn helfen keine neuen Schulden, dagegen hilft nur eine entschlossene Deregulierung der europäischen Wirtschaft. Das beginnt damit, dass sich Kommissionsvertreter und nationale Regierungen nicht mehr von wettbewerbsfeindlichen Unternehmensverbänden und verträumten NGOs am Nasenring durch die Manege führen lassen, um eine absurde Regulierung nach der anderen auf den Weg zu schicken. Und es endet damit, dass die EU-Kommission geschlossen nach Buenos Aires reist, um sich vom argentinischen Präsidenten Javier Milei aus nächster Nähe vorführen zu lassen, wie sich der staatlich gehegte Bürokratiedschungel wieder lichten lässt: indem die Kettensäge angeworfen wird. Wenn die Europäische Union ihren wirtschaftlichen Abstieg stoppen will, wird sie um das eine oder andere «Afuera!» nicht umhinkommen. Sie wird sinnlose Regularien, die ausser Bürokratie nichts bringen, ersatzlos streichen müssen. Taxonomieverordnung? «Afuera!» Lieferkettengesetz und Entwaldungsverordnung? «Afuera!» Die Welt wäre danach keine schlechtere. Sie wäre eine bessere. Europas breiter Massenwohlstand gründet schliesslich nicht auf Bürokratie und Regulierung. Sondern auf einem freien Unternehmertum und einem freien Handel.

Franz Schellhorn ist Direktor der Denkfabrik Agenda Austria.

Wahrer Traum oder geträumte Wahrheit?

Stellen Sie sich vor, Sie würden von einem Job nach Hause kommen, den es gar nicht gibt. Sie dinieren mit einer Familie, die nur ein Hirngespinnst ist. Und das Bett teilen Sie mit einem Partner, der Ihrer Fantasie entspringt. Nach dem Konzept, dass unser ganzes Leben eine Illusion sei, hat der chinesische Krypto-Millionär Justin Sun mit 34 Jahren eine Karriere sondergleichen hingelegt.

Sein neuester Coup: Er, der nie in Europa gelebt hat, wird Premierminister eines europäischen Landes. «Liberland» heisst der sieben Quadratkilometer grosse Erdenfleck auf der Balkanhalbinsel. Eine Infrastruktur sucht man vergebens. Steuern zahlt nur, wer Lust hat. Politische Macht lässt sich kaufen: Wer mindestens 5000 «Liberland Merits» hinblättert, erhält ein Wahlrecht. Je höher der finanzielle Tribut, desto grösser der politische Einfluss. Nach «Geld ist Macht» heisst es nun: «Geld macht frei.» Wundert sich da noch jemand, dass ein vermöglicher Wirtschaftsmogul zum Freiesten aller Freien gewählt worden ist?

Suns erklärtes Ziel: Für alle freiheitsliebenden Menschen der Welt soll Liberland das werden, was der Vatikan für die Christen ist. Noch will kein Staat den geopolitischen Schachzug eines Fantasten anerkennen. Dass die amerikanische Börsenaufsicht jedoch zum Wahltag eine tatsächliche Anklage gegen Sun wegen Betrugs und Geldwäscherei erhoben hat, lässt erahnen: Dieser Traum ist so grausam süss, dass man fürchten muss, er sei wahr.

Oder ist die Wahrheit nur so unglaublich bitter, dass man wünscht, sie wäre ein Traum? *Rahel Senn*



Vatikan der Freiheitsliebenden: Justin Sun.

«Gegen die Demokratie»

Politologin Lisa Fellhofer leitet die «Dokumentationsstelle Politischer Islam» in Wien. Wie bedrohlich ist die extremreligiöse Bewegung für Europa?

Roman Zeller

Weltwoche: Frau Fellhofer, Sie befassen sich intensiv mit dem politischen Islam. Was verstehen Sie darunter?

Lisa Fellhofer: Das ist ein umstrittener Begriff. Bei der Dokumentationsstelle verstehen wir darunter Ideologien, die sich auf islamische Werte berufen und dabei gegen Demokratie und Rechtsstaat gerichtet sind, oder die eben versuchen, diese Grundpfeiler unserer Gesellschaft aufzuweichen.

Weltwoche: Was ist das Motiv, das Ziel, des politischen Islams?

Fellhofer: Die Vorstellung von vielen dieser Bewegungen ist, dass Gesellschaft und Politik auf der Religion des Islams basieren sollen und dass nicht der Mensch und menschengemachte Gesetze im Mittelpunkt stehen. Dass alles zurückgeführt wird auf die Religion, auf Gott.

Weltwoche: Worin unterscheidet sich der Islam vom politischen Islam?

Fellhofer: Politischer Islam oder Islamismus ist die extreme Auslegung der Religion. Es gibt Muslime, die ohne Probleme in demokratischen Rechtsstaaten leben, die Religion und Säkulares als Gesellschaftsordnung vereinbaren können. Islamismus und politi-

«In einer liberalen Moschee nehmen auf einmal salafistisch orientierte Personen am Freitagsgebet teil.»

scher Islam versuchen hingegen, Gesellschaft, Staat und Politik mit religiösen, oft extremen oder extremistischen Auslegungen zu durchdringen.

Weltwoche: Was sind das für Menschen, die diese extreme Form vertreten?

Fellhofer: Vor allem Personen, die die Religion als Identitätsfaktorin in den Mittelpunkt stellen. Sie richten alles danach aus, nicht nur für sich selber, sondern auch für andere Muslime, die moderater sind, liberaler. Manchmal geht es auch über diesen Anspruch hinaus auf die nichtmuslimische Gesellschaft, die sie überstimmen wollen. Aber in erster Linie trifft es zuvorderst immer Musliminnen und Muslime,



«Toleranzparadoxon»: Forscherin Fellhofer.

die ihre Religion ausüben möchten, ohne von Fundamentalisten vereinnahmt zu werden.

Weltwoche: Ist der politische Islam auch bei Frauen verbreitet?

Fellhofer: Ja. Es gibt sogar eine Strömung, die mit feministischen Ansätzen spielt, aber den westlich geprägten Feminismus ablehnt.

Weltwoche: Was würde sich in westlichen Gesellschaften ändern, wenn es nach den Vorstellungen der Islamisten ginge?

Fellhofer: Als Erstes wird man es merken, wenn die Vielfalt im muslimischen Leben eingeschränkt wird. Ein Beispiel, das wir in einer Feldstudie hatten: In einer liberalen Moschee nehmen auf einmal vier, fünf salafistisch orientierte Personen am Freitagsgebet teil. Früher hätte der Imam diese Leute gebeten zu gehen. Mittlerweile lässt man diese wenigen Personen in der Ecke ihren salafistischen Ritus durchziehen. Das sind kleine Dinge, aber damit gerät die ganze Community unter Druck.

Weltwoche: Für wie gefährlich halten Sie diesen politischen Islam?

Fellhofer: Man muss unterscheiden. Politischer Islam ist meistens nicht im gewalt-

bereiten Bereich, während Attentate im Bereich des Terrorismus und Dschihadismus sind. Der politische Islam versucht, über verschiedene Bewegungen und Strömungen Werte zu transportieren, die Demokratie und Rechtsstaat ablehnen. Die dann, wenn das extremistische Gedankengut greift, eine Einzelperson so weit bringen können, dass sie sich noch weiter radikalisiert, weil man findet, dass der gewaltfreie Weg nicht ausreicht, um seine Ziele zu erreichen. Das sind die Fälle, bei denen jemand in den Dschihadismus hinüberwechselt. Das ist allerdings ein Graubereich. Da muss man vorsichtig sein.

Weltwoche: Kann dieser Islamismus mit dem Christentum friedlich koexistieren?

Fellhofer: Wenn wir nur von der Religion des Islams sprechen: Ja, das ist möglich. Wenn es aber um Strömungen geht, die sich auf Religionsfreiheit berufen, dann allerdings diese Religionsfreiheit gegenüber anderen Gruppierungen negieren, dann kommen wir in Problembereiche.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie diese Toleranzoffensiven, etwa in Frankfurt? Dort feiert die Stadt Ramadan wie Weihnachten.

Fellhofer: Wieder zwei Aspekte: Es gibt Muslime in Europa, die das als ein Zeichen der Anerkennung sehen. Wenn diese offen gelebten Feste bewusst von Akteuren des politischen Islams genutzt werden, um zu signalisieren, dass man an Boden gewinnt, wird es problematisch. Dann kann es auch ein Öl-ins-Feuer-Giessen sein. Andererseits können auch rechtsextremistische, rassistische Strömungen darauf aufspringen und sagen: Seht, wir werden hier im eigenen Land entfremdet. Das heisst, es ist diffizil.

Weltwoche: Wie lautet Ihr Ratschlag für diese Gratwanderung?

Fellhofer: Diese Frage ist unser tägliches Brot. Der erste Schritt ist das offene Ansprechen von Problemen. Zu versuchen, die Emotionen herauszunehmen, zu sagen, wir leben in einem demokratischen Rechtsstaat, der sich auf Grund- und Menschenrechte beruft und eines davon ist die Religionsfreiheit, aber auch die Meinungsfreiheit. Gleichzeitig hat das aber

auch Grenzen. Ich bin frei, meine Religion auszuüben. Wenn ich das nicht möchte, dann bin ich aber genauso frei, ohne Religion zu leben. Das sollte klar kommuniziert werden. Wir tun uns leichter, wenn es um Dschihadismus geht. Da sieht man schnell die Konsequenzen. Spricht man über den nichtgewaltbereiten Islamismus, ist es schwieriger, weil es oft um gesellschaftliche Dinge geht, über die man miteinander sprechen muss. Dieses emotionsbefreite, an Fakten orientierte Sprechen geht uns leider verloren. Das bräuchte es aber, um die Demokratie aufrechtzuerhalten.

Weltwoche: Wo sehen Sie die zentralen Fehler im Umgang mit dem politischen Islam?

Fellhofer: Im Grunde kann man das auf das Toleranzparadoxon von Karl Popper zurückführen. Das heisst, die Demokratie gewährleistet Freiheiten, die sie zum Teil nicht unbedingt schützen kann. Es geht um die Frage: Wie tolerant kann eine tolerante Gesellschaft sein, ohne Opfer der Intoleranz zu werden? Diesen Balanceakt zu schaffen, ist schwierig. Wo noch viel getan werden muss, ist bei der Gleichbehandlung. Wenn es rechtsextremistische Fälle etwa von Antisemitismus gibt, weisen die Gesellschaften in Europa im Normalfall sehr schnell darauf hin, dass hier eine Grenze

überschritten wurde. Dieser Massstab wird im Bereich des politischen Islams oder des Islamismus nicht angewendet. Bei Antisemitismus im

«Der Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober hat wie ein Brandbeschleuniger gewirkt.»

islamistischen Milieu wird leider manchmal versucht, ihn herunterzuspielen. Oder man ignoriert ihn gar.

Weltwoche: Wie schnell breitet sich der politische Islam aus?

Fellhofer: Das ist schwierig zu quantifizieren. Was wir sehen, ist – vor allem im Online-Bereich – eine Zunahme. Das Ganze hat mit dem Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober noch einmal an Dynamik gewonnen. Das hat wie ein Brandbeschleuniger gewirkt, sehr viele islamistische Bewegungen und Akteure nutzen das jetzt, aus Ideologiegründen heraus, allerdings auch aus pragmatischen, um eine Anhängerschaft zu generieren.

Weltwoche: Was ist das wirksamste Mittel gegen den politischen Islam?

Fellhofer: Zwei Dinge: Das eine ist, die Entwicklungen, die es im Bereich des politischen

Islams gibt, zu beobachten und faktenbasiert darauf hinzuweisen, damit man entsprechende Massnahmen ableiten kann. Der zweite Punkt ist, dass man die Muslime, vor allem die moderaten, die im Rahmen des demokratischen Rechtsstaats leben wollen und sich nicht von extremistischen Akteuren vereinnahmen lassen möchten, stärkt und fördert, um die extremistischen Strömungen einzudämmen.

Weltwoche: Was erwarten Sie dabei von muslimischen Organisationen?

Fellhofer: Je nachdem, welche Organisationen oder Vereine es sind, kann es sich um eine Aufarbeitung, um eine sachliche Beschäftigung mit der eigenen Gründungsgeschichte handeln, und andererseits auch um eine klare Positionierung. Ich weiss, es ist anstrengend, wenn man sich ständig von den Islamisten abgrenzen muss, nur, das ist nötig, weil sonst diese Vereinnahmung der ganzen muslimischen Community durch Islamisten Realität wird. Genauso, wie man sich auch als Gesellschaft immer wieder abgrenzt von rechtsextremistischen Akteuren und Positionen, wäre dasselbe von Muslimen ein Muss.

Das ausführliche Video-Interview mit Lisa Fellhofer finden Sie auf weltwoche.ch

Emissionsfrei ins Zentrum

DER NEUE
E-TECH
MASTER



renault-trucks.ch

RENAULT TRUCKS
E-TECH

Recht ist, was links ist

Jürgen Habermas war angetreten, die Aufklärung in Deutschland zu vollenden. Bewirkt hat er das Gegenteil. Wer sich fragt, woher die autoritären Politwächter unserer Tage ihre Ideen beziehen, kommt am Denken des Grossphilosophen nicht vorbei.

Alexander Grau

Es ist der 9. Juni 1967. In Hannover wird der Student Benno Ohnesorg zu Grabe getragen. 7000 Studenten bilden einen beeindruckenden Trauerzug. Eine Woche zuvor ist Ohnesorg von einem Polizisten nahe der Oper an der Berliner Bismarckstrasse erschossen worden.

Ein Wendepunkt in der Geschichte der Bundesrepublik, wohl sogar darüber hinaus. Die Radikalisierung vieler Studenten hat hier ihren Ausgangspunkt. Eine gewisse Gudrun Ensslin soll noch in besagter Nacht in den Räumen des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) am Kurfürstendamm gerufen haben: «Dieser faschistische Staat ist darauf aus, uns alle zu töten. Wir müssen Widerstand organisieren. Gewalt kann nur mit Gewalt beantwortet werden.» Aus der antiautoritären Revolte in Berlin formieren sich gewaltbereite Gruppen. Einige besonders radikale Studenten formieren sich schliesslich zur Terrororganisation Rote Armee Fraktion (RAF).

Entsprechend aufgeheizt ist auch die Stimmung bei Ohnesorgs Beisetzung in Hannover. Nach der Trauerkundgebung versammeln sich die Studenten zu einer Diskussionsveranstaltung in einer Sporthalle. Auch fünf Professoren nehmen daran teil. Einer von ihnen: Jürgen Habermas, damals Ordinarius für Philosophie und Soziologie an der Universität Frankfurt – in Nachfolge des legendären Max Horkheimer, der mit Theodor W. Adorno die sogenannte Frankfurter Schule geprägt hat. Wir kommen darauf zurück.

Vordenker der Wokeness

In seinem Vortrag betont Habermas: «Wenn die studentische Opposition wahrlich einen Vorzug hat, dann kann es, meine ich, nur der sein, dass sie Sensibilität für die Unterdrückung und für die Verletzung, auch für die Verletzbarkeit des Menschen, und ich meine einzelne Menschen, und sozialer Klassen, zu einer politischen Kategorie erhebt.»

Habermas ist hier ganz Vertreter der Bürgerrechtsbewegung. Er öffnet den politischen Raum auch der Verletzbarkeit des Menschen – und wird so zu einem Vordenker von Achtsamkeit und Wokeness.

Den Studenten reicht das nicht. Sie wollen mehr. Kein Geringerer als SDS-Wortführer Rudi Dutschke, der später von einem Rechts-

Was im Furor untergeht: Auch für Habermas ist nur eine linke Demokratie eine Demokratie.

extremisten angeschossen wird, pocht in seiner Antwort auf Habermas darauf, «dass die etablierten Spielregeln dieser unvernünftigen Demokratie» nicht die Spielregeln der revolutionären Studentenschaft sein können.

Habermas ist von dieser Antwort entsetzt. Er befürchtet nicht nur weitere Gewalt, sondern erkennt auch den totalitären Grundzug in Dutschkes Worten. Konkret wirft er dem Studentenführer vor, eine Ideologie zu entfalten, die man unter heutigen Umständen «linken Faschismus» nennen müsse. Der Skandal ist perfekt.

Was im revolutionären Furor dieser Monate untergeht: Auch für Habermas ist nur eine linke Demokratie eine wirkliche Demokratie.



Wendepunkt für Deutschland und mehr: Zürich, 1968.

Doch anders als Dutschke will er keine revolutionäre Systemveränderung, sondern ist bestrebt, zur Durchsetzung seiner Ziele die Institutionen der parlamentarischen Demokratie und die Mechanismen der liberalen Gesellschaft zu nutzen.

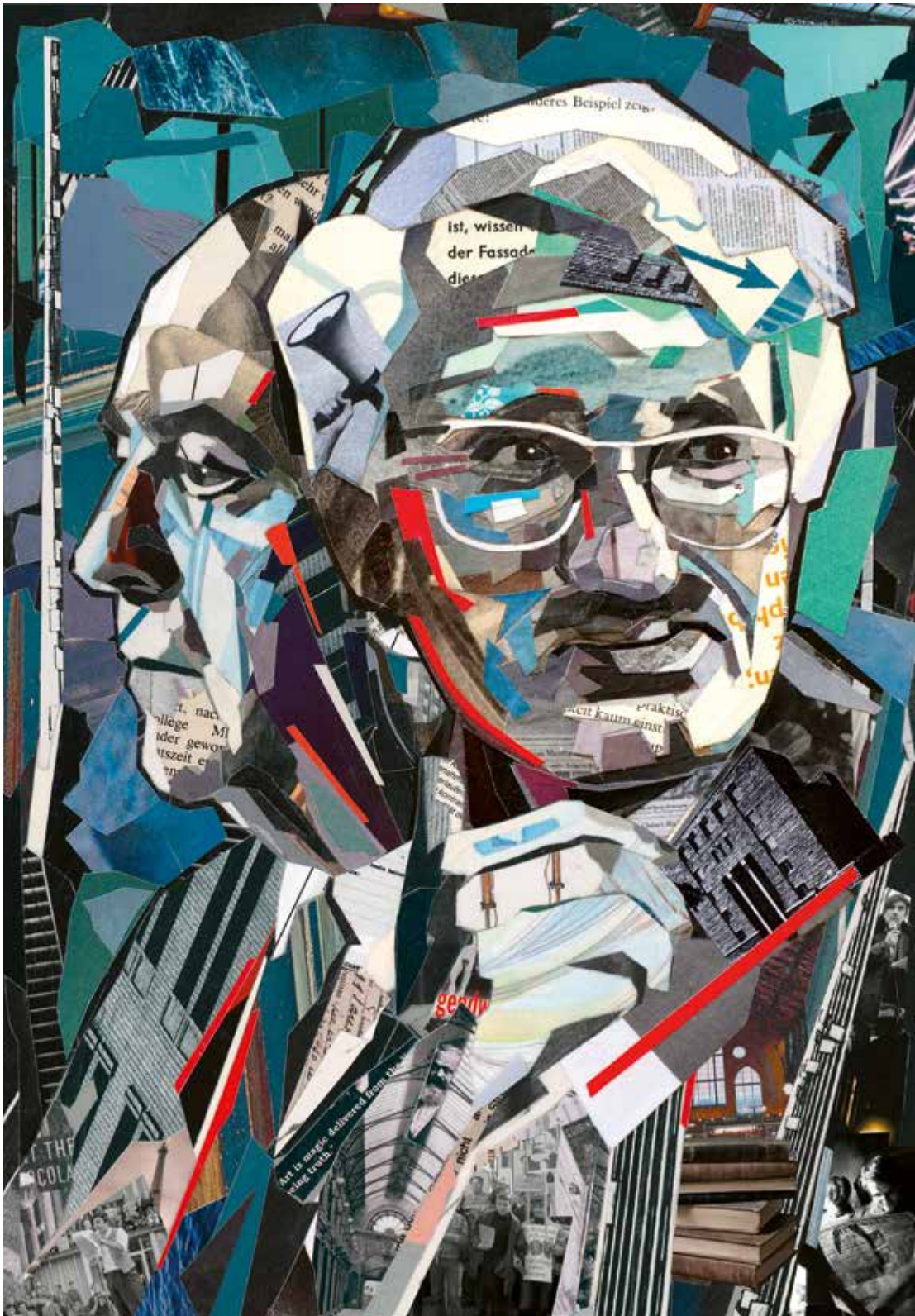
Während Dutschkes Revolution bekanntlich scheiterte, gelang es Habermas tatsächlich, der deutschen Gesellschaft einzureden, nur eine linke Politik sei demokratisch und das Ziel der Geschichte sei eine postnationale, inkludierende, multikulturelle, sozialökologische Gesellschaft.

Bemühe dich um Verständlichkeit

Das Zauberwort auf diesem Weg hiess «kommunikative Vernunft». Das klingt zunächst harmlos, denn wer hat schon was gegen kommunikative Vernunft? Tatsächlich aber schuf Habermas mit diesem Schlagwort eine Theorie, deren demokratisch anmutende Fassade nur oberflächlich verdeckt, dass mit ihrer Hilfe ganze Gesellschaften – also Kommunikationsgemeinschaften – auf eine Handvoll linker politischer Ziele verpflichtet werden sollen.

Der argumentative Trick dabei ist relativ einfach. Zunächst einmal stellt Habermas fest, dass der Mensch ein kommunizierendes Wesen ist. Doch Kommunikation, also sprachliches Handeln, ist für Habermas nur dann möglich, wenn beim Sprechen normative Regeln berücksichtigt werden. Diese Regeln sind etwa: «Bemühe dich um Verständlichkeit» – eine Regel, die Habermas selbst durchaus zu strapazieren wusste –, «bemühe dich um Richtigkeit, berücksichtige die Grundlagen der Logik, achte dein Gegenüber als rationalen Gesprächsteilnehmer.»

Jeder, der kommuniziert, hat sich, so Habermas, immer schon auf diese Regeln des sprachlichen Handelns eingelassen und damit gewisse Kommunikationsnormen anerkannt. In einer idealen Sprechsituation würden allein diese rein



Das Zauberwort hiess «*kommunikative Vernunft*»: Philosoph Habermas, Lehrer Adorno (l.).

rationalen Regeln der Argumentation und der – so Habermas' berühmte, bis heute zitierte Formulierung – «zwanglose Zwang des besseren Arguments» gelten.

Diese ideale Sprachsituation ist faktisch zwar nie gegeben, in unserem alltäglichen Sprachhandeln müssen wir sie aber, so Habermas weiter, stets als Quelle unserer sozialen Normen voraussetzen. Und weil das so ist, seien wir als Sprecher immer dazu aufgerufen, eine

ideale, also herrschaftsfreie Kommunikationssituation herzustellen.

Für den jüngeren Habermas war klar, dass eine solche Gesellschaft eine sozialistische Gesellschaft ist. Der ältere Habermas würde das so drastisch nicht mehr formulieren. Allerdings würde er keinen Zweifel daran lassen, dass die ideale Kommunikationsgemeinschaft nur mit der Herrschaft des Rechts und normativen Verbindlichkeiten durchzusetzen ist.

Auf Demokratien angewandt, bedeutet das: Eine Demokratie ist nicht dann demokratisch, wenn sie dem Mehrheitswillen des Volkes Geltung verschafft, sondern wenn ihre Spielregeln den Normen einer idealen Kommunikationsgemeinschaft verpflichtet sind. Vereinfacht: Normen gehen vor Mehrheit.

Der Sache nach ist Habermas damit gedanklich gar nicht so weit entfernt von der «unvernünftigen Demokratie», die Rudi Dutschke in der Bundesrepublik sah. Lediglich in den Mitteln ihrer Überwindung unterschied sich der Philosophie-

Der argumentative Trick von Habermas ist relativ einfach.

professor von dem Studentenführer. Habermas vertraute einfach darauf, dass die liberalen Gesellschaften des Westens Emanzipationskräfte freisetzen, die die aus seiner Sicht verkrusteten Strukturen der westlichen Nachkriegsdemokratien überwinden helfen.

Bürgerliche Lebenskultur

Die Grundlagen zu diesen Überlegungen entwarf Habermas in seiner Habilitationsschrift. Titel: «Der Strukturwandel der Öffentlichkeit». Darin untersucht Habermas, wie im Zuge der Entfaltung der bürgerlichen Kultur so etwas wie Öffentlichkeit entsteht. Waren die Feudalgesellschaften des Mittelalters geprägt durch mehr oder minder abgeschlossene Zirkel des Adels und des Klerus, so entstehe mit der bürgerlichen Lebenskultur, mit Salons und Cafés, erstmals ein öffentlicher Raum der freien Kommunikation. Hier, so Habermas, bildeten sich Strukturen einer bürgerlichen Öffentlichkeit, die die Grundlagen für die aufgeklärte, liberale und demokratische Gesellschaft der Moderne darstellten.

Damit schaffe die bürgerliche Öffentlichkeit zugleich die normativen Voraussetzungen ihrer selbst. Es zeige sich, dass die Kommunikation innerhalb dieser Öffentlichkeit an eine Reihe von Normen gebunden sei, die sie selber erst möglich mache. Die bürgerliche Öffentlichkeit sei somit nicht nur ein historisches und soziales Phänomen, sondern habe normbildende Kraft.

Habermas ist hier an einem entscheidenden Punkt, der nicht einfach nur akademische



Der Skandal ist perfekt: Wortführer Dutschke, 1968; Philosophen Horkheimer (M.), Adorno, 1969.

oder philosophische Bedeutung hat, sondern die politikkulturelle Realität Deutschlands ab den späten 1980er Jahren zunehmend prägt. Die Idee dabei: Die bürgerliche Öffentlichkeit schafft Normen des Miteinanders, die auch mittels demokratischer Verfahren nicht aus der Welt zu schaffen sind, da sie demokratische Öffentlichkeit erst ermöglichen. Da zudem das Ideal einer herrschaftsfreien, egalitären Kommunikationsgemeinschaft noch nicht verwirklicht ist, wir als vernünftige Sprecher uns aber immer schon zu dessen Realisierung verpflichtet haben, ist es die Aufgabe der Gesamtgesellschaft, sich diesem Ideal anzunähern. Die Realisierung einer linken Gesellschaft wird so zu einem historischen Auftrag, den man nicht ablehnen kann, ohne einem logischen Selbstwiderspruch zu verfallen.

Im Kern autoritär

Für Philosophie-Nerds: Habermas kombiniert auf bemerkenswerte Art Denkmotive von Kant, Hegel und Marx. Von Kant übernimmt er die Idee einer apriorischen Vernunft, also von Regeln des vernünftigen Denkens und Handelns, die immer schon gegeben sind. Von Hegel erbt er den unbedingten Fortschrittsglauben und die Vorstellung, dass die mit Kant angenommene universale Vernunft sich in der Geschichte unaufhaltsam entfaltet. Von Marx verwendet er das Motiv, dass dieser endgültigen Realisierung einer vernünftigen Gesellschaft Machtinteressen privilegierter Gruppen entgegenstehen.

Diese Machtstrukturen will Habermas, anders als Marx und Dutschke, allerdings nicht revolutionär überwinden, sondern er vertraut – mit Hegel – auf die Kraft der kommunikativen Vernunft. Doch es ist klar, dass sein Programm

nicht auf die Herstellung eines wirklichen Pluralismus zielt, sondern auf die Umsetzung der einen, tatsächlichen Vernunft – und diese Vernunft ist eine linke Vernunft.

An Habermas zeigt sich wie an keinem anderen Intellektuellen überdeutlich und leicht rekonstruierbar, wie ein Denken, das unter dem Zeichen von Emanzipation und Freiheit antrat, die Nachkriegsgesellschaften des Westens zu modernisieren, im Kern schon die autoritären Strukturen gegenwärtiger normativer Demokratie und wertebasierter Politik in sich trug. Denn faktisch war man seitens der politischen Linken der 1960er Jahre nie willens, Demokratie und demokratische Prozesse offen und pluralistisch zu denken. Wirkliche Demokratie war den Vordenkern der Linken immer suspekt. Schliesslich weiss man nie, was das Volk in seiner Verführbarkeit beschliesst. Daher galt es, Demokratie normativ zu rahmen und damit auf eine politische Agenda festzulegen.

Indem Habermas allgemeinverbindliche Normen sucht und diese aus der kommunikativen Praxis demokratischer Gesell-

«Die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils.»

schaften ableiten möchte, wird Demokratie selbst autoritär. Hier wird die Grundlage gelegt, um zwischen demokratischen und undemokratischen Entscheidungen des Volkes zu unterscheiden. Demokratisch sind dementsprechend Voten für eine multikulturelle Gesellschaft, für Inklusion und Diversität. Undemokratisch sind jene Beschlüsse, die diese Inhalte ablehnen.

Letztlich erweist sich die antiautoritäre Revolte der 1960er Jahre als gescheitert. Statt autoritäre Vorstellungen zu bannen, hat man lediglich tradierte Normen beseitigt und durch diejenigen einer angeblich universal gültigen kommunikativen Vernunft ersetzt.

Mehr Nietzsche als Marx

Man kann es auch anders formulieren: Hatten die Lehrer von Habermas, insbesondere Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, die prägenden Persönlichkeiten des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, ein klares Gespür für den autoritären und totalitären Charakter angeblicher Vernunft, so übersieht Habermas in seinem hegelschen Fortschrittsoptimismus die restriktiven Tendenzen, die insbesondere auch emanzipatorischen Gesellschaftsbewegungen innewohnen.

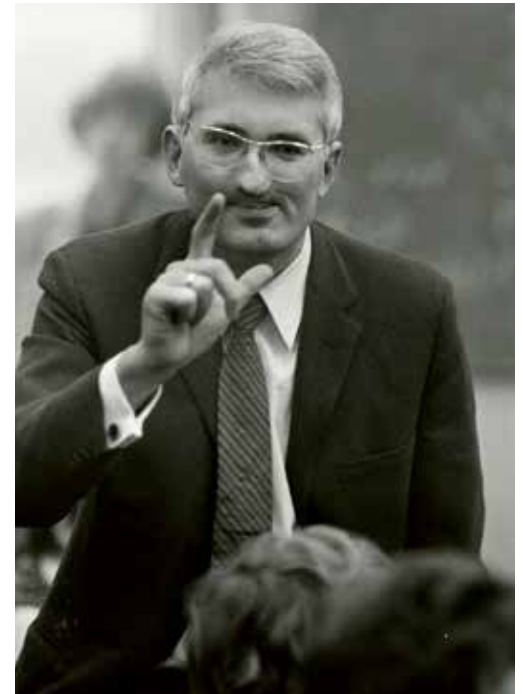
Faktisch möchte Habermas die Gesamtgesellschaft auf ein linkes Politprojekt festlegen, indem er dieses als Postulat der kommunikativen Vernunft ausgibt, das ohne logischen Selbstwiderspruch nicht zu hintergehen ist.

Dabei hatten Horkheimer und Adorno in ihrem epochalen Werk über «Die Dialektik der Aufklärung» zu zeigen versucht, dass und warum die Aufklärung letztlich gescheitert ist und in Form von Faschismus, Stalinismus und kapitalistischer Massengesellschaft in ihr Gegenteil umschlägt.

Damit entfaltet das Denken von Horkheimer und Adorno eine extrem subversive Kraft, da es Herrschaft selbst – egal, ob faschistisch, stalinistisch und kapitalistisch – in Frage stellt und die Gefährdung der Autonomie des Individuums durch sich aufklärerisch gebendes Denken herausstellt. Im Jargon der beiden Autoren: «Seit je hat Aufklärung im umfassendsten Sinn



Mystischer Zugang zur Welt: Proteste gegen den Springer-Verlag, 1968; Dozent Habermas, 1969.



fortschreitenden Denkens das Ziel verfolgt, von den Menschen die Furcht zu nehmen und sie als Herren einzusetzen. Aber die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils.»

Zwar sei der einst mystische Zugang zur Welt, wie ihn noch die Antike kannte, rational aufgeklärt worden. Doch mit der stufenweisen Vervollkommnung der Naturbeherrschung und dem Siegeszug einer instrumentellen Vernunft sei Aufklärung in Herrschaft umgeschlagen. Um diese zu rechtfertigen, werde Aufklärung schliesslich selbst zur Mythologie, indem sie die gesellschaftlichen Verhältnisse und technischen Anwendung als zwangsläufig, unabwendbar und vernünftig darstelle.

Der angeblich emanzipierte Mensch in der angeblich freien Gesellschaft unterwerfe sich diesem Diktat, weil die moderne technisierte Konsum- und Massengesellschaft ihn qua Medien und Kulturindustrie in einen Verblendungszusammenhang stelle, der Unfreiheit als Freiheit erlebbar mache und Gleich-

förmigkeit als Individualismus. Aufklärung und Vernunft zerstörten sich schliesslich selbst.

Da die sogenannte Frankfurter Schule, sprich das dortige Institut für Sozialforschung, nicht zuletzt aufgrund der Gründungsgeschichte unter Gründungsdirektor Carl Grünberg, als marxistische Institution wahrgenommen wurde, übersah man leicht, dass Horkheimer und Adorno in ihrer Kulturkritik wesentlich

Wie sehr Adorno und Horkheimer recht behalten sollten, zeigt sich an ihrem wichtigsten Schüler.

mehr von Nietzsche als von der marxistischen Theorietradition beeinflusst worden waren. Letztlich zeigte sich für sie hinter den Vernunftansprüchen der Gegenwart, ihrer Objektivitätsrhetorik und universalistischen Moral nichts anderes als Herrschaftsformen und Methoden der Homogenisierung.

Moral des Konformismus

Wie sehr Adorno und Horkheimer recht behalten sollten, zeigt sich an der intellektuellen Entwicklung ihres wichtigsten Schülers Habermas, der – inzwischen nach Starnberg ans Max-Planck-Institut gewechselt – den subversiven Charakter des Denkens der Frankfurter Schule aufgibt und durch eine Apologie einer angeblichen universal gültigen Vernunft ersetzt, deren moralische Unbezweifelbarkeit autoritäre Züge trägt. Selbstverständlich ist Habermas nicht für die Fehler der heutigen Politik verantwortlich. Doch er hat mit feinem soziologischem Gespür die Entwicklung moderner Gesellschaften richtig vorhergesehen und als Entfaltung der Vernunft begrüsst.

So erwuchs aus dem ursprünglich antiautoritären Impuls der Aufklärung schliesslich der rigide autoritäre Politwächter unserer Tage. Der autoritäre Charakter, eigentlich Feindbild der 68er-Bewegung, feiert bei deren Erben fröhliche Urständ.

Wie in einer hedonistischen Konsumgesellschaft nicht anders zu erwarten, ereifert sich der autoritäre Charakter unserer Tage allerdings nicht über lockere Sexualmoral, Kindergeschrei oder ungepflegte Vorgärten. Stattdessen ereifert er sich über die falsche Haltung zu Umweltfragen oder zur Genderdebatte.

Befreit von der Aura restriktiver Spiessigkeit und ausgestattet mit den Insignien des modernen Lifestyles, die seine Lockerheit und Welt-offenheit beglaubigen, sieht sich der autoritäre Persönlichkeitstyp nunmehr berufen, alles zu bevormunden und zu reglementieren, was dem herrschenden Politzeitgeist widerspricht. Getrieben von dem für ihn typischen Bedürfnis nach Konformismus reproduziert er eifrig die Moral der herrschenden Mehrheitsdiskurse. Indem er «Haltung zeigt», befriedigt er so seine Sehnsucht nach Anpassung, sieht sich durch die abendliche Talkshow bestätigt und fühlt sich dennoch als kleiner Held.

Erkannten Adorno und Horkheimer in dieser Farce die in Gegenaufklärung umschlagende Aufklärung, das Scheitern der Moderne als Projekt und einen neuen Autoritarismus, so feiert ihr Schüler Habermas das Wiederauferstehen des autoritären Charakters als Sieg der aufgeklärten Vernunft und der kommunikativen Praxis. Selten hat ein Schüler seine Lehrer so sehr bestätigt.

Alexander Grau ist ein deutscher Philosoph und Publizist. Zuletzt von ihm erschienen: Vom Wald. Eine Philosophie der Freiheit (Claudius, 2023).



Heimisch im Land des Erzfeinds

In den letzten zwanzig Jahren hat der Mossad die Islamische Republik Iran infiltriert. Wie hat Israels Geheimdienst dieses Kunststück geschafft?

Pierre Heumann

Tel Aviv

Sie bewegen sich frei im Land ihres Erzfeinds, verschaffen sich Zugang zu den höchsten Vertretern des iranischen Regimes und zu dessen Nuklearwissenschaftlern: Israels Mossad-Agenten. Was wie eine abenteuerliche Story aus Spionagethrillern klingt, leben Israels Superspione seit zwanzig Jahren vor. Gerade jetzt, da ein weiterer Schlagabtausch zwischen dem Iran und Israel bevorsteht, könnten die Operationen des Mossad für Israels Sicherheit von höchster Bedeutung sein.

In den vergangenen zwei Monaten wurden führende Köpfe der vom Iran angeführten Achse des Widerstands getötet, darunter der Grossteil der militärischen Führung der Hisbollah, inklusive des obersten Chefs Hassan Nasrallah und kurz darauf seines mutmasslichen Nachfolgers Hashem Safieddine. Zuvor war der Hamas-Topterrorist Ismail Haniyeh bei einer Explosion in einem von der iranischen Revolutionsgarde gesicherten Gästehaus während seines Besuchs in Teheran anlässlich der Amtseinführung des iranischen Präsidenten Massud Peseschkian bei einem Attentat umgekommen.

Mossad-Agent in Irans Spionageabwehr

Die Ajatollahs haben deshalb Grund zur Beruhigung. Viel deutet darauf hin, dass der Mossad Hinweise von Offizieren der Revolutionsgarde erhalten hat, also von denjenigen, die die Islamische Republik vor dem inneren und äusseren Feind schützen sollen. Deshalb verdächtigt in Regimekreisen derzeit jeder jeden, dem Mossad Informationen aus dem Innersten des Systems zu liefern. Dessen Agenten fühlen sich im Iran «ziemlich heimisch», sagt Ilan Evyatar. Das, so der Autor des Buches «Target Tehran», bezeuge die grosse Zahl von Geheimdienstoperationen in der Islamischen Republik.

Kein Geringerer als Irans ehemaliger Präsident Machmud Achmadinedschad hat die Infiltration des Mossad bis ganz oben kürzlich in einem Interview mit CNN Türk angesprochen. Der Mossad sei in den letzten zehn Jahren in viele Regierungsstellen eingedrungen, «und zwar in einem solchen Ausmass, dass alle Spitzenbeamte

des Landes um ihr Leben fürchten sollten». Er nannte ein besonders krasses Beispiel: Teheran habe eine Einheit gegründet, die Operationen des israelischen Mossad vereiteln und Agenten aufspüren sollte. Doch später wurde klar, dass der Mann, der zum Leiter dieser Einheit ernannt worden war, selber ein Mossad-Agent

Bei der Rekrutierung kann sich der Mossad eine im Iran weitverbreitete Unzufriedenheit zunutze machen.

war. Insgesamt, heisst es in Teheran, sollen mehr als zwei Dutzend iranische Agenten dem Feind Informationen geliefert haben, bis sie enttarnt wurden. Diese Anschuldigungen, die plausibel, aber unüberprüfbar sind, wurden von Israel nicht kommentiert.

Sicher ist aber: Bei der Rekrutierung von Kollaborateur-Spionen kann sich der Mossad eine im Iran weitverbreitete Unzufriedenheit mit dem Regime zunutze machen. 78 Prozent der Iraner sind laut einer neuen Umfrage von Stasis Consulting der Meinung, dass die iranische Aussenpolitik «sehr oder in gewissem Masse» eine Ursache für die wirtschaftlichen und sozialen Probleme des Landes sei. Beim Ausbau des Netzwerks greift der Mossad zudem auf Minderheiten zurück, die vom Regime diskriminiert werden – zum Beispiel Kurden, Aseris, Araber oder Belutschen. Der Mossad sei bekannt dafür, dass er Mitarbeiter mit ausländischem Pass «grosszügig belohne», sagt ein ehemaliger Agent.

Ein weiterer Faktor, der dem Mossad bei der Rekrutierung iranischer Kollaborateure hilft, ist der Grad der Uneinigkeit zwischen



Es winkt eine grosszügige Belohnung: Premierminister Benjamin Netanjahu mit Mossad-Chef David Barnea und Aussenminister Yoav Gallant (v. r.).

den verschiedenen Geheimdiensten im Iran. In den letzten Jahren hat die Revolutionsgarde nach und nach alle iranischen Agenturen übernommen, und es ist ihr gelungen, das iranische Ministerium für Nachrichtendienst und Sicherheit (Mois), das unter anderem für die Spionageabwehr zuständig war, zu verdrängen. Das Mois war eine Zeitlang recht effektiv und erfolgreich bei der Zerschlagung von feindlichen Zellen, die von ausländischen Nachrichtendiensten betrieben wurden, darunter auch Spionageringe der CIA. Seit es von der Revolutionsgarde verdrängt wurde, ist der Iran anfälliger für die Infiltration durch feindliche Geheimdienste.

Auch gebe es eine ständige Zusammenarbeit zwischen Israel und einer Vielzahl iranischer Oppositionsorganisationen, die versuchen, dem Ajatollah-Regime die Stirn zu bieten. Eine dieser Organisationen sei zum Beispiel die MEK, die iranische Oppositionsorganisation Mujahedine-Khalq. Die CIA bezeichnet die MEK als operativen Arm des Mossad, so Evyatar.

Nuklearforscher finden und töten

Schliesslich, ist Mossad-Experte Evyatar überzeugt, operieren auch israelische Agenten im Iran: «Es gibt Israeli, die über verschiedene Wege in den Iran gelangen und dort operieren.» Dabei stützten sie sich insbesondere auf die grosse Gemeinschaft iranischer Juden, die nach der Machtübernahme der Mullahs nach Israel auswanderte. Es gibt Israeli, «die über verschiedene Routen in den Iran einreisen und dort operieren», meint Evyatar.

Israels Spione haben den Iran seit Jahrzehnten im Visier. Sie erhielten vom damaligen Premier Ariel Scharon den Auftrag, das iranische Atomwaffenprogramm zu stoppen, weil es eine existenzielle Bedrohung für Israel sei. Der Mossad sollte die wichtigsten iranischen Nuklear- und Raketenforscher ausfindig machen – und töten.

Nachdem der Mossad fünfzehn Zielpersonen definiert hatte, die für das iranische Atomprojekt von zentraler Bedeutung waren, machte er sich ans Werk. Ein halbes Dutzend Atomwissenschaftler wurde eliminiert, meist auf dem

Gemäss Berichten zerstörte der Computerwurm fast ein Fünftel der iranischen Atomzentrifugen.

morgentlichen Weg zur Arbeit. Ausgeführt wurden die gezielten Tötungen durch Bomben mit Kurzzeitzündern, die Motorradfahrer an den Autos der Wissenschaftler anbrachten. Zudem wurde ein General der Revolutionsgarde, dem das Raketenprojekt unterstand, zusammen mit siebzehn seiner Mitarbeiter in seinem Hauptquartier in die Luft gesprengt. Ein anderer hochrangiger Atomexperte erlag einem mysteriösen Kohlenmonoxid-Erstickungstod.

Der führende iranische Nuklearwissenschaftler Mohsen Fachrisadeh wurde im November 2020 durch einen ausgeklügelten Anschlag unter der Leitung eines Mossad-Teams ermordet, bei dem laut *New York Times* ein computergestütztes Maschinengewehr zum Einsatz kam, so dass keine Agenten vor Ort benötigt wurden. Beim Anschlag wurde niemand sonst verletzt, auch nicht die Frau des Wissenschaftlers, die zu diesem Zeitpunkt bei ihm war.

Weltweit berühmt wurde Stuxnet, die erste digitale Waffe, die vermutlich gemeinsam von den Geheimdiensten der USA und Israels entwickelt wurde. Stuxnet hat nicht einfach nur Computer gekapert oder Informationen gestohlen, sondern ist aus der digitalen Welt ausgebrochen, um die von den Computern gesteuerten Geräte zu zerstören. Obwohl Stuxnet erst 2010 weltweit für Schlagzeilen sorgte, geht man davon aus, dass die Entwicklung des Programms bereits 2005 begann. Gemäss Berichten zerstörte der Computerwurm fast ein Fünftel der iranischen Atomzentrifugen, infizierte über 200 000 Computer und führte zu einem physischen Ausfall von tausend Maschinen. Es war ein Präzedenzfall dafür, dass es möglich ist, die Infrastruktur eines anderen Landes durch Malware anzugreifen.

Die einzelnen Operationen mögen spektakulär klingen – aber sie konnten das iranische Nuklearprogramm nicht stoppen. In den vergangenen Jahren hat der Iran nicht nur Wirtschaftssanktionen, sondern auch Sabotageaktionen und der Ausschaltung von Nuklearexperten getrotzt und sein Nuklearprogramm fortgesetzt. Es ist Teheran gelungen, eine beträchtliche Menge Uran auf 60 Prozent anzureichern, was nur noch einen Schritt von dem Niveau entfernt ist, das für die Herstellung von spaltbarem Material für eine Atombombe erforderlich ist.

Gelegenheit für umfassenden Schlag

Mindestens zwei Mal wurde in Jerusalem über einen Angriff auf die iranischen Atomanlagen debattiert. Evyatar bezweifelt aber, dass die derzeitige Eskalation im Konflikt mit dem Iran eine Gelegenheit für einen umfassenden Schlag gegen die Atomanlagen der Islamischen Republik bieten könnte: «Dann stünden wir nicht mehr am Rande eines totalen Krieges mit dem Iran, sondern mitten in einem totalen Krieg.» Und: «Es besteht das Gefühl, dass wir für einen solchen Krieg nicht ganz bereit sind.» Zudem, warnen Sicherheitsexperten, würden bei einem grossangelegten Angriff auf den Iran dessen Atomanlagen wahrscheinlich nicht ausreichend beschädigt.

Beim Mossad zieht man deshalb das Instrument gezielter Tötungen vor, um das Leben von Menschen zu retten, die die Zielperson umbringen will. Und setzt weiter auf Infiltration des Feindes.

NACHRUF

Yahya Sinwar



Aus den Tunneln gescheucht:
Terrorfürst Sinwar (1962 – 2024).

Es war ein verhängnisvoller Fehler: Yahya Sinwar, der blutrünstige Hamas-Führer, der am 7. Oktober sein Volk mit seinem Angriff auf Israel ins Verderben führte, lehnte ein Angebot arabischer Staaten ab, ins Ausland zu entkommen und die Verhandlungen mit Israel über eine Waffenruhe und die Geiselnbefreiung den Ägyptern zu überlassen. Statt zu flüchten und dann in ständiger Angst vor der Rache der israelischen Geheimdienste zu leben, wollte Sinwar lieber als Märtyrer sterben, um als mutiger Widerstandskämpfer in die palästinensischen Geschichtsbücher einzugehen.

Doch Sinwars letztes Bild, das die Welt in den letzten Tagen zu sehen bekam, hat nichts Heldenhaftes an sich. Der Terrorist sitzt verwundet und in die Enge getrieben in einem zerbombten palästinensischen Haus. Gebrochen wirkt er, feige und besiegt. Auf Bildern, die kurz nach Kriegsbeginn aufgenommen wurden, ist zudem zu sehen, wie er es sich in den Tunnelanlagen unter dem Gazastreifen bequem eingerichtet hatte, während die Bevölkerung von Gaza als Resultat seiner Verbrechen unter freiem Himmel den Angriffen der israelischen Armee schutzlos ausgeliefert war.

Am 16. Oktober schlug seine letzte Stunde. Monatelang hatte er die technologischen Möglichkeiten Israels ausgetrickst, indem er auf moderne Kommunikationsmittel, die ihn verraten hätten, verzichtete und nur den Menschen vertraute, die ihm am nächsten standen. Doch Israels Armee gelang es schliesslich, Sinwar in den Tunneln aufzuspüren. Was sein Ende bedeutete – anders, als er sich das wohl vorgestellt hatte. *Pierre Heumann*



Wo sind die Anwälte der Schwachen? «Kinderreigen» von Hans Thoma, 1884.

Hand in Hand tanzen sie mit der Macht

Sie nennen sich «Nichtregierungsorganisationen». Doch das ist ein Etikettenschwindel. Vielmehr bereiten NGOs den tonangebenden Eliten den Boden für deren Politik.

Philipp Gut

Sie tragen den Namen wie ein Schild vor sich her: Sogenannte Nichtregierungsorganisationen sind stolz darauf, nicht Regierung, nicht Staat zu sein. «Nichtregierungsorganisationen sind unabhängige Organisationen, die nicht im Auftrag von Regierungen oder Staaten handeln. Sie engagieren sich vor allem für soziale Themen, für Menschenrechte, humanitäre Hilfe und die Umwelt», schreibt Plan International, eines der grössten Kinderhilfswerke der Welt. Verbunden damit ist der Begriff der «Zivilgesellschaft». Wikipedia weiss: «Zivilgesellschaft bezeichnet umgangssprachlich einen Teilbereich der gesellschaftlichen Öffentlichkeit, in dem in Abgrenzung von Staat und Privatwirtschaft soziale Aktivitäten und Zusammenschlüsse weder der Erringung

und Ausübung politischer Macht einerseits noch der Erwirtschaftung von materiellen Gütern und Profit andererseits dienen.» In einem engeren Sinn bezeichne Zivilgesellschaft also «die Advocacy von Nichtregierungsorganisationen». Das neudeutsche «Advocacy» wiederum meine die «öffentliche Einflussnahme auf die Politikgestaltung stellvertretend für ein kollektives Interesse».

Das klingt gut, klingt edel. Doch stimmt es auch? Die These dieses Artikels, die anhand konkreter Beispiele zu belegen sein wird, fordert diese idealistischen Darstellungen heraus. Nichtregierungsorganisationen sind oft hauteng mit Regierungen verbandelt und agieren als deren verlängerter Arm. Sie sind nicht nur von staatlichen Geldern abhängig, Regierungs-

und Nichtregierungsorganisationen verbünden sich auch trickreich und schlau, um gemeinsam strategische Ziele durchzusetzen. So bereiten die angeblich weder an Macht noch Geld, noch Partikularinteressen interessierten NGOs den Boden für eine von den tonangebenden Eliten gewünschte Politik. Der Münchner Medien- und Kommunikationswissenschaftler Prof. Michael Meyen sagt, dass NGOs «Regierungsnarrative mit Flak unterstützen».

Wer hat's erfunden? Wer bezahlt's?

Dabei lassen sich analytisch verschiedene Dimensionen auseinanderhalten: organisatorische, finanzielle, inhaltlich-thematische und historisch-genetische – denn es fängt schon mit der Geschichte an. Erfunden haben den Begriff

«Nichtregierungsorganisationen» (englisch: non-governmental organizations) die Vereinten Nationen, deren Einfluss auf die Szene bis heute nicht zu unterschätzen ist (die Agenda 2030 lässt grüssen).

Nehmen wir ein erstes Beispiel aus der Schweiz, und wählen wir dazu den Bereich der Menschenrechte, ein bevorzugtes Betätigungsfeld solcher Organisationen. Der Verein Humanrights.ch setzt sich für ein für eine «bes-

Die Klimaseniorinnen wurden von Greenpeace gecastet und von staatlich besoldeten Wissenschaftlern beraten.

sere Verankerung der Menschenrechte» und koordiniert die NGO-Plattform Menschenrechte Schweiz, ein «strukturiertes Netzwerk» von Gleichgesinnten. Ein zentrales Anliegen von Humanrights.ch und ihren Verbündeten in den letzten Jahren und Jahrzehnten war die Schaffung einer Nationalen Menschenrechtsinstitution. Dieses Ziel wurde 2023 erreicht mit der Gründung der Schweizerischen Menschenrechtsinstitution (SMRI).

Doch wer hat's erfunden? Die Uno. Und wer bezahlt's? Die Schweizer Steuerzahler. Trotzdem – oder gerade deswegen – betont die SMRI in ihrer Selbstbeschreibung mehrfach, wie «unabhängig» sie sei, «politisch, institutionell und ideologisch». Tatsache ist: Diese Schweizerische Menschenrechtsinstitution – man hört's schon am sperrigen Namen – ist auf der Grundlage der Pariser Prinzipien der Uno errichtet worden. Humanrights.ch macht kein Hehl aus dieser Befehlskette: «Nachdem die Uno-Generalversammlung im Jahr 1993 allen Staaten nahelegte, eine Nationale Menschenrechtsinstitution zu etablieren, setzt sich die Schweizer Zivilgesellschaft seit 2001 aktiv für die Schaffung einer solchen Institution in der Schweiz ein.»

Dabei fordern die Vereinten Nationen unter anderem eine «gesetzliche Verankerung», ein «umfassendes Mandat» und eine «ausreichende öffentliche Finanzierung». Im Klartext: Die Mitgliedstaaten haben eigens ein Gesetz zu erlassen und die natürlich vollkommen unabhängige Institution mit Steuergeldern auszustatten. Die Schweiz ist dem brav nachgekommen und hat das Bundesgesetz über die Massnahmen zur zivilen Friedensförderung und Stärkung der Menschenrechte im Herbst 2022 entsprechend revidiert.

Auch das Aufgabenheft der SMRI offenbart einen intimen Pas-de-deux mit staatlichen Stellen. So übernimmt sie «für die Menschenrechtsmechanismen der Uno oder des Europarats wichtige Funktionen». Sie kann «bei Staatenberichtsverfahren zu einzelnen Menschenrechtspakten mitarbeiten, die Umsetzung der Empfehlungen durch den Staat befördern oder die Ratifizierung neuer Menschenrechts-

abkommen vorantreiben». Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen arbeiten hier also Hand in Hand. Oder wie es die NGO-Plattform Menschenrechte Schweiz formuliert: Man «begleitet» die Arbeit der vom Staat eingesetzten Institution und setzt sich «in Zusammenarbeit mit den Behörden» für die gemeinsamen Anliegen und Ziele ein.

Ein klassisches Feld für NGOs ist auch die Entwicklungshilfe. Hilfswerke gelten darum als Inbegriff von Nichtregierungsorganisationen. Allerdings dienen auch sie dem Staat zu – und sie verdienen kräftig an ihm. Die Schweizerische Flüchtlingshilfe (SFH), der Dachverband der Hilfswerke und Organisationen in den Bereichen Flucht, Asyl und Integration, bekannt für ihre grosszügige Flüchtlingspolitik nach linkem Gusto («offene und sichere Fluchtwege»), hatte bis Oktober 2020 viele Jahre lang ein lukratives Mandat des Staatssekretariats für Migration inne. Sie führte im Staatsauftrag Flüchtlingsbefragungen durch und koordinierte weitere Befragungen durch andere NGOs. Pro Jahr flossen rund eineinhalb Millionen Franken an die SFH und ihre Partner – einmal abgesehen von den politischen Folgen, wenn man solche Befragungen in die Hände von Flüchtlingshelfern legt, die in jedem Wirtschaftsflüchtling einen Verfolgten sehen.

Steuermillionen für SP-Hilfswerk

Oder nehmen wir Solidar-Suisse, ein Kind der Sozialdemokratischen Partei und des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, deren Präsident SP-Ständerat Carlo Sommaruga ist und in deren Vorstand auch die SP-Nationalrätin und ehemalige Juso-Präsidentin Tamara Funicello sitzt. Trotz dieser Big Player im Rücken – wer hat hierzulande mehr Macht und Kapital als die Gewerkschaften? – darf Solidar-Suisse auf Millionen von der öffentlichen Hand und auf eine lange Liste staatlicher Unterstützer zählen. Bei einem Jahresumsatz von rund 30 Millionen Franken kamen 2023 nur rund 25 Prozent von Privaten. Dafür spenden dreissig öffentliche Hände an Solidar-Suisse, von der Gemeinde La Tour-de-Peilz über die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), die Europäische Union, die Kantone Aargau, Basel-Stadt, Genf, Graubünden, Schaffhausen, Thurgau, Waadt und Zürich bis zur Unicef und der Stadt Montreux.

Allein die Deza überwies im letzten Jahr über 6,5 Millionen Franken an Solidar-Suisse. Kantone und Gemeinden liessen 834 700 Franken springen, die Fédération vaudoise de coopération, welcher der Kanton Waadt und waadtländische Gemeinden angehören, nochmals 177 850 Franken und die Fédération genevoise de coopération 293 617 Franken.

Wie viel Staats- und Steuermillionen insgesamt an Nichtregierungsorganisationen fliesen, ist nicht bekannt, auch nicht beim Bund. Das Eidgenössische Finanzdepartement teilt auf An-

frage der *Weltwoche* mit: «Wir verfügen bei der Eidgenössischen Finanzverwaltung über keine Liste aller Beiträge an NGOs und private Vereine. In der Staatsrechnung führen wir nur die einzelnen Kredite aller Verwaltungseinheiten auf. Diese sind aber in der Regel aggregiert und nicht nach einzelnen Projekten/Organisationen aufgeschlüsselt.»

Im Gleichschritt mit Klimaextremisten

Ein drittes Feld, auf dem sich die Zusammenarbeit und die gemeinsame Agenda von Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen studieren lässt, ist die Umwelt- und besonders die Klimapolitik. Greenpeace castete und montierte in der Schweiz die berühmt-berüchtigten Klimaseniorinnen, die wiederum von staatlich besoldeten Wissenschaftlern beraten wurden.

International wären etwa auch die sogenannten C-40-Städte zu nennen, die für autofreie Metropolen weibeln. Dabei verbünden sich Stadt- und Staatsregierungen ohne Skrupel auch mit Klimaextremisten, die den Umsturz planen. Die C-40-Städte sind nach eigener Darstellung ein «globales Netzwerk von fast 100 Bürgermeistern der führenden Städte der Welt, die gemeinsam gegen die Klimakrise vorgehen». Finanziert wird das Projekt von internationalen Stiftungen wie Bloomberg Philanthropies, Children's Investment Fund Foundation, den Open Society Foundations von George Soros sowie von Staaten wie Deutschland, Grossbritannien und Dänemark.

Dabei bleibt offen, wie es mit der demokratischen Legitimation der Stadtoberen steht, die sich erklärermassen «verpflichten», Holzhammer-Methoden wie Autoverbote anzuwenden. Liest man die Verlautbarungen von C40, so muss man konstatieren: Sie haben Gedankengut und Diktion der links-grün angehauchten NGO-Welt bis zur Verwechslung verinnerlicht. «Ohne soziale Gerechtigkeit gibt es keine Klimagerechtigkeit», heisst es, und wolkig-utopisch ist die Rede von «blü-

Allein die Deza überwies im letzten Jahr über 6,5 Millionen Franken an Solidar-Suisse.

henden Gesellschaften mit Chancen für diejenigen, die zuvor zurückgelassen wurden». Ausdrücklich solidarisieren sich die C-40-Städte mit der Klimastreikbewegung und ihrem antikapitalistischen Schlachtruf «System Change, Not Climate Change». Sie machen sich stark für einen «Global Green New Deal», der die Gelegenheit biete, «die Klima- und Ungerechtigkeitskrise anzugehen und sicherzustellen, dass es allen überall gut gehen kann».

Ähnliche Bestrebungen sind auch in Österreich und der Schweiz zu beobachten. Städte wie Wien oder Graz wollen das Auto aus eigenem

Anne Applebaum ist die Friedenspreisträgerin und Gesinnungskriegerin, auf die sich NGOs wie Global Disinformation Index beziehen

Wozu sind Intellektuelle da? Ihre geistige Beweglichkeit erlaubt vieles: Sie können der Macht und den Mächtigen widersprechen, ihnen den Spiegel vorhalten, oder sie können ihnen die Stichworte liefern und sie in ihrem Kurs bestätigen: Stachel im Fleisch oder anstacheln. Als der Schriftsteller Martin Walser 1998 in der Frankfurter Paulskirche den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels entgegennahm, entschied er sich für die erste Variante: Er stieß die versammelte Corona aus Politik, Wirtschaft und Kultur vor den Kopf, indem er ihre ritualisierte Vergangenheitsbewältigung entlarvte. Die jüngste Preisträgerin, die amerikanisch-polnische Historikerin und Journalistin Anne Applebaum, griff am Sonntag am selben geschichtsträchtigen Ort zu Option zwei: Ihre Rede liest sich wie Bestätigungsprosa der Ampelregierung in der Ukraine-Frage. Wenn Applebaum so etwas wie das *role model* des Mainstreams darstellt, dann ist ihre Frankfurter Dankesrede das diese Rolle bestätigende und festigende Meisterstück.

Um fair zu bleiben: Applebaum ist mir als Historikerin in Erinnerung, die erschütternde Bücher über den sowjetischen Gulag und Stalins Holodomor (Mord durch Hunger) zu Beginn der 1930er Jahre in der Ukraine geschrieben hat. Sie versteht also etwas von ihrem Fach, sie kennt den Schauplatz, auf dem erneut ein blutiger Krieg tobt. «Bloodlands» nennt ihr Historikerkollege Timothy Snyder die leidgeprüfte Gegend.

Bodentruppen bis Wladiwostok?

Doch Applebaum hat längst jede wissenschaftliche Zurückhaltung abgelegt, sowohl was die Ukraine als auch was den amerikanischen Wahlkampf anbelangt. Putin, Stalin, Trump, Hitler, Mussolini nennt sie in einem Atemzug. Vergleiche können ein geschichtswissenschaftliches Erkenntnismittel sein, klar, aber Gleichsetzungen sind schwierig. Applebaum – ist es eine Form von *déformation professionnelle*? – sieht die totalitäre Epoche des 20. Jahrhunderts wieder auftauchen. «Keine Historikerin einer Tragödie möchte den Fernseher einschalten und sehen, dass ihre Arbeit zum Leben erweckt wurde», sagte sie

in Frankfurt. Sie habe nicht geahnt, «dass sich diese Geschichte zu meinen Lebzeiten wiederholen könnte oder würde».

Dabei bedient sie sich wahlweise beider Jahrhundertdiktatoren, einmal Stalins, einmal Hitlers, um ihrem Abscheu gegen die Russen freien Lauf zu lassen («genau, wie es die Nationalsozialisten in Polen getan hatten»). Auch Mus-



Totschlagargumente: Historikerin Applebaum.

solini kommt zu Ehren, wenn sie den «Aufbau eines totalitären Regimes» in Russland heraufbeschwört («Alles im Staate, nichts ausserhalb des Staates, nichts gegen den Staat»).

Und so geht es weiter: Seit der Besetzung der Krim 2014 sei Russland von «derselben Militarisierung und Kriegsbegeisterung erfasst» worden wie Deutschland in den 1930er Jahren. Man fragt sich: War Applebaum seither in Russland? Hat Putin je wie ein Goebbels den «totalen Krieg» gefordert, und hat ihm die Menge tosend, taumelnd zugejubelt wie damals jene im Berliner Sportpalast? Mein Eindruck auf Russlandreisen war ein anderer: Die Menschen, die Bürger wollten diesen Krieg nicht, und sie wollen ihn auch heute nicht; von

einer «Kriegsbegeisterung» wie in Deutschland vor dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg kann keine Rede sein – es sei denn, in einer Frankfurter Friedenspreisrede.

Für Applebaum stehen wir heute «vor der grössten Herausforderung für unsere Werte und Interessen zu unseren Lebzeiten». Viele wünschten sich, der Krieg möge «auf magische Weise enden». Aber müssen es gleich Zauberkünste sein? Es würde schon helfen, ernsthafte Verhandlungen in Betracht zu ziehen und nicht einseitige Shows in Gelb-Blau à la Bürgerstock zu veranstalten. Die Forderung nach Frieden ist für die Friedenspreisträgerin Applebaum «nicht immer ein moralisches Argument». Natürlich, sie kann auch den Status quo zementieren, dem Stärkeren, dem Aggressor dienen. Doch mit diesem Totschlagargument lässt sich jede Friedensinitiative im Keim ersticken.

Applebaum tut genau das, und sie weiss, dass sie damit ihr deutsches Publikum am historischen Schmerzpunkt abholt. Die Lektion der deutschen Geschichte könne nicht sein, «dass die Deutschen Pazifisten sein müssen. Im Gegenteil: Seit fast einem Jahrhundert wissen wir, dass der Ruf nach Pazifismus angesichts einer aggressiven Diktatur oft nichts anderes ist als Appeasement und Hinnahme dieser Diktatur.» Applebaum wird noch deutlicher: Wer Pazifismus fordere «und nicht nur Gebiete an Russland abtreten will, sondern auch Menschen, Prinzipien und Ideale, der hat rein gar nichts aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts gelernt». Sie wagt gar die Aussage: «Hätten Deutschland und

die übrigen Nato-Staaten die Ukraine im Vorfeld mit Waffen unterstützt, dann hätten sie eine Invasion vielleicht verhindern können.»

Auf die Kritik folgt der Schmus: «Schon früher bedrohten aggressive Diktaturen die freiheitlichen Gesellschaften Europas. Schon früher haben wir gegen sie gekämpft. Und diesmal ist Deutschland eine der freiheitlichen Gesellschaften und kann den Kampf mit anführen.» Man kann sich lebhaft vorstellen, wie die Paulskirchen-Gemeinde bei diesem Satz in kollektives Kopfnicken verfiel. «Der Rest der demokratischen Welt braucht Sie», appellierte Applebaum an die Anwesenden.

Es war eine Captatio Benevolentiae, ein Haschen nach dem Wohlwollen des Publi-

kums, mit dem die schlaue Rednerin zur finalen Botschaft ansetzte: «Um zu verhindern, dass Russland sein autokratisches politisches System verbreitet, müssen wir der Ukraine zum Sieg verhelfen, und zwar nicht nur für die Ukraine. Wenn wir die Möglichkeit haben, mit einem militärischen Sieg diesen schrecklichen Gewaltkult in Russland zu beenden, so, wie ein militärischer Sieg den Gewaltkult in Deutschland beendet hat, dann sollten wir sie nutzen.»

Der Historikerin Applebaum muss man nicht beibringen, wie der von Hitler entfachte Zweite Weltkrieg endete, auf den sie hier anspielt: mit der Vernichtung des Dritten Reichs, mit dessen totaler Kapitulation in Schutt und Asche. Wie stellt sich die Friedenspreisträgerin dies vor? Mit Atombomben auf Moskau und St. Petersburg? Mit Rheinmetall-Panzern auf dem Roten Platz? Mit Bodentruppen bis Wladiwostok?

Hitler, Stalin, Mussolini

Eine ähnliche Rhetorik verwendet die Harris-Supporterin auch im amerikanischen Wahlkampf: Trump spreche «wie Hitler, Stalin und Mussolini», schrieb Applebaum im *Atlantic*. Einer reicht wohl nicht mehr. Und als der republikanische Senator Tom Cotton bereits im Februar 2020 die Vermutung äusserte, dass das Coronavirus einem Labor in Wuhan entsprungen sein könnte, twitterte sie: «Wow. Gerade wie die Sowjetpropagandisten, die die Welt zu überzeugen versuchten, dass die CIA Aids erfunden hat.»

Könnte es sein, dass hier eine verdiente Forscherin mit ihren rhetorischen Keulen aus dem Giftschränk der Geschichte eigenhändig ihren Ruf als unabhängige Instanz beschädigt? Es passt jedenfalls ins Bild, dass Applebaum vom Global Disinformation Index (GDI) (s. Artikel nebenan), der von der US- wie von der deutschen Bundesregierung Kampagnenaufträge gegen unliebsame politische Gegner und regierungskritische Medien entgegennahm, als «Beraterin» aufgeführt wurde. Als das Magazin *Reason* sie darauf ansprach, liess sie ihren Namen von der Website löschen und beteuerte, seit der Finanzierungsphase nicht mehr in Kontakt mit dem GDI gestanden zu sein.

Einig dürfte sie hingegen in der Beurteilung der Weltlage mit ihrem Ehemann gehen, dem polnischen Aussenminister Radoslaw Sikorski, der am 27. September 2022, einen Tag nach dem Anschlag auf die Gaspipeline Nord Stream, zu einem Bild der Explosionsspuren an der Ostsee-Oberfläche twitterte: «Thank you, USA.»

Philipp Gut

Antrieb aus den Zentren verbannen. Die Grazer Bürgermeisterin liess sich mit dem Satz zitieren, sie finde, dass «niemand mit dem Auto privat in die Innenstadt fahren muss». In der Schweiz prescht Lausanne vor. Es will bis 2030 eine «klimaneutrale Mobilität» und ein Verbot von Verbrennermotoren. Die NGO WWF setzte Lausanne darauf anerkennend auf Platz eins der klimafreundlichsten Schweizer Städte. Die Umweltorganisationen haben längst erkannt, dass sie in den links-grünen Städten potente Verbündete haben.

Achtung, Index!

Ein neueres Phänomen, das rasant an Bedeutung gewinnt, ist das Teamwork staatlicher und nicht-staatlicher Akteure im Ringen um Deutungshoheit in neuen und alten Medien im Zeichen des weltweit tobenden Informationskriegs. Ein eindrückliches Exempel dafür aus Deutschland liefert das Recherchenetzwerk Correctiv, das mit einer fehlerhaften, inzwischen mehrfach kor-

Die Ampelregierung alimentiert, instruiert vielleicht gar eine ihr hörige Speerspitze der «Zivilgesellschaft».

rigierten und auch gerichtlich belangten Geschichte über angeblich beabsichtigte Massenvertreibungen auch deutscher Staatsbürger anlässlich eines «Geheimtreffens» bürgerlicher und rechter Politiker und Publizisten in Potsdam für Schlagzeilen sorgte. 2023 erhielt Correctiv über 568 000 Euro von der öffentlichen Hand. Bereits in früheren Jahren wurde es von der Bundeszentrale für politische Bildung, von der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen oder von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien unterstützt.

Der Fall ist vor allem auch deshalb aufschlussreich, weil es mehrere Zusammenkünfte von deutschen Regierungsvertretern mit der «gemeinnützigen» Gesellschaft gab. Besonders fällt ein Meeting von SPD-Kanzler Olaf Scholz mit der Correctiv-Chefin auf, das im heissen Zeitraum zwischen dem Entschluss, das Potsdamer Treffen auszuspionieren, und der Veröffentlichung des Berichts stattfand. Was dort besprochen wurde, ist unbekannt. Bekannt ist indes, dass Kanzler und Bundesregierung gestützt auf die Correctiv-Berichterstattung im weichenstellenden Ostwahljahr einen Aufstand «gegen rechts» und insbesondere gegen die Alternative für Deutschland anstachelten. Man muss es sich vor Augen halten: Die amtierende Ampelregierung alimentiert, instruiert vielleicht gar eine ihr genehme, ihr hörige mediale Speerspitze der «Zivilgesellschaft» und geht gemeinsam mit dieser gegen die sie herausfordernde Opposition vor. Mangelnde Chuzpe kann man ihr nicht vorwerfen.

Ähnlich operiert die Non-Profit-Organisation Global Disinformation Index (GDI), die

sich zum Ziel gesetzt hat, tatsächlicher oder angeblicher Desinformation im Internet das Handwerk zu legen, indem sie unerwünschte Websites auf eine schwarze Liste setzt mit der Absicht, dass ihnen Werbevermarkter Aufträge entziehen, sodass die Betreiber schliesslich finanziell ausbluten. Dabei nimmt GDI auch Gelder von Regierungen an, unter anderem vom deutschen Auswärtigen Amt und von der Europäischen Union, die den selbsternannten Netz-Polizisten gerne auch gezielte Aufträge erteilen («Gelegentlich haben wir auch Mittel von Regierungen für spezielle, international ausgerichtete Forschungsprojekte erhalten»).

Dass häufig politische Präferenzen über die Freigabe zum Abschluss entscheiden und nicht unbedingt objektive Kriterien, zeigt das auch vom *Schweizer Monat* vorgestellte Beispiel des britischen Online-Magazins Un-Herd, für das so prominente Autoren wie Ayaan Hirsi Ali, David Mamet oder Bret Easton Ellis schreiben. Die Redaktion staunte über ausbleibende Werbeeinnahmen, bis sie entdeckte, dass sie auf dem «Desinformationsindex» gelandet war. Als Grund gab GDI lediglich an, Un-Herd verfolge ein «Anti-LGBTQ+-Narrativ».

Als Fazit all dessen liesse sich festhalten, dass sich die Verhältnisse längst umgekehrt haben: Nichtregierungsorganisationen sind nicht mehr der Stachel im Fleisch der Mächtigen – falls sie das überhaupt jemals waren –, sondern integraler Bestandteil einer hochwirksamen Strategie politischer Arbeitsteilung. Sie sind nicht mehr die Anwälte der Schwachen, sondern Verbündete einer tonangebenden globalen Elite, deren Machterhalt sie dienen. Aber Achtung: Wenn Sie das aussprechen, kommen Sie auf den Index.



LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00-18.00 / Sa 10.00-16.00 Uhr

Wie sicher sind die US-Wahlen?

Viele Bundesstaaten haben Mängel im Prozedere behoben.

Dennoch sei es wahrscheinlich, «dass der Wahltag zum Wahlmonat wird», sagt Betrugsspezialist John Fund.

Urs Gehriger



«Die Tür für chaotische Situationen und Betrug ist offen.»

In sieben hartumkämpften Swing States könnte es zu Nachzählungen und Rechtsstreitigkeiten kommen. Zudem kursieren neue Berichte über mögliche Wahlbeeinflussung via Gelder aus dem Ausland, namentlich an die Demokratische Partei, wie Wahlexperte John Fund erklärt.

Weltwoche: Donald Trump behauptet bis heute, die letzten Wahlen seien gestohlen worden. Den Beweis dafür konnte er aber nie liefern. Liegt er damit völlig falsch?

John Fund: Es ist sehr schwierig, Wahlbetrug nachzuweisen, nachdem die Stimmen abgegeben worden sind. Bei einer Wahl für ein anderes US-Amt als das des Präsidenten ist es möglich, eine umfassende Untersuchung durchzuführen. Aber bei der Präsidentschaftswahl 2020 mussten alle fünfzig Bundesstaaten ihre Ergebnisse bis zum 8. Dezember bestätigen. Dann sollte das Wahlmännerkollegium am

14. Dezember zusammenkommen, um den Präsidenten zu wählen. Das ist ein sehr kurzes Zeitfenster, um eindeutige Beweise für Betrug oder Unregelmässigkeiten zu sammeln, die umfassend genug sind, um das Ergebnis zu ändern, Klagen einzureichen und über diese dann entscheiden zu lassen. Das

«Das Fehlen einer Ausweispflicht in einigen Bundesstaaten ist eine Einladung zum Wahlbetrug.»

Ergebnis wäre dann dem Obersten Gerichtshof vorgelegt worden, der sich nach seiner umstrittenen Rolle bei der Neuauszählung der Stimmen von Bush und Gore in Florida im Jahr 2000 nur sehr ungern in ein Präsidentschaftsrennen einmischte. Im Jahr 2020 hat Trump mit seinen Behauptungen übertrieben, und er hat Anwälte engagiert, die für diese Auf-

gabe ungeeignet waren. Diese Fehler und die Tatsache, dass die Medien und Gerichte ihre Arbeit oft nicht gemacht hatten, machten seine Bemühungen zunichte. Trump hat seinen Anhängern versprochen, dass er dieses Jahr besser vorbereitet sei, um Unregelmässigkeiten anzufechten.

Weltwoche: Welche Arten von Wahlbetrug wurden 2020 nachgewiesen?

Fund: Als Beispiel für Unregelmässigkeiten, bei denen Hinweise auf Wahlbetrug gefunden wurden, sei Georgia erwähnt. In dem Bundesstaat hat Joe Biden 2020 mit rund 12 000 Stimmen gewonnen. Unabhängige Anwälte klagten dort unter Berufung auf die folgenden Unregelmässigkeiten, aber eine Anhörung zu ihrem Fall wurde von den Gerichten auf ein Datum nach der Ermittlung des Gewinners der Wahlstimmen in Georgia verschoben. In ihrer Klage machten die Anwälte unter anderem geltend, dass

– 2560 Schwerverbrecher ohne Wahlrecht gewählt hatten,

– 10 315 Stimmen von Verstorbenen gezählt wurden,

– 66 247 Stimmen von Personen unter achtzehn Jahren stammten, welche nicht wahlberechtigt waren,

– 305 701 Personen gewählt haben, die nach Ablauf der Frist Briefwahlunterlagen beantragt hatten.

Weltwoche: Haben alle Bundesstaaten die bekannten Mängel in ihrer Wahlorganisation behoben, können wir am 5. November mit fairen Wahlen rechnen?

Fund: Die meisten Staaten haben die Covid-basierten Regeln abgeschafft, die eine schlampige Auszählung der Stimmzettel und eine explosionsartige Zunahme der Briefwahl ermöglichten. Arizona und Georgia, zwei Swing States, haben ihre Sicherheitsvorkehrungen verbessert. Nevada hat sich in die andere Richtung bewegt. Es lässt allen aktiven Wählern, die in den Wählerverzeichnissen eingetragen sind,

einen Briefwahlschein zukommen – dies öffnet die Tür für chaotische Situationen und Betrug.

Weltwoche: Die National Commission on Federal Election Reform hält fest: «Bei knappen oder umstrittenen Wahlen, und davon gibt es viele, kann ein geringer Betrugsanteil den Unterschied ausmachen.» Umfragen zeigen, dass sich Trump und Harris in einigen Schlüsselstaaten ein sehr enges Rennen liefern werden. Erwarten Sie nach dem Wahltag wie 2020 eine Phase der Unsicherheit, in welcher der Verlierer das Ergebnis anfechten wird?

Fund: Es besteht die Möglichkeit, dass der Wahltag in den USA zum Wahlmonat wird. In allen sieben umkämpften Staaten – Pennsylvania, Georgia, North Carolina, Arizona, Michigan, Wisconsin, Nevada – liegt derzeit weniger als ein ganzer Prozentpunkt zwischen den beiden Kandidaten. In jedem dieser Staaten könnte es zu Nachzählungen, umfangreichen Rechtsstreitigkeiten und der Entdeckung von Unregelmäßigkeiten kommen. Bei den Hauptwahlzetteln, die 2020 mehr als 40 Prozent der Stimmzettel ausmachten, ist die Auszählung notorisch langsam. Die Sicherheitsmassnahmen bezüglich der Stimmzettel sind oft unzureichend. Das Trump-Team hat angekündigt, dass es diese Briefwahlstimmen in diesem Jahr viel genauer unter die Lupe nehmen will, so dass einige Beweise aufgedeckt werden könnten.

Weltwoche: In fünfzehn Bundesstaaten wird von den Stimmbürgern kein Identifikationsausweis verlangt, auch im Swing State Pennsylvania nicht. Lädt dies nicht ein zum Wahlbetrug?

Fund: Alle Industriestaaten der Welt haben eine landesweite Ausweispflicht für Wähler. Das Fehlen einer Ausweispflicht in einigen US-Bundesstaaten ist eine Einladung zum Betrug. Schlimmer noch, kein Land macht es so einfach wie die USA, per Post zu wählen. In den meisten US-Bundesstaaten ist bei der Briefwahl weder ein Identitäts- noch ein Staatsbürgerschaftsnachweis erforderlich – eine Schwäche, die ebenfalls zu Betrug einlädt.

Weltwoche: Seit letzter Woche machen Berichte über verdächtige Spenden an die Harris-Kampagne Schlagzeilen. Worum geht es?

Fund: Allein im September sammelte Kamala Harris eine Rekordsumme von 378 Millionen Dollar Unterstützungsgelder, Donald Trump dagegen lediglich 160 Millionen Dollar. Seit langem besteht der Verdacht, dass ein Teil der von progressiven Gruppen in den USA gesammelten Millionen aus dem Ausland stammt. Nach amerikanischem Recht ist es Ausländern untersagt, direkt oder indirekt an Kandidaten zu spenden. Sie können jedoch an steuerbefreite Gruppen spenden, die Themen fördern und staatliche Wahlinitiativen unterstützen. Seit letzter Woche kursieren neue Berichte über ausländische Gelder in der US-Politik. Ermittler

des Repräsentantenhauses und des Senats verlangen von der Biden-Harris-Regierung Zugang zu Geheimdienstinformationen und geheimen Geldwäschereiberichten von Banken. «[Wir] untersuchen Behauptungen, dass ausländische Akteure, vor allem aus dem Iran, Russland, Venezuela und China, Act Blue benutzen, um illegales Geld für politische Kampagnen in den USA zu waschen», so die Ermittler.

Weltwoche: Was ist «Act Blue»?

Fund: Act Blue ist eine Online-Spendenplattform der Demokratischen Partei, die allein in den letzten drei Monaten über 31 Millionen Beiträge mit einem Gesamtvolumen von über 1,5 Milliarden Dollar eingenommen hat. Marco Rubio, republikanischer Senator aus Florida,

«Die Demokraten sind vom Schwarzgeld des Schweizers Hansjörg Wyss abhängig geworden.»

hat Act Blue beschuldigt, Wahlkampfspenden zu sammeln, indem es die Namen von Kleinspendern, darunter viele Senioren, verwendet, ohne dass diese damit einverstanden sind oder davon wissen. Noch ist nicht klar, welches Ausmass diese Spendenaktion hat. Doch im Unterschied zu Anschuldigungen aus dem Jahr 2016, Trumps Wahlkampfteam habe mit Russland konspiriert, erscheint diese Geschichte sehr real und weist viele vielversprechende Ermittlungsansätze auf.

Weltwoche: Im Zusammenhang mit Spendengeldern taucht der Name des Schweizer Milliardärs Hansjörg Wyss auf. Welche Rolle spielt er?

Fund: In Ohio beispielsweise unterstützen progressive Gruppen eine Wahlinitiative, mit der politische Bezirke neu zugeschnitten werden sollen, um der Bevölkerungsentwicklung Rechnung zu tragen. Ein Grossteil der Gelder dafür stammt aus dem Sixteen Thirty Fund, der seit 2016 fast 250 Millionen Dollar von Hansjörg Wyss erhalten hat.

Weltwoche: Wie wichtig ist sein Geld im aktuellen Rennen?

Fund: Der Staatssekretär von Ohio, Frank LaRose, der die Wahlen in diesem Bundesstaat beaufsichtigt, sagt: «Die Demokraten sind vom Schwarzgeld des Schweizers Hansjörg Wyss abhängig geworden, um alles zu finanzieren, von ihren Wahlkampagnen bis hin zu ihren Fake-News-Operationen.» Und der *Chronicle of Philanthropy*, die führende US-Publikation über den Non-Profit-Sektor, hält fest, dass «der Schweizer Milliardär Hansjörg Wyss das Aushängeschild für ausländische Spenden zur Unterstützung der US-Politik ist».

John Fund ist Kolumnist bei *National Review* und Co-Autor von «Who's Counting? How Fraudsters and Bureaucrats Put Your Vote at Risk» (2012).

Karl Lauterbach und die Billigflüge

Der Flug kostete mit einigem Glück nur zwanzig Euro, der Schaden am Klima daraus betrage aber tausend Euro. Das müssten unsere Kinder berappen, und damit seien solche Billigflüge «nie richtig» gewesen. Das verkündet der deutsche Gesundheitsminister Karl Lauterbach auf X.

Das Engagement des SPD-Ministers gegen das Fliegen mutet gerade in diesem Jahr seltsam an. Während der Fussball-EM in Deutschland gehörte Lauterbach zu den fleissigsten Gästen in der Luft.

Bei vier Spielen der deutschen Nationalmannschaft hielt er seine Präsenz auf der Tribüne für unverzichtbar. An der Seite des Bundeskanzlers nutzte er dafür die Flugbereitschaft der Bundeswehr.

Innerhalb weniger Stunden hätte ihn auch die Deutsche Bahn von Berlin aus nach Frankfurt oder Dortmund gebracht. Das wollte sich Karl Lauterbach offenbar nicht zumuten.

Die effektive Klimabilanz eines dünn besetzten Airbus dürfte kaum besser sein als diejenige einer vollen Touristenmaschine nach Mallorca. Ganz abgesehen von den über 400 000 Euro, welche der Fussballfan-Transfer mit dem Flugzeug der Bundeswehr gekostet hat.

Es sei denn natürlich, die Logik des Gesundheitsministers sieht so aus: Die CO₂-Belastung ist vernachlässigbar, wenn ein Flug möglichst teuer ist – und vom Steuerzahler berappt wird.

Stefan Millius



Fleissiger Gast in der Luft:
Gesundheitsminister Lauterbach.

Im Aargau sind zwei *Liebi*

Die Wahlen im Kanton haben zu einer rechtsbürgerlichen Mehrheit geführt. Gelingt SVP und FDP der längst fällige Schulterchluss?

Stefan Millius

Wir müssen ab morgen an die Säcke.» Andreas Glarner klingt im Radio-interview nicht, als würde ihm das Sorge bereiten. Der Nationalrat hat als Präsident der SVP Aargau einen Triumph erlebt. Seine Partei legte bei den kantonalen Wahlen um fünf Sitze zu. Nun brauche es «eine gute Planung für die Legislatur».

Was er damit meint: Seit dem Sonntag ist die politische Welt im Kanton Aargau eine andere. Die Ökowelle verebte zu einem Rinnsal, die Grünen verloren vier Sitze. Dafür legten FDP und EDU um je einen Sitz zu. Sie verfügen zusammen mit der SVP mit 73 Sitzen über eine Mehrheit im 140-köpfigen Parlament. Das gab es im Aargau nicht mehr, seit die SVP 2001 einen Erdbebensieg feierte.

Unterrichten statt verwalten

Dazu kommt, dass die Bürgerlichen auch in der Regierung weiter die Mehrheit bilden. Die SVP, die einen ihrer zwei Sitze ersetzen muss-

te, sicherte diesen schon im ersten Wahlgang. Drei von fünf Regierungsmandaten gehören SVP und FDP.

In Exekutive und Legislative ist damit alles frei für einen bürgerlichen Durchmarsch. Nimmt man die Ankündigungen zum Massstab, müsste das zu einer neuen Politik im Kanton Aargau führen. SVP und FDP haben sich in den letzten Monaten inhaltlich angenähert, und die EDU ist in den meisten Fragen ohnehin an Bord der SVP.

Damit steht beispielsweise der Bildungsreform, die allen diesen Parteien vorschwebt, nichts mehr im Weg. Unisono fordern sie, dass Lehrkräfte wieder unterrichten statt verwalten, dass Förderklassen die integrative Schule ablösen, dass fehlende Deutschkenntnisse mit Frühförderung und Einführungsklassen abgefangen werden, statt die Regelklassen auszubremsten. Auch der Indoktrinierung in der Schule mit Klima- und Genderpropaganda wollen die drei Parteien einen Riegel schieben.

In der Ausländer-, Integrations- und Sozialpolitik hindert die neue rechtsbürgerliche Mehrheit niemand, Veränderungen durchzusetzen. Für solche steht die neue SVP-Regierungsrätin Martina Bircher, die als Stadträtin in Aarburg die Sozialhilfeausgaben halbiert hat. Diese Mission kann sie auch kantonsweit in Angriff nehmen. Unattraktive Sozialhilfesysteme locken weniger Zuwanderer an. Wer dennoch kommt, muss sich integrieren, statt staatlich alimentiert zu werden. Dass mehr Ausländer erwerbstätig werden, ist in erster Linie Kantonsaufgabe.

Auch die Schaffung grosser Asylunterkünfte, um die Gemeinden zu entlasten und Kosten zu reduzieren, liegt beim Kanton. Diese Forderung findet sich im Legislaturprogramm der Aargauer SVP. Die EDU wird gern mitziehen, die FDP kann sich dem schwer verschliessen. Den Hebel ansetzen kann die neue rechtsbürgerliche Mehrheit auch bei der Wirtschafts- und Standortförderung. Diese sorgt mit der Hilfe von Subventionen für eine wirtschaftsgeleitete Immigration. Einsparungen hier sind ein aktives Instrument zur Steuerung der Zuwanderung.

Ganz nebenbei kann sich der Aargau nun selbstbewusst als «Atom-Kanton» positionieren. Die Gemeinden Leibstadt und Döttingen haben klar signalisiert, dass sie gerne neue Atomkraftwerke aufnehmen würden. Das müsste für die neue Phalanx aus SVP, FDP und EDU ein Steilpass für eine konkrete Planung sein. Die Grünen dürften beim Ruf nach Kernkraft vor Wut glühen, doch im Aargau haben sie spätestens seit Sonntag nicht mehr viel zu melden.

Bessere Lebensbedingungen

Über solche Projekte hinaus müsste die Devise der neuen Politik im Kanton Aargau grundsätzlich heissen: weniger Steuern, weniger Staat, weniger Umverteilung. Dafür stehen SVP, FDP und EDU alle. Nun können sie es umsetzen in einer Mischung aus den USA («Make Aargau great again») und Argentinien nach den Rezepten des neuen Präsidenten Javier Milei. Dieser hat mit

Der einzige mögliche Bremsen bei dieser Erneuerung des Kantons ist die FDP von Thierry Burkart.

dem Abbau von Bürokratie in kurzer Zeit für einen wirtschaftlichen Aufschwung und bessere Lebensbedingungen gesorgt.

Nicht zu vergessen: Die neue Mehrheit basiert auch auf den drei Mandaten der Kleinpartei EDU. Sie fordert schon lange eine Aufarbeitung der Corona-Politik, für die sich SVP und FDP bisher nicht erwärmen konnten. Als Juniorpartner in einer Schlüsselposition kann die EDU Druck aufsetzen, um wenigstens im Aargau zu durchleuchten, was in dieser Zeit alles falsch lief.

Der einzige mögliche Bremsen bei dieser Erneuerung des Kantons ist die FDP von Ständerat und Parteipräsident Thierry Burkart. Auch wenn jüngst ihre Abwehrreflexe gegenüber der SVP seltener wurden, ist sie nicht immer eine verlässliche Kraft rechts der Mitte. Jetzt hat sie die Gelegenheit, ihren Wahlslogan wahrzumachen: «2024 rocken wir den Kanton Aargau.»

Die Band steht auf der Bühne bereit. Die einzige Frage ist, ob sie harmonieren wird.



Sozialhilfeausgaben halbiert: SVP-Stadträtin Bircher.

«Wir finden's gut, wenn's knallt»

Gespräche mit meinem Sohn, dem Infanterierekruten.

Tom Kummer

Rekrutenschule 2024, vor dem Einrücken: Zum Abschied wünscht er sich Miso-Ramen mit sieben Toppings. Sein Lieblingsessen.

«Das Zivilleben ist jetzt vorbei, mein Sohn. Was kommt, ist ein Affentheater in Uniform. Niemand erwartet, dass du dir das antust.»

Er lacht. «Wir haben das tausendmal besprochen, Dad.»

«Genau. Und darum nochmals: Du tust dir das freiwillig an. Das Exerzieren, Marschieren, Salutieren. Den ganzen Scheiss. Das Sturmgewehr 90 werden sie dir einpauken, bis es wehtut. Sie werden behaupten, das Schweizer Volk würde dir diese Waffe anvertrauen. Jetzt höre endlich auf zu lachen. Es war noch nie einfacher, sich vor dem Militär zu drücken.»

«Ich mache das jetzt, Dad. Ich fahre nach Gossau. Und du kannst mich nicht aufhalten.»

Mutter hätte Freude

Woche 2: «Und? Wie viele Idioten hast du schon kennengelernt?»

«Keine.»

«Und was ist mit den Vorgesetzten, die keine Freunde des Multikulturellen oder deiner Dreadlock-Haare sind? Vielleicht solltest du verschweigen, dass du Ami bist und zwei Pässe hast.»

«Unser Wachtmeister kommt aus Nigeria, Dad. Alles wird gut.»

Woche 3: Bahnhofsvorfahrt. Wir umarmen uns. Er sieht super durchtrainiert aus, er hat bereits drei Kilo abgenommen. Seine verstorbene Mutter hätte Freude am Tenue A. Er lächelt mit dunklen Augenringen im Gesicht. Laut einer Untersuchung ist Müdigkeit in den ersten RS-Wochen der zweithäufigste Stressfaktor. Nach der Abwesenheit der Familie.

Woche 4: «Sie wollen, dass ich weitermache, Dad. Sie sagen, ich sei auf dem besten Weg zum Offizier. Ich schaffe es einfach nicht, nicht mein Bestes zu geben.»

Woche 5: «Merkst du nicht, was für eine Tubeli-Schule so eine RS ist? In der alles fünfmal erklärt werden muss, bis der Allerletzte es begriffen hat.»



«Ich bin ein lauter Stiller»: Jack Kummer.

«Nein, Dad. Es kommt auf die Menschen an. Wie im richtigen Leben. Kameraden pushen und helfen. Das ist mein Ding. Durch dick und dünn gehen, ein eingeschweisstes Team formen.»

Woche 8: «Das Militär verschwendet deine wertvolle Zeit, dein Potenzial. Die Zeit könntest du anders nutzen, mein Sohn.»

«So sind wir halt, die Generation <Call of Duty>. Hauptsache, Action!»

«Und was ist mit den Räubergeschichten, die du aus deiner RS erzählt hast, Dad?»

Woche 9: Bahnhofsvorfahrt. Ich halte ihn in den Armen, schaue in seine Augen. «Wie ist die Stimmung?»

«Es gibt die Lauten und die Stillen, Dad. Die Wortführer und die Zuhörer. Wie im richtigen Leben. Ich bin ein lauter Stiller.»

Woche 10: «Habt ihr über den Fleischwolf Infanterie gesprochen? Die Ausfallquote an der ukrainischen Front?»

«Relax, Dad. Die Schweizer Armee bildet nicht Soldaten aus, für die ein Kampfeinsatz absehbar ist. Jedes Land braucht ein Sicherheitssystem, ein Instrument, das in Notlagen einsatzbereit ist, bei Anschlägen von Terroristen oder bei Naturkatastrophen.»

Woche 11: Ich schaue auf seine Finger, rieche einen öligen Geruch, mache seine Wäsche. «Sie können dich nicht zwingen, Offizier zu werden. Bitte tu es nicht! Du wirst in den USA studieren, wie geplant.»

Woche 12: «Du hast extrem abgenommen. Wieso isst du nicht?»

«Ich esse, Dad. Mach dir keine Sorgen, ohne Mampf kein Kampf. Die Kameradschaft ist super. Fünf meiner war buddies sind aus dem Kosovo. Man nennt uns respektvoll den <Balkanzug>.»

Woche 13: «Ich beherrsche jetzt die Panzerfaust, das leichte Maschinengewehr, das Sprengen mit Trotyl und Plastit. Wir feuern auf Zielscheiben, stürmen Betonhäuser der Ortskampfanlage, kriechen durchs Unterholz. Nach den Übungseinsätzen hat ein Brigadier auf Besuch gesprochen. Der Mannschaftsbestand der Schweizer Armee sei auf knapp 200 000 gesunken. Und es gebe so viele Simulanten wie noch nie. Das müsse aufhören.»

Händeschütteln mit Armeechef Süssli

Woche 14: Bei einem Verkehrsunfall mit einem gepanzerten Mannschaftstransportfahrzeug haben sich neun Angehörige der Infanterierekrutenschule 11 leicht verletzt. Armeechef Süssli kommt auf Besuch, schüttelt die Hand meines Sohns.

Woche 15: «Beim Fünfzig-Kilometer-Marsch habe ich das Gewehr und die Packung eines erschöpften Kameraden getragen. Er wolle nicht mehr leben, hat der gesagt, Dad. Am Abend bei der Entladekontrolle hatte sein Gewehr noch eine Patrone im Magazin. Jetzt dreht er Strafrunden um den Kasernenplatz.»

Woche 16: «Redet ihr nie übers Töten? Darum geht's doch. Ihr lernt, wie man Leute tötet.»

«Nein, Dad, kein Thema für uns. Wir finden's gut, wenn's knallt. So sind wir halt, die Generation <Call of Duty>. Hauptsache, Action!»

«Und, was möchtest du heute Abend essen?»

«Hörnli mit Gehacktem.»

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern.

«Die Ukraine ist das Palästina Europas»

Der Historiker Jaroslaw Hryzak hält Lenin im Rückblick für einen Segen. Putin will er gestürzt sehen, die Ukraine wünscht er sich in Nato und EU.

Rafael Lutz

Jaroslaw Hryzak, Professor an der Ukrainischen Katholischen Universität in Lwiw, zählt zu den profiliertesten Historikern seines Landes. Sein Buch «Ukraine. Biografie einer bedrängten Nation», ein Bestseller, spricht vielen Ukrainern aus dem Herzen und verleiht ihnen Identität. Die *Weltwoche* sprach mit ihm über Lenin, Stalin, Hitler und den heutigen Krieg in der Ukraine.

Weltwoche: Herr Hryzak, Sie leben in Lwiw, im Westen der Ukraine. Wie erleben Sie den Krieg?

Jaroslaw Hryzak: Vor wenigen Wochen ist eine Studentin von mir getötet worden – eine junge, intelligente Frau. Ihre beiden Schwestern und ihre Mutter sind ebenfalls ums Leben gekommen. Sie wurden von einer russischen Rakete getroffen. Auf dem Militärfriedhof in Lwiw werden von Tag zu Tag mehr Soldaten begraben. Unzählige junge Menschen haben im Krieg ihr Leben verloren. Es gibt kaum eine Familie, die nicht Mitglieder zu beklagen hat. Der Krieg ist die Hölle.

Weltwoche: Wie ist das Leben in der Stadt?

Hryzak: Wir versuchen ein «normales» Leben zu führen. Menschen besuchen Konzerte, gehen in Kaffeehäuser. Studenten besuchen Universitäten. Das Leben steht nicht still. Trotzdem: Der Krieg ist überall sichtbar. Immer wieder kommt es zu Blackouts. Russland nimmt die Elektrizitätswerke ins Visier. Die Lichter gehen ständig aus.

Weltwoche: Zu hören ist, dass der Ukraine die Soldaten ausgehen. Die Armee habe Schwierigkeiten, neue Rekruten zu finden.

Hryzak: Die Menschen in der Ukraine sind kriegsmüde, erschöpft. Dieser Krieg muss enden. Ein Waffenstillstand wäre wichtig und traurig zugleich. Denn wir wollen nicht, dass die Ukraine den Krieg verliert. Gleichzeitig könnten wir eine Periode des Friedens nutzen, um die West-Integration zu beschleunigen und weiter aufzurüsten, so dass Moskau künftig nicht mehr fähig sein wird, einen neuen Krieg gegen uns vom Zaun zu brechen.

Weltwoche: Unterstützen westliche Länder die Ukraine zu wenig?

Hryzak: Man kann die Unterstützung der Ukraine in einem Satz zusammenfassen: «Sie kam zu spät, und sie ist nicht ausreichend.»

Weltwoche: Verschiedene Staaten wie China und Brasilien arbeiten daran, Verhandlungen aufzugleisen. Wie realistisch ist das gegenwärtig?

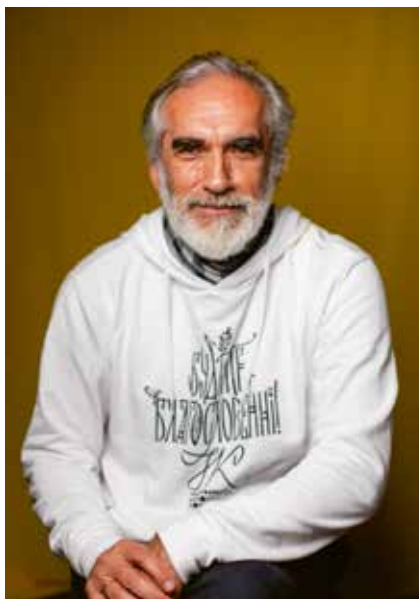
Hryzak: Die Ukraine ist bereit für Verhandlungen. Jedoch zu unseren, nicht zu Wladimir Putins Bedingungen. Dafür brauchen wir eine starke Unterstützung aus dem Westen. Hier hapert es gegenwärtig. Der russische Präsident

«Wladimir Putins Ukraine-Bild ist im 19. Jahrhundert steckengeblieben.»

will eine Kapitulation der Ukraine und gleichzeitig eine Nato-Integration verhindern. Deshalb wird dieser Krieg noch länger dauern.

Weltwoche: Laut dem russischen Präsidenten sind die Ukraine und Russland Brudervölker.

Hryzak: Putins Sicht ist sehr anachronistisch. Sein Ukraine-Bild ist im 19. Jahrhundert steckengeblieben. Den Unabhängigkeitskampf der Uk-



Erklärer der Ukraine: Jaroslaw Hryzak.

raine, der mit dem Krieg wieder neu entflammt worden ist, respektiert er bis heute nicht. Der amerikanische Historiker Timothy Snyder, ein Freund von mir, sagte einmal sinngemäß: Es macht keinen Sinn, auf Putins historische Argumente einzugehen. Man fragt ja auch keinen erfolgreichen Arzt, wie man Wachfiguren heilt. Das ist Unsinn. Ebenso wenig Sinn macht es, auf Putins Argumente einzugehen.

Weltwoche: War Lenin für die Ukraine im Vergleich zu Putin ein Segen?

Hryzak: Als Regierungschef verstand Lenin die Ukrainer sicherlich besser. Zu seiner Zeit begann der Unabhängigkeitskampf für die Ukraine. Es entwickelte sich ein Gefühl für die nationale Identität. Insbesondere unter den Bauern, von denen sehr viele in der Machno-Bewegung gegen die verschiedenen Besatzungsmächte kämpften – im Osten gegen die russischen Kommunisten, im Westen etwa gegen die Deutschen und die Franzosen. Lenin hatte ein Gespür für Traditionen und nationales Bewusstsein. Er machte der Ukraine wichtige Konzessionen, indem er der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik eine gewisse Autonomie gewährte.

Weltwoche: Putin sagt, Lenin kreierte die Ukraine.

Hryzak: Das ist eine dumme Aussage. Lenin gewährte Konzessionen, um sich an der Macht zu halten. Er reagierte damit auf ukrainische Unabhängigkeitsbestrebungen. Lenin wusste: Die Ukraine zu kontrollieren, ist unmöglich. Anton Iwanowitsch Denikin, ein zentraler Kommandeur in der Weissen Armee, verstand das nicht. Er kämpfte sowohl gegen die Bolschewiki als auch gegen die Machno-Bewegung. Sein Fehler war: Er verweigerte der Ukraine Konzessionen. Hätte er solche gewährt, hätte er vermutlich gegen die Rote Armee gewonnen. Winston Churchill sandte 1918 ein Telegramm an Denikin und bat ihn, mit Symon Petljura, dem militärischen Oberbefehlshaber der damaligen Ukraine, eine Allianz einzugehen. Churchill wollte die Bolschewiki zerschlagen. Denikin, ein russischer Imperialist, ignorierte Churchills Bitte. Er konnte sich nicht vorstellen, mit ukrainischen Nationalisten ein Bündnis einzugehen. Das Para-



«Russland bleibt unser letzter Feind»: Unabhängigkeitsdenkmal über dem Maidan in Kiew.

doxe ist: Lenin und Stalin spielten die ukrainische Karte besser als Denikin oder Hitler.

Weltwoche: Wer den eurasischen Raum kontrolliert, kontrolliert die Welt, sagte Halford Mackinder.

Hryzak: Deshalb ist die Ukraine geopolitisch so vulnerabel, gleichzeitig aber auch so wichtig. Denn mit der Ukraine ist Russland eine Grossmacht. Ohne sie ist sie das nicht. Das ist der Grund, weshalb die Ukraine immer wieder angegriffen wurde in der Vergangenheit. Ob von Polen am Ende des Ersten Weltkrieges, von Deutschland im Zweiten Weltkrieg oder zuletzt von Russland. Wir mussten stets gegen fremde Mächte kämpfen. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Mit vielen einstigen Feinden – darunter Polen, Juden, Tataren oder Türken – leben wir heute problemlos zusammen. Es hat eine Art Versöhnung stattgefunden. Nicht so mit Russland. Russland bleibt unser letzter Feind.

Weltwoche: Die Ukraine war immer ein gespaltenes Land. In Galizien zeigten sich die Bürger im Ersten Weltkrieg solidarisch mit Österreich-Ungarn. Im Osten stand man Russland näher. Daran hat sich nichts geändert.

Hryzak: Diese Differenzen gibt es. Doch sie sind ein Randproblem und mehr und mehr am Verschwinden. Die Ukrainer wollen eine unabhängige Nation sein. Dieser Konsens besteht. Einig sind wir uns auch bezüglich der Zukunft

des Landes. Diese sehen wir in der EU und in der Nato.

Weltwoche: Viele Bürger im Osten sind gegen eine Annäherung an den Westen.

Hryzak: In diesen Fragen gibt es inzwischen keine grossen Meinungsunterschiede mehr. Vor dem Krieg lag der Anteil der Menschen in der Ukraine, die der EU und der Nato beitreten wollten, zwischen 60 und 70 Prozent, jetzt liegt er zwischen 80 und 90 Prozent. Auch im Osten der Uk-

«Stepan Bandera ist mittlerweile beliebt. Er ist heute ein Symbol gegen die russische Okkupation.»

raine ist eine Annäherung an den Westen mehrheitsfähig. Der Krieg hat die Menschen näher zusammengebracht. Putin drückt die Ukraine als Ganzes in Richtung Westen.

Weltwoche: Kritiker warnen, mit einem Nato Beitritt stehe der dritte Weltkrieg vor der Tür.

Hryzak: Putin führt nicht gegen die Ukraine Krieg, sondern gegen den Westen. Er benutzt unser Land bloss, um den neuen kalten Krieg zu gewinnen. Moskau hat dem Westen den «heiligen Krieg» erklärt. Putin sieht den Westen als seinen historischen Feind, den es zu zerstören gilt. Ich erinnere an die weisen Worte des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Richard

von Weizsäcker. Er sagte einmal sinngemäss: Die deutsche Niederlage im Zweiten Weltkrieg war das Beste, was Berlin passieren konnte. Eine russische Niederlage heute ist das Beste, was Moskau passieren kann. Putin muss gestürzt werden.

Weltwoche: Putin behauptet, er wolle die Ukraine denazifizieren.

Hryzak: Diese Behauptungen sind ein Vorwand. Putins Krieg hat nichts mit dem zu tun. Russland akzeptiert keine Ukraine, die sich dem Westen annähert und der EU beitrifft. Russland will eine Grossmacht bleiben. Das kann sie nur mit der Ukraine. Verliert Moskau die Ukraine, ist sie keine Grossmacht mehr. In diese Richtung äusserte sich Putin schon in seiner Rede an der Münchner Sicherheitskonferenz von 2007. Der Krieg in der Ukraine war seit langer Zeit beschlossene Sache. Genau genommen seit dem Georgienkrieg 2008.

Weltwoche: Seit dem Sturz von Ex-Präsident Wiktor Janukowytsch ist zu beobachten, wie sich um Massenmörder Stepan Bandera eine Art Heldenkult breitgemacht hat.

Hryzak: Die Ironie ist die: Das geschah bereits unter der Regierung von Wiktor Janukowytsch. Die Mehrheit der Strassen und Plätze sind in seiner Amtszeit nach Bandera benannt worden. Janukowytsch wollte das nicht. Das war ein Zeichen des Protestes gegen seine Politik. Poroschenko führte das später fort, auch in sei-

ner Amtszeit wurden weitere Strassen nach Bandera benannt. In der Ukraine geht manchmal vergessen, dass Banderas Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) unzählige Polen und Juden ermordete. Bandera und seine Leute waren verantwortlich für ethnische Säuberungen. Die OUN kollaborierte beschränkt mit den Nazis, die der OUN nicht wirklich vertrauten, weil sie für einen eigenständigen Staat kämpfte. Aus diesem Grund verhafteten sie Bandera und weitere OUN-Mitglieder. Einige landeten im Konzentrationslager.

Weltwoche: Wie blicken die Ukrainer auf Bandera?

Hryzak: Bandera gehört nicht zu den führenden historischen Persönlichkeiten der Ukraine. Zu ihnen zählen ukrainische Kosaken und ukrainische Dichter – insbesondere solche, die von den russischen Behörden unterdrückt oder sogar getötet wurden. Dennoch ist Bandera mittlerweile beliebt. Er ist heute ein Symbol gegen die russische Okkupation. Putin wiederum setzt ihn als Waffe ein, um die Ukrainer als Nazis zu diskreditieren. Das Bild von Bandera ist in der Ukraine aufgrund des Krieges derzeit verzerrt. Aber das wird sich vermutlich wieder ändern, wenn der Krieg gegen Russland vorbei ist.

Weltwoche: Zurück zu Janukowytsch. Er unterhielt sowohl Beziehungen mit Moskau wie auch mit Brüssel. Brauchte die Ukraine nicht wieder einen Brückenbauer wie Janukowytsch?

Hryzak: Viele Ukrainer sahen Janukowytsch als Handlanger Putins. Er war kein Kämpfer für die Ukraine.

Weltwoche: Umgekehrt kann man Wolodymyr Selenskyj vorwerfen, ein Handlanger der USA zu sein. Zudem regiert er autokratisch. Ist er gar nicht so weit entfernt von Putin?

Hryzak: Ich bin längst nicht mit allem einverstanden, was Selenskyj macht. Ich habe ihn auch schon öffentlich kritisiert. Doch man muss Selenskyj zugutehalten: Er inhaftiert seine Gegner nicht. Anders als Putin. Man kann Putin nicht mit Selenskyj vergleichen. Das ist hanebüchen. Die Selenskyj-Regierung weist gewisse autokratische Züge auf. Doch sie hat noch immer ein menschliches Antlitz. Krieg und Demokratie sind nicht immer vereinbar. In der Ukraine haben wir in den letzten Jahren eine veritable politische Revolution zu sehen bekommen. Schauen Sie einmal auf das Alter der ukrainischen Spitzen. Selenskyj ist noch keine fünfzig Jahre alt. Putin und Lukaschenko in Weissrussland sind inzwischen siebzig Jahre alt oder älter. Dass Menschen mittleren

«Das Paradoxe ist: Lenin und Stalin spielten die ukrainische Karte besser als Hitler.»

Alters an der Spitze eines Staates stehen, das gibt es sonst kaum. Zudem gibt es vermutlich nirgends in Europa eine so starke Zivilgesellschaft wie in der Ukraine.

Weltwoche: Der US-Blogger Gonzalo Lira wurde inhaftiert. Er starb zu Beginn des Jahres.

Hryzak: Lira wurde nicht wegen seiner Kritik an Selenskyj verurteilt. Ich rede von ukrainischen Kritikern, von denen es viele gibt.

Weltwoche: Selenskyj tritt die Meinungs- und Pressefreiheit doch mit Füßen.

Hryzak: Er hat einige kritische Medien bekämpft, sie aber nicht gänzlich zum Schweigen gebracht. Viele Ukrainer nutzen auch Telegram oder Youtube als Informationsquellen. Portale,

die Selenskyj ohnehin nicht kontrollieren kann. Der ukrainische Präsident hat ein Gespür für das Volk, das eine demokratische Ukraine will. In seinem Herzen ist er ein Populist. Selenskyjs Regierung unterdrückt die Meinungsfreiheit nicht.

Weltwoche: Selenskyj ist doch längst nicht mehr sehr populär.

Hryzak: Heute genießt er nicht mehr so viel Unterstützung wie noch 2022 und 2023. Selenskyj ist zwar immer noch beliebter als die Ex-Präsidenten Poroschenko oder Janukowytsch, von dem wir gar nicht reden wollen. Doch in einem Wahlkampf gegen Walerij Saluschnyj, den ehemaligen Oberbefehlshaber des ukrainischen Militärs, hätte er keine Chance.

Weltwoche: Ist ein Putsch von Rechtsextremisten gegen Selenskyj realistisch?

Hryzak: Das ist Unsinn. Rechtsextremisten gelangen heute gar nicht mehr ins Parlament. Sie werden nicht eingelassen. Ein Militärputsch von rechten Extremisten in der Ukraine ist gegenwärtig nicht möglich. Kiew ist nicht Moskau oder Chile. Im ukrainischen Beamtenapparat dominieren Menschen aus der Mitte der Gesellschaft. Auch in den Geheimdiensten, wo ich Leute kenne, will man keine Radikalen. Eine Putschgefahr besteht dann, wenn der Krieg noch lange andauern sollte und die Ukraine weiter bluten muss.

Weltwoche: Sie erwähnen in Ihrem Buch die Nato nicht. Viele sehen die Nato-Osterweiterung als Grund des heutigen Krieges.

Hryzak: In dieser Aussage steckt ein kleines Korn Wahrheit. Gleichzeitig wird der zentrale Punkt ignoriert: Die Nato-Expansion war möglich, weil viele osteuropäische Staaten, die unter dem Kommunismus litten, freiwillig dem Militärbündnis beigetreten sind. Nehmen Sie Polen oder Ungarn. Beide Länder haben die brutale Härte des Sowjetregimes zu spüren bekommen und den Nato-Beitritt mit offenen Armen begrüßt. Mit der Ukraine ist es das Gleiche. Auch wir haben genug von der russischen Unterdrückung und wollen in die Nato gehen.

Weltwoche: Kürzlich hat der Schweizer Nationalrat den Holodomor, dem Millionen Ukrainer, aber auch Russen, Kasachen und weitere Gruppen zum Opfer fielen, als einen Völkermord anerkannt. Eine richtige Entscheidung?

Hryzak: Ich kann dazu nur sagen: Warum habt ihr so lange dazu gebraucht? Die Schweiz ist eines der letzten Länder, das dieses Verbrechen nun als ein solches anerkannt hat.

Weltwoche: Die Geschichte der Ukraine ist geprägt von Blut, Kriegen und Schlachten.

Hryzak: Man kann die Ukraine mit Palästina vergleichen. Das Heilige Land ist seit Tausenden von Jahren ein Pulverfass. Ob zu Zeiten der Römer, der europäischen Kreuzzüge oder heute. Das Gebiet war immer umkämpft. Das Gleiche gilt für die Ukraine, sie ist das Palästina Europas. Wer die Ukraine besitzt, hat die Kontrolle über Osteuropa.



«Die Ukraine ist bereit für Verhandlungen»: Selenskyj und Steinmeier in Berlin, 11. Oktober.

Mein Super-Booster

Sie wollen Ihre geistigen Fähigkeiten schärfen? Hier meine Verjüngungs-Tipps.



Heute verrate ich Ihnen ein Geheimnis. In der Regel nehmen ja bestimmte kognitive Fähigkeiten ab, wenn man etwas über die erste Frische hinaus ist, der Geist wird träger (Ihre Kolumnistin steht in ihrer zweiten Lebenshälfte). Falls Ihnen das bekannt vorkommt: Haben Sie je darüber nachgedacht, wie Sie Ihre geistigen Fähigkeiten gezielt verbessern können? Ja, Bewegung, Sudoku und das *Weltwoche*-Rätsel lösen sind schon mal gute Ansätze. Aber es gibt eine weitere Möglichkeit, die nicht nur Spass macht, sondern auch Dinge wie Reaktionsgeschwindigkeit, Problemlösungs- und Multitasking-Fähigkeiten positiv beeinflussen kann, so dass Sie beispielsweise, wenn Ihnen etwas aus der Hand fällt, es wie Spiderman blitzschnell auffangen können.

Kognitive Stimulation fördert die geistige Leistungsfähigkeit, das ist bekannt. Weniger geläufig ist, dass dazu auch das Spielen von Videospielen gehört. Zocken kann somit als eine Art Prävention gegen Krankheiten wie Alzheimer dienen. Ich weiss nicht, wie es Ihnen dabei geht, aber als passionierte Gamerin finde ich diesen Nebeneffekt fantastisch.

Gaming hat nachweislich gesundheitliche Vorteile – vorausgesetzt, es wird in vernünftigen Dosen betrieben. Der Arzt Dr. Mikhail Varshavski erklärt in seinem vielbeachteten Video, dass Videogames die Fähigkeit fördern, in drei Dimensionen zu denken und das Gehirn weiterzuentwickeln. Studien zeigen, dass Gaming die Reaktionszeit und die Koordination verbessert, zwischenmenschliche Beziehungen stärkt und soziale Fähigkeiten fördert. Spieler von Strategiespielen berichten darüber hinaus

von verbesserten Problemlösungsfähigkeiten und schulischen Leistungen. Zudem können leicht zugängliche Spiele die Stimmung heben und entspannen. «Anstatt Videospiele zu verteufeln, sollten wir herausfinden, wie wir sie zu unserem Vorteil nutzen können», sagt Dr. Mike.

Und nein, wenn wir über Gaming sprechen, meinen wir nicht die Candy-Crush-Heldinnen im Tram. Hier geht es um das richtige Gaming – Videospiele auf Konsolen und PCs. Und sie haben ein Imageproblem: Für viele stehen sie für Sucht, Sinnlosigkeit und vorsätzliche Verdummung. Natürlich können sie zur Sucht führen, wie so vieles, wenn man es exzessiv konsumiert, in Massen jedoch zeigen sie positive Auswirkungen. Oft sind es gerade jene Leute, die noch nie selbst gespielt haben, die über den Sinn und Unsinn von Videospielen diskutieren. Sie würden sich lieber die Weisheitszähne rausnehmen lassen, als einen Controller in die Hand zu nehmen. Es ist leicht, etwas zu verurteilen, bevor man es selbst ausprobiert hat – oder wenn man es nicht beherrscht (ertappt!).

Dass Videospiele geistig träge machen, wie einige meckern, kann ich nicht bestätigen, im Gegenteil. Ich spiele regelmässig den Ego-Shooter «Call of Duty» im Teammatch, wo zwei Teams versuchen, mehr Abschüsse (rein virtuell) zu erzielen als die Gegner. Dabei bewegen sich Spieler aus der Egoperspektive in einer dreidimensionalen Spielwelt. Das Tempo ist hoch, man jongliert gleichzeitig mit Kamerasteuerung, Bewegungs-, Ziel-, Schiess- und Sprungknopf. Tatsächlich beobachte ich, wie meine Reflexe aus dem Tief-

schlaf erwachen, wenn ich eine Lobby beehre und abgeklärt auf Mission gehe. Es fühlt sich an wie ein Feuerwerk der geistigen Sinne, die hier so geschärft werden wie wohl sonst nirgends. Zwischen meinen Waffen Sniper und Maschinenpistole (für Nahkampf) wechselnd,

Dass Videospiele geistig träge machen, wie einige meckern, kann ich nicht bestätigen, im Gegenteil.

stürme ich übers Schlachtfeld wie die Agentin in der Serie «Fauda», begeben mich in taktische Positionen, entfessele mit jedem Sieg meine innere Kriegerin und brülle auch mal herum. Ja, ist nicht ladylike, gehört aber dazu.

Besonders Shooter-Spiele fördern viele kognitive Fähigkeiten. In Studien wurden unerfahrene Spieler, die kaum oder nie Shooter gespielt haben, entweder einem Shooter-Spiel oder einem anderen Videospiel zugeteilt. Die erfahrenen Shooter-Spieler konnten im Gegensatz zu ihnen ihre Aufmerksamkeit schneller und genauer lenken. Ausserdem verbesserten sich ihre Fähigkeiten, Entfernungen und Positionen von Objekten besser wahrzunehmen und sich in dreidimensionalen Räumen zurechtzufinden. Dies half ihnen, schneller und präziser zu reagieren.

Wenn Sie also Ihre geistigen Fähigkeiten schärfen wollen, lassen Sie Ihre Weisheitszähne drin und holen Sie mit dem Controller das Beste aus Ihrem Kopf raus.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Schaukelpolitik

Nr. 41 – «Heldenvolk der Serben»
Christoph Mörgeli über die eigenwillige Nation

Der osmanische Feldzug von 1389, der in der Schlacht am Amsfeld gipfelte, wurde ausgelöst durch einen Sieg des bosnischen Königreichs über die Osmanen im Jahr 1388. Deswegen kämpften auch bosnische Truppen auf dem Amsfeld, und die Meldung eines christlichen Siegs sandte der bosnische König Tvrtko I. nach Florenz. Der Satz: «Noch bis 1459 leistete Serbien gegen die vordringenden Türken hartnäckigen Widerstand, erlag aber schliesslich ihrem Ansturm» ist inhaltlich falsch. Vielmehr unterstellte sich Serbien nach 1389 den Osmanen und hielt diesen in entscheidenden Momenten die Treue, und zwar gegen Westeuropäer, Mongolen und die orthodoxen Byzantiner: 1396 entschieden serbische Panzerreiter mit einer Attacke die Schlacht bei Nikopolis, als französische, deutsche, ungarische und rumänische Teilnehmer eines Kreuzzugs versuchten, die Osmanen aus dem Balkan zu vertreiben. Als 1402 Sultan Bayezid I. bei Ankara den Mongolen unterlag, desertierten die meisten türkischen Truppen, die serbischen Krieger des Despoten Stefan Lazarevic aber kämpften bis zum Schluss für den Sultan. 1430 erstürmten serbische Truppen gemeinsam mit den Osmanen das damals venezianische Thessaloniki, eine der wichtigsten christlichen Städte des Balkans. Und 1453 standen die Serben gemeinsam mit den Osmanen vor Konstantinopel. Der Ratgeber des letzten byzantinischen Kaisers, Georgios Sphrantzes, klagte: «Serbien hätte heimlich aus verschiedenen Gebieten Geld und auch Männer schicken können. Aber hat irgendjemand Geld gesehen?» Tatsächlich haben sie Geld und viele Männer geschickt, und

zwar dem Emir (gemeint ist Sultan Mehmed II.), der dabei war, die Stadt (Konstantinopel) zu belagern. Und die Türken frohlockten und sagten: «Seht her, selbst die Serben sind gegen euch!» Dass zwei serbische Prinzessinnen, Olivera und Mara, Gattinnen von Sultanen waren, von Bayezid I. und Murad II., und dabei erheblichen Einfluss ausübten, gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang. Serbien betrieb damals wie heute eine Schaukelpolitik zwischen West und Ost und war mitnichten Vorkämpfer des Christentums; vielmehr spaltete sich die Elite in prowestliche und osmanenfreundliche Teile. *Prof. Oliver Schmütt, Institut für osteuropäische Geschichte, Wien (A)*

Weltfremdes Zerrbild

Nr. 41 – «Wird der Bär jemals satt?»
Josef Joffe über Russland

Josef Joffe zeichnet das Bild eines Russlands, das einen unstillbaren Drang nach der Eroberung Europas hat, ständig mit Nuklearwaffen droht und dem der Westen mittels weiterer Waffenlieferungen Einhalt gebieten muss. Er entwickelt dabei ein weltfremdes Zerrbild. Die letzten zwei Mal, da Russland tief nach Westeuropa vorgedrungen ist, war nach dem Überfall Napoleons auf Russland und nach dem Vernichtungsfeldzug der Deutschen von 1941. In beiden Fällen hat sich Russland friedlich aus den besetzten Gebieten zurückgezogen. Was die Nukleardoktrin betrifft, so ist diese klar definiert: Nuklearwaffen kommen nur dann zum Einsatz, wenn der russische Staat durch einen Angriff auf sein Territorium in seiner Existenz bedroht wird. Deshalb hat Russland die diversen Drohnenangriffe der Ukrainer auf russisches Staatsgebiet hingenommen. Dass der Waffenstrom nun spärlicher fliesst, hat damit zu tun,

dass der Westen nicht genügend produzieren kann und die Bestände an gewissen Waffentypen auf kritische Niveaus gesunken sind. Den Ukrainern wiederum gehen die Soldaten aus. Wie soll da der Krieg weitergeführt werden? Aber Joffe erwartet nun von Raketenangriffen auf Versorgungsbasen tief in Russland eine Wende. Er verschwendet keinen Gedanken daran, wie gefährlich diese Eskalationsstufe ist. Was uns Joffe da präsentiert hat mit Strategie nichts zu tun, sondern erinnert fatal an die deutschen Harsardeure, die noch 1945 hofften, mit Raketenangriffen auf London eine Wende herbeizuführen. *Christoph Fehr, Schaffhausen*

Woke und geschwätzig

Nr. 40 – «Die Abschotter»
Philipp Gut über das neue Blockdenken

Dass das Neutralitäts-Abschafferkartell von Gentinetta & Co. auf Nato-Beitrittskurs ist, wurde wohl durch jenen Geschichtsrevisionismus ermöglicht, wie er nach Kritik der Amerikaner am Verhalten der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs ab 1997 eingesetzt hat und durch den Einzug der 68er in unsere Ämter ermöglicht wurde. Inzwischen haben wir durch Übernahme des Russland-Boykotts der EU die Neutralität aufgegeben. Unsere Aussenpolitik ist woke und geschwätzig, voll eitler moralischer Selbsterhöhung unserer Funktionäre und Politiker auf internationalen Bühnen. Noch können wir den Spuk durch Zustimmung zur Neutralitätsinitiative abstellen, um danach zum Erfolgsrezept von Bundesrat Hans Schaffner zurückzukehren: friedliche, universale Beziehungen zu allen. *Markus Eckstein, Goldach*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Ratan Tata (1937–2024)
Mario Feurer (1942–2024)



Bescheiden, reserviert, geradezu schüchtern: Ratan Tata.

Wenn von global erfolgreichen Business-Giganten die Rede ist, fallen einem meist nur Amerikaner ein: Elon Musk, Bill Gates, Mark Zuckerberg. Werden doch mal indische Wirtschaftsmoguln erwähnt, dann wegen der protzigen Zurschaustellung ihres Reichtums. Ratan Tata war anders. Wer ihn kannte, beschrieb ihn als bescheiden, reserviert, geradezu schüchtern. Dennoch brillierte er als Unternehmer, der besser als andere die Liberalisierung der Wirtschaft Indiens in den 1990er Jahren zu nutzen verstand.

Tata war ein Spross einer Unternehmerdynastie, die im 19. Jahrhundert unter der britischen Herrschaft gegründet worden war – ein Umstand, der bei den Kolonialherren teils Erstaunen, teils Amüsement hervorrief. Beides verging ihnen schnell, da die Tatas sich schnell auch international etablierten. Bei seinem Tod 1904 hatte Jamshedji Nusserwanji Tata seine vier Lebensziele verwirklicht: eine Stahlfirma, ein Luxushotel, eine Universität und ein Wasserkraftwerk zu gründen.

Sein Urenkel Ratan Tata setzte diese Tradition fort. Zur Überraschung der alten Kolonialherren, die bis in unsere Tage abschätzig auf Indien herabblickten, drehte er den Spiess um und kaufte ehemalige Prunkstücke der britischen Wirtschaft. Der erste und grösste Coup gelang ihm mit der Übernahme der legendären Teefirma Tetley Tea. Es war zudem ein mutiger Schritt, war die Tata Group doch zu diesem Zeitpunkt dreimal kleiner als Tetley.

Tata machte weiter. Der Stahlkonzern Corus, den er übernahm, gehörte zum Tafelsilber britischer Industriegeschichte. Weltweit wurde man auf den ruhigen Mann aus Mumbai aufmerksam, als er sich die Traditionsfirmen Jaguar und Land Rover einverleibte. Dieser Deal, so munkelte man damals, sei auch eine Rache am US-Automobilhersteller Ford für dessen hochmütige Weigerung gewesen, die kränkelnde Marke Tata Motors zu übernehmen.

Unter Tatas Führung stieg das Unternehmen zu einem global tätigen Konzern auf, der seine Milliardenumsätze nicht mehr nur in Indien erwirtschaftet, sondern in über hundert Ländern. Das grösste Teilunternehmen mit einem Umsatz von knapp 30 Milliarden Dollar ist heute die Tata Consultancy, die Beratung in der IT-Branche anbietet.

Einen Herzenswunsch erfüllte sich Tata wenige Jahre vor seinem Tod, als er 2022 dem indischen Staat die Fluggesellschaft Air India abkaufte – ein grosses unternehmerisches Risiko angesichts der Kosten, die der Betrieb einer Fluglinie verschlingt. Doch Tata war es ein persönliches Anliegen: Während seines Studiums der Architektur an der amerikanischen Cornell University hatte er auch einen Pilotenschein erworben. Seitdem setzte er sich, wann immer er konnte, an den Steuerknüppel seines Flugzeugs. Auch den Business-Jet des Unternehmens lenkte er bis ins hohe Alter selbst.

Wolfgang Koydl

Er war der Teufelsgeiger der guten Laune, der Paganini des Zürcher Nachtlebens mit Hausiererpatent, damit alles seine Zwingly-Ordnung hatte, auch in Lokalen hart am Underground wie «Malatesta», «Züribar», «Kontiki-Konflikti», «Bodega», «Fantasio», wo Mario Feurer mit den Minstreln, mit den Gitarren von Pepe Solbach und Dani Fehr gegen die Polizeistunde aufspielte, im ewigen Dacapo den Gassenhauer «Grüezi wohl, Frau Stirnmaa!» spielte, der sie an der Olma in St. Gallen durchs Fernsehen mit einem Schlag populär gemacht hatte, damals in den sechziger Jahren. Mario Feurer hatte das Mundartlied komponiert und getextet, und er wurde es nie mehr los, wohl auch nicht die Tantiemen. Aber das Trio löste sich auf wie später die Beatles, Mario Feurer spielte mit wechselnden Bands weiter, ein Urmusiker von Kind auf.

Mit sieben hatte er die Violine in die Hand genommen, klassische Ausbildung; Gymnasium in Zürich, aber frühe Flucht aus den bürgerlichen Zwängen. Ein Leben *on the road*, dann doch wieder das vertraute Zürich, tagsüber philosophieren, nachts behördlich registrierter Minnesänger mit dem Sammelhut.

Mario, der vielleicht erfolgreichste Schweizer Musiker, bevor Youtube explodierte, war auch ein begabter Geschichtenerzähler, und er konnte stundenlang das beschwingte Geheimnis des Wiener Walzers erklären. Ein Armbruch hat sein virtuoses, mitreissendes Spiel brutal beendet. Im Alter hat er rührend für seine demenzkranke Frau Hanna gesorgt. Mario Feurer starb am Dienstag vergangener Woche im Spital.

Peter Hartmann



Paganini des Zürcher Nachtlebens: Musiker Feurer (l.).

Rahmenabkommen als Einstiegsdroge

Marktzugang heisst für Damian Müllers Medtech-Verband Verkoppelung mit der EU.



In der Schweizer Wirtschaft zählt Swiss Medtech, der Branchenverband der Medizintechnikindustrie, zu den eifrigsten Antreibern, wenn es um die Übernahme internationaler Regulierungen und eine institutionelle Anbindung an die EU geht.

Dabei greift der von Adrian Hunn geführte und vom Luzerner FDP-Ständerat Damian Müller präsidierte Verband auch zu Tricks, um den Wert der bilateralen Verträge höher darzustellen, als er ist. Seine Botschaft: Für den Marktzugang braucht es unbedingt eine neue EU-Anbindung als Nachfolgeregelung für die enorm wichtigen Bilateralen.

Als superwichtig gilt der bilaterale Vertrag über die Beseitigung technischer Handelshemmnisse beziehungsweise über die gegenseitige Anerkennung von Konformitätsbewertungen, dieser sei unerlässlich, um Marktbarrieren für Schweizer niedrig zu halten. «Marktzugang» heisst das Allerweltswort.

Wegen der fehlenden Einigung mit Brüssel bleibe jetzt die Aktualisierung dieses Vertrags aus, was die Zertifizierung der Medtech-Produkte für Schweizer Firmen umständlicher und teurer mache. Swiss Medtech nennt jährliche Kosten von rund hundert Millionen Euro.

Bezogen auf den Jahresumsatz der Branche von knapp 24 Milliarden Franken, machen diese Kosten (die Swiss Medtech sicher nicht zu tief darstellt) 0,4 Prozent aus, also 4 Promille.

Der wirkliche Wert dieser Bilateralen liegt also im Promillebereich.

Denn das Teure an der ganzen Medtech-Regulierung ist nicht die Produkteherkunft Schweiz, sondern die EU-Bürokratie, die alle

Anbieter gleich trifft: Deutsche wie Franzosen, Amerikaner, Japaner und Schweizer.

Das ist wohl auch dem Medtech-Verband bewusst, denn er schiebt als Holzhammerargument nach: «Die medizinische Versorgung der schweizerischen und europäischen Patienten wäre mit der rechtzeitigen Annahme eines effizienten, handelserleichternden dritten bilateralen Pakets wesentlich bessergestellt.» Man greift zur Drohung: Unsere Gesundheit steht auf dem Spiel!

Und warum nicht auch noch das Klima?

Da ist Swiss Medtech gar nicht verlegen, ihr jüngster Aufruf lautet nämlich: «Klimaschutz ist hochrelevant für den Marktzugang.»

Die Argumentation: Das Schweizer Klimagesetz, die Berichterstattungspflichten zu Nachhaltigkeit sowie der Green Deal der EU betreffen ja die gesamten Lieferketten. Folgerung: «Wer Teil der Lieferkette bleiben will, muss Nachhaltigkeit jetzt in seiner Unternehmensstrategie verankern und diese umsetzen. Das ist ein wichtiger Schlüssel für den künftigen Marktzugang und Geschäftserfolg.»

Der Verband will das koordinieren und Mitte 2025 seinen Branchenfahrplan zur Dekarbonisierung veröffentlichen, eine Wegleitung zur Reduktion der CO₂-Emissionen auf netto null.

Der Medizintechniker zeigt, wie kurz der Weg wäre vom anvisierten institutionellen EU-Abkommen bis zu einem umfangreichen Netz internationaler Regulierung. Wie bei einer Einstiegsdroge: Zuerst kommt der institutionelle Vertrag für ein paar ausgewählte Gebiete, ein paar Tage später folgt der Ruf nach Über-

nahme von Green-Deal-Klimavorschriften, eine Woche darauf der nach der Harmonisierung von Arbeitsmarktregeln – alles unter dem Titel «Marktzugang».

Economiesuisse erwacht

Die Führung des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse wirbt immer wieder laut für ein neues institutionelles Abkommen mit der EU. Präsident Christoph Mäder und Direktorin Monika Rühl werfen den Gegnern vor, sie spielten «Roulette mit der Zukunft».

Aber wenn die Realität zuschlägt, tönt es plötzlich anders. «Schweiz muss bei Nachhaltigkeitsregulierung mehr Eigenständigkeit zeigen», warnt jetzt Economiesuisse.

Hintergrund ist die Gesetzgebung zu Informationspflichten über Nachhaltigkeit. Mit der Ablehnung der Konzernverantwortungs-Initiative trat der indirekte Gegenvorschlag in Kraft, dessen Bestimmungen sich nun am EU-Recht orientieren sollen.

Das Problem ist, dass sich dieses EU-Recht entwickelt – zwingender wird für immer mehr Firmen mit immer mehr Vorschriften und Kontrolle der Lieferketten. Der Bundesrat will dem weitgehend folgen, importiert also laufend Verschärfungen ins Schweizer Recht.

Man kann sagen: Dynamische Rechtsübernahme, das müsste doch genau nach dem Geschmack der Leute sein, die nach dem institutionellen Abkommen rufen.

Aber nein, jetzt, da klar wird, wie dies die Regulierungskosten explodieren lässt, kritisiert Economiesuisse, der Bundesrat orientiere sich unnötigerweise zu stark an der EU.

ERFOLG

Kraft der Kräuter



«Schwarmintelligenz»: Sandra Banholzer, CEO der Kosmetik- und Pharmafirma Rausch, im Garten am Firmensitz in Kreuzlingen.

Bei den Rezepturen handle es sich um den heiligen Gral des Unternehmens.

Seite 60

«Wir sind stolz auf unser Erbe», sagt Sandra Banholzer, CEO von Rausch.

Seite 62

Bestseller seien Artikel, die einem Kopfhautproblem entgegenwirken.

Seite 63

Wie Schweizer Kräuter die globale Kosmetikindustrie erobern

Jahrhundertealtes Wissen von Mönchen, 87 Extrakte und leidenschaftliches Unternehmertum: Der Name Rausch steht für natürliche, wirksame und moderne Pflegeprodukte.

Michael Baumann

Die Schweiz gilt als Eldorado für Start-up-Gründer mit ausländischen Wurzeln: Mehr als jedes dritte Unternehmen in der Schweiz wird hierzulande von Ausländern gegründet, an fast der Hälfte der Neugründungen sind Ausländer beteiligt. Schon in vergangenen Zeiten war das nicht anders. Nestlé, Ciba (heute Novartis), Roche, BBC (heute ABB) oder Lindt & Sprüngli sind nur einige Beispiele von weltbekannten Firmen, die auf die eine oder andere Art Wurzeln ausserhalb der Schweiz haben. Auch die Geschichte der Kosmetik- und Pharmafirma Rausch aus Kreuzlingen, gegründet im Jahr 1890, beginnt ennet der Landesgrenze.

Erfinder des Flüssigshampoos

134 Jahre später ist es Sandra Banholzer, die als CEO die Geschicke des Familienunternehmens leitet und die Erfolgsgeschichte fortschreibt. Wie die 48-jährige Ökonomin und Mutter von zwei Kindern erzählt, «war es Friseurmeister Josef Wilhelm Rausch, der in Konstanz ein erstes Haarwasser auf der Basis von Kräuterextrakten entwickelte». Weil schon damals die wirtschaftlichen Bedingungen in der Schweiz besser waren, übersiedelte er 1900 nach Kreuzlingen. Wenig später erfand er als Weltpremiere das Flüssigshampoo. Von Anfang an stand der Name Rausch für die leidenschaftliche Erforschung von wirksamen

Die kleine Kosmetikfabrik erblühte wie die Pflanzen, die in der Herstellung Verwendung fanden.

und natürlichen Kosmetikprodukten. «Dieses Erbe wurde all die Jahre hochgehalten und bis heute bewahrt», erklärt Sandra Banholzer, die seit 2021 als erste Frau und als erste Person ausserhalb der Besitzerfamilie an der Spitze des Unternehmens steht.

1949 übernahm Josef Baumann-Widmer die Firma Rausch und führte anfänglich mit drei

Mitarbeitern die Tradition der Produktion hochwirksamer, exklusiver Kräuterextrakte fort, die damals noch in Glasflaschen abgefüllt wurden. Die kleine Kosmetikfabrik erblühte wie die Pflanzen, die in der Herstellung Verwendung fanden. «Richtig durchgestartet ist Rausch dann ab 1968, als der Patron von seinen Söhnen Marco und Alexander im Innen- und Aussendienst unterstützt wurde», führt



Vintage-Artikel von Rausch.

Sandra Banholzer aus. Vor allem der charismatische Marco, dessen Sohn Lucas von 2016 bis 2020 als CEO amtierte, war ein begnadeter Verkäufer und eine lebende Legende. Jahrzehntlang reiste er mit seinem Musterkoffer durch die ganze Schweiz und besuchte regelmässig jede Apotheke sowie Drogerie persönlich. In vielen Zeitungen wurde er porträtiert.

Ausserdem wurde Marco Baumann bei rund 7000 Coiffeuren, Apotheken und Drogerien vorgestellt, wo er die Kräuterprodukte von Rausch präsentierte. «Seine Aufbauarbeit führte dazu, dass wir nach wie vor in fast all diesen Geschäften gelistet sind», sagt Sandra Banholzer. Rausch sei im Fachhandel gross geworden, später sei Retail dazugekommen, also der Einzelhandel. So finden sich die Artikel aus Kreuzlingen mittlerweile auch im Sortiment von Coop und grossen Online-Händlern. E-Commerce macht gegenwärtig rund 10 Prozent des Umsatzes aus,

Tendenz steigend. Aber die Apotheken und Drogerien bleiben zentral und werden nach wie vor und auch in Zukunft besucht. «Der Fachhandel und die persönliche Beziehung zu den Kunden sind uns wichtig», so die CEO.

Duft wie in einem Teehaus

Ein wichtiges Erfolgsgeheimnis von Rausch ist auch, dass Apothekerinnen und Laboranten angestellt sind, die sich um die Rezepturen aus Kräuterassemblagen und Wirkstoffen kümmern. Scherzhaft spricht die Liebhaberin von Asterix-Comics von den «Inhouse-Druiden». Beim Unternehmen aus Kreuzlingen arbeiten aber auch Dermatologen, Naturheilkundler, Mikrobiologen und Chemiker. Darum hat Rausch laut Sandra Banholzer Produkte, die überzeugen und *pharmacy-approved* seien. Ausserdem verwende Rausch jahrhundertealtes Wissen von Mönchen, das mit den neuesten wissenschaftlichen Methoden und modernster Technik kombiniert wird. In der umfangreichen Hausbibliothek finden sich die dazugehörigen Handschriften.

Bei den Rezepturen handle es sich um den heiligen Gral des Unternehmens, zu dem nicht einmal sie selbst Zugang habe. Mit rund 120 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, achtzig davon in Kreuzlingen, zählt Rausch zu den typischen KMU, die das Rückgrat der Schweizer Wirtschaft bilden. Im Vergleich zur traditionellerweise hauptsächlich aus Frankreich stammenden Konkurrenz sei Rausch gemäss Banholzer strategisch flexibler und könne schneller auf Trends reagieren. «Ich vergleiche uns immer mit David, der Goliath gegenübersteht», sagt sie und schmunzelt. «Im Haifischbecken der Kosmetikbranche versuchen wir, mit den höchsten Qualitätsstandards zu punkten.»

Rausch nutzt insgesamt 87 Pflanzen- und Kräuterextrakte, Tinkturen und Öle für ihre Produkte. Hauswurz und Spitzwegerich werden noch im eigenen Garten hinter dem Firmensitz angebaut. «Die übrigen Zutaten kaufen



«Wir suchen uns eine Nische innerhalb eines Trends»: CEO Sandra Banholzer.



UNTERNEHMEN

Swissness und Natur: Das Geheimnis von Rausch

Seit über 130 Jahren steht die Rausch AG Kreuzlingen für natürliche und wirksame Haar- und Körperpflegeprodukte, die auf Kräutern und Pflanzenextrakten basieren. Die enge Verbindung von Swissness und Natur ist dabei tief in der Unternehmensphilosophie verwurzelt und zeigt sich in jedem Aspekt der Produktion.

Swissness steht bei Rausch für höchste Qualität, Präzision und Zuverlässigkeit. Hergestellt und entwickelt werden die Produkte in Kreuzlingen, was strenge Qualitätskontrollen und nachhaltige Produktionsmethoden garantiert. Die Schweizer Herkunft ist ein Gütesiegel, das weltweit für Vertrauen und Exzellenz steht. Um die wertvollen Inhaltsstoffe der Natur zu bewahren und ihre Wirksamkeit zu maximieren, nutzt Rausch modernste Technologien. Dabei bleibt das Unternehmen seinen traditionellen Werten treu und kombiniert diese mit innovativen Ansätzen.

Die Schweizer Kultur und lokales Handwerk sind tief in der Philosophie von Rausch verankert. Die Liebe zum Detail und die Hingabe zur Perfektion spiegeln sich in jedem Produkt wider. Als Ausdruck davon prangt auf jeder einzelnen Flasche und auf jeder Tube, welche die Fabrik verlässt, das Schweizerkreuz.

Die Natur ist die wichtigste Inspirationsquelle für Rausch. Die Rohstoffe für die Produkte stammen aus kontrolliert biologischem Anbau oder nachhaltiger Wildsammlung. Grossen Wert legt Rausch auf den Schutz der Umwelt und die Erhaltung der natürlichen Ressourcen. Dies zeigt sich in der umweltfreundlichen Produktion und den recycelbaren Verpackungen.

Tradition und Innovation

Die Produkte von Rausch sind eine einzigartige Kombination aus natürlichen, wirksamen und gut verträglichen Inhaltsstoffen. Das Haarpflege- und Stylingsortiment ist komplett Silikon- und Parabenfrei, und die meisten Formulierungen sind vegan. Das Unternehmen bietet eine massgeschneiderte Systempflege für jedes Haar- und Kopfhautbedürfnis.

Auf einzigartige Weise vereint Rausch Swissness und Natur. Durch die Kombination von jahrhundertealtem Kräuterwissen, moderner Wissenschaft und Schweizer Qualität entstehen Produkte, die wirksam, umweltfreundlich und ethisch vertretbar sind. Rausch steht für eine harmonische Verbindung von Tradition und Innovation, die das Beste aus der Natur und hiesiger Handwerkskunst verbindet.

Michael Baumann



Hingabe zur Perfektion: Rausch-Produkte von 1919 bis heute.

wir bei Produzenten ein, mit denen wir zum grössten Teil schon lange zusammenarbeiten und die wir persönlich kennen», sagt Sandra Banholzer. Die meisten Lieferanten stammen aus der Schweiz, die anderen aus Europa. Im Kräuterlager riecht es wie in einem Teehaus,

Die natürlichen Produkte liegen voll im Trend, und Swissness ist ein Qualitätsgarant.

einzelne Extrakte in Bottichen müssen wie Wein noch reifen, zum Teil bis zu zwölf Monate. Durch die schonendsten Methoden entstehen schliesslich 43 Extrakte für die Weiterverarbeitung. Sowohl die Rohstoffe wie die Endprodukte werden kontinuierlich einer lückenlosen Überprüfung und mikrobiologischen Untersuchung unterzogen. «Dadurch wird den Kunden die besondere Qualität von Rausch auf höchstem Niveau gewährleistet, die natürlich, sicher und nachhaltig mild wirkend ist», sagt Banholzer. Sie selber, die nach einer über zehnjährigen Karriere von der Migros-Gruppe zu Rausch kam, ist von der Wirksamkeit der Produkte begeistert. «Früher kannte ich sie zu wenig, heute stehe ich voll dahinter.»

Für Sandra Banholzer ist es wichtig, dass es die Firmenkultur zulässt, «dass jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter im jeweiligen Zuständigkeitsbereich ein kleiner Unternehmer ist». Dafür werde ihnen ganz bewusst Verantwortung übertragen. «Wir können nur unter Nutzung der Schwarmintelligenz und wenn alle in die gleiche Richtung rudern, Erfolg haben», ist sie überzeugt. Aus diesem Grund hat sie bei ihrem Amtsantritt das Projekt «Movimento» lanciert, das verschiedene Programme umfasst und das Gärtchendenken überwinden soll. «Unser Ziel war es, dass man andere Abteilungen besucht, die Kollegen und ihre Aufgaben besser kennenlernt und Prozesse verstehen lernt.» Die Unternehmenskultur soll, wie auch der Umgang mit der Natur, von Vertrauen, Respekt und Wertschätzung geprägt sein.

Ständige Transformation

Die Vergangenheit der Firma und das mit ihr verbundene tradierte Wissen spielen bei Rausch eine grosse Rolle. Ausdruck davon ist ein kleines, aber feines Museum am Hauptsitz, einer ehemaligen Schuhfabrik. In diesem werden alte Rezepte und Flacons von den Anfängen bis heute gezeigt. «Wir sind stolz auf unser Erbe», sagt Sandra Banholzer. Aber um relevant zu bleiben, «müssen wir das Unternehmen immer wieder transformieren und am Markenimage arbeiten». Als eine der ersten Amtshandlungen kümmerte sie sich um einen modifizierten Markenauftritt. Das Design der Haar- und Körperpflegeprodukte erfuhr mit einem naturnahen Ansatz eine Optimierung,



Rezepturen aus Kräuterassemblagen und Wirkstoffen: Aktuelle Kampagnen- und Produktmotive von Rausch.

ausserdem wurde das Logo aufgefrischt und stilistisch etwas reduziert.

«Wir beabsichtigen, die Aussenwirkung und die Kommunikation zu verbessern, um auch vermehrt eine jüngere Kundschaft anzusprechen», so umreisst Sandra Banholzer die Absicht hinter der Strategie. Aus diesem Grund werde auch neu mit Markenbotschaftern zusammengearbeitet, und man sei mit Schweiz Tourismus eine Kooperation eingegangen. Denn der klassische Rausch-Kunde sei fünfzig Jahre alt, der Anteil der Frauen und Männer betrage rund je 50 Prozent. Auch eine Expansion in neue Märkte steht auf der To-do-Liste der CEO – «zuerst aber möchten wir unser Geschäft in den Ländern, in denen wir schon vertreten sind, konsolidieren». Dabei handelt es sich um die Schweiz, um Deutschland, Österreich, Italien, Asien und den Nahen Osten. Weil die natürlichen Produkte von Rausch voll im Trend liegen und Swissness ein Qualitätsgarant ist, blickt Sandra Banholzer aber auch nach Westeuropa und in die USA.

Das Angebot von Rausch umfasst Shampoos, Conditioner, Haarkuren, Haaröle und -seren sowie Mittel für die Kopfhautpflege, Produkte mit Sonnen- und Hitzeschutz sowie Körperpflege- und Styling-Produkte. Insgesamt sind es 55 verschiedene Artikel. Für jede Haarbeschaffenheit – normal, grau, blondiert, koloriert, trocken, strapaziert oder fein – und für jedes Problem – Haarausfall, Schuppen, Umweltbelastung, sensible oder fettige Kopfhaut sowie Läusebefall – findet sich das passende Produkt. Bestseller seien Artikel, die einem Kopfhautproblem entgegenwirken, Haarausfall oder Schuppen beispielsweise.

Die Entwicklung eines neuen Erzeugnisses ist für Rausch mit einem grossen Aufwand verbunden und dauert laut Sandra Banholzer bis zur Marktreife durchschnittlich zwölf Monate – «es kann aber auch bis zu zwei Jahre dauern».

Jeden Trend könne Rausch nicht mitmachen, weil die Firma zu klein sei. Deshalb habe man zum Beispiel bewusst auf Festshampoos verzichtet. «Wir beobachten den Markt und suchen uns eine Nische innerhalb eines Trends.»

Natur nutzen und schützen

Der neueste Wurf von Rausch ist die in diesem Jahr lancierte sogenannte Anti-Pollution-Linie, die aus einem Shampoo, einem Peeling-Shampoo und einem Spray besteht. Kernzutaten sind Schweizer Äpfel, die ein Bauer aus der Region liefert, Gerstengras und Brennnessel.

Bestseller seien Artikel, die eine Wirksamkeit hätten, etwa gegen Haarausfall oder Schuppen.

«Mit unserer völlig neu entwickelten Formel bieten wir eine effektive Lösung gegen schädliche Partikel aus der Umwelt, die das Haar und die Kopfhaut langfristig vor Schäden schützt», erklärt Sandra Banholzer. Das Shampoo ist so formuliert, dass es täglich angewendet werden kann und das Haar von Feinstaub und Pollen befreit. «Ausserdem sorgt der Anti-Pollution-Wirkstoff dafür, dass das Anhaften neuer Partikel reduziert wird.» Die neue Produktlinie sei bis jetzt von der Kundschaft sehr gut aufgenommen worden.

Die Themen Nachhaltigkeit und Kreislaufwirtschaft haben auch bei Rausch einen hohen Stellenwert. «Unserem täglichen Handeln liegt das Bewusstsein zugrunde, dass wir die Natur nicht nur nutzen, sondern sie auch schützen wollen», sagt Sandra Banholzer. Denn Nachhaltigkeit gehe alle etwas an, und die Produkte von Rausch sollten so nachhaltig wie möglich sein und einen aktiven Beitrag zum Umweltschutz leisten. «Dabei denke ich an die

Ergiebigkeit, an unsere Flaschen und Tuben aus zu 100 Prozent rezykliertem PET oder aus PE-Monomaterial, an kleinere Lastwagen, Hybrid- und Elektroautos oder an die Biodiversität in unserem naturbelassenen Garten», so die Geschäftsführerin. Um den Plastikmüll und den ökologischen Fussabdruck entlang der gesamten Wertschöpfungskette weiter zu reduzieren, gibt es ein Refill-System für Haarsprays.

Ebenfalls mit Nachhaltigkeit zu tun hat die Neuformulierung der gesamten Farbschutzlinie für coloriertes Haar. «Da der Anbau von Avocado sehr aufwendig ist und viel Wasser benötigt und dann noch der Transport aus Übersee in die Schweiz dazukommt, haben wir eine Alternative gesucht», sagt Sandra Banholzer. Fündig geworden sei man schliesslich bei der Wildrose, die sogar einen besseren Wirkungsgrad habe. Weil man hier auf einer bestehenden Rezeptur habe aufbauen können, seien die Produkte schon nach acht Monaten marktreif gewesen und hätten die Avocado komplett ersetzt.

Mehrstufige Qualitätskontrollen

Nebst der internen mehrstufigen Qualitätskontrolle werden auch unabhängige wissenschaftliche Untersuchungen durchgeführt, um die Wirksamkeit, den pH-Wert und die Viskosität neuer Produkte zu überprüfen. «Wir suchen immer nach noch besseren Lösungen, um unsere über Jahrzehnte verfeinerten Rezepturen weiterzuentwickeln», sagt Sandra Banholzer. Rausch habe auch von jeher nie mit Tierversuchen gearbeitet. Die Wirksamkeit und die Verträglichkeit der Haar- und Körperpflegeprodukte würden immer an freiwilligen Testpersonen überprüft. Alles andere hätte allerdings auch nicht zur langjährigen Tradition der Naturverbundenheit des Kreuzlinger Unternehmens gepasst.

Besondere
Begegnung mit der
Schweizergarde



AdobeStock © sborisov



fotolia.com © nicomax



© Katarzyna Artymiak

VIP-Spezialreise «Jahreswechsel in Rom» Rom und der Vatikan zu Beginn des «Heiligen Jahres»

Alle Wege führen nach Rom. Besonders verzaubert zeigen sich die «Ewige Stadt» und der Vatikan zwischen den Jahren, wenn diese im festlichen Glanz erstrahlen. Auf unserer fünftägigen Silvesterreise im beginnenden «Heiligen Jahr» unter dem Motto «Pilger der Hoffnung» bestaunen wir Kunstschätze und Monumente, erkunden den Petersdom mit seiner «Heiligen Pforte» und geniessen das Privileg einer Begegnung mit der Schweizergarde.

Über zweieinhalb Jahrtausende haben etruskische Könige, römische Cäsaren und schillernde Päpste ihre Spuren in dieser faszinierenden Metropole hinterlassen. Hier vereinen sich Glaube und Kunst in einer unvergleichlichen Schönheit, die wir auf dieser Reise entdecken werden.

Unsere Unterkunft, das 4-Sterne-Hotel «Le Méridien Visconti Rome» im zentralen Stadtteil Prati, bietet den idealen Ausgangspunkt für unsere Erkundungen. Vier Nächte verbringen wir in diesem komfortablen Hotel, das uns jeden Morgen mit einem reichhaltigen Frühstücksbuffet erwartet.

Besonderes Highlight ist die Besichtigung des Petersdoms mit seiner geöffneten «Heiligen Pforte». Öffnung und Schliessung der «Heiligen Pforten» der vier Papstbasiliken markieren dabei jeweils Beginn und Ende des Jubeljahres. Die Basilika, eine der grössten Kirchen weltweit, beeindruckt mit Kunstschätzen wie Michelangelos Pietà aus dem 15. Jahrhundert oder der Bronzestatue des Heiligen Petrus, geschaffen von Arnolfo di Cambio.

Nicht weniger eindrucksvoll ist der Besuch des Palazzo Colonna. Der Adelspalast, seit 23 Generationen im Familienbesitz, gewährt nur begrenzten Einblick in seine opulente Ausstattung, was unseren Besuch besonders exklusiv macht. Weiter haben wir die Gelegenheit, die Villa Borghese mit ihrer einzigartigen Galleria und der malerischen Parkanlage zu erkunden. Hier erwarten uns Meisterwerke von Caravaggio, Rubens, Tizian, Veronese, Raffael und da Vinci sowie beeindruckende Skulpturen von Bernini und Canova.

Den krönenden Abschluss des Jahres 2024 bildet ein stilvolles mehrgängiges Silvesterdinner im Hotel, das uns gebührend auf den Jahreswechsel vorbereitet. Am Neujahrsmorgen stehen wir auf dem Petersplatz und empfangen den Neujahrsegens des Papstes. Im Anschluss widmen wir uns den Sehenswürdigkeiten der Innenstadt - die Spanische Treppe, der Trevibrunnen, das Pantheon und weitere Monumente werden uns in den Bann ziehen.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Jahreswechsel in Rom»

Reisetermin:

29. Dezember 2024 bis 2. Januar 2025

Leistungen:

- SWISS-Direktflug Zürich-Rom-Zürich
- Transfer Flughafen-Hotel-Flughafen
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Le Méridien Visconti Rome» (Superior-Zimmer)
- 1 Abendessen und 1 Mittagsimbiss in Trattorien
- 1 Aperitif bei der Schweizergarde
- Mehrgängiges Silvester-Dinner im Hotel
- Ausflug «Weltbekannter Petersdom, prachtvoller Palazzo Colonna und die berühmte Schweizergarde» mit Besichtigung der «Heiligen Pforte» im Petersdom sowie der Waffenkammer der Schweizergarde
- Besuch des Neujahrsegens auf dem Petersplatz (bei Papstanwesenheit)
- Ausflug «Monumente, Brunnen und Plätze der Ewigen Stadt»
- Qualifizierte, deutschsprachende Reiseleitung

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1970.-
Für Nichtabonnenten: Fr. 2270.-
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 550.-
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.-

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Villa Borghese» Fr. 65.-

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

DIE WELTWOCH

 REISEGARANTIE

LITERATUR UND KUNST

Woher die
geheimnisvolle
Aura von Keanu
Reeves kommt.
Maurus Federspiel,
Seite 74

Herausgegeben von Daniel Weber



Dem Tag entgegengleiten, dem Licht.

Frederic Edwin Church, Morning in the Tropics, 1858 – Der Morgen ist des Menschen schwerste Zeit. Der Schlaf wehrt sich gegen das Erwachen, das Hirn gegen das Denken, der Körper gegen die Bewegung, die Sinne gegen die Reize. Da ist die Zeit, die drängt. Selten nur gelingt dem Menschen, was die Natur mühelos vollbringt: in eleganter Schönheit aufzuwachen.

Die Morgen werden stumm in unserem Land. Keine Vögel pfeifen mehr, keine Insekten surren, keine Blätter rauschen im Wind. Die Melodie des Morgens ist erstarrt in der Kälte und versinkt in den Nebeln des Herbstes. Das Rauschen, das man hört, ist menschengemachter Lärm.

Da ist nicht das Üppige der Urwaldmorgen, der Klang des Paradiesvogels, der Schrei der Affen, die umhüllende feuchte Wärme. Da ist nur der Dschungel der Stadt, elektrisches Licht, da sind keine, sondern Strassen und Autobahnen.

Gerne wäre man dieser Tage auf einem kleinen Boot in der Zeitlosigkeit eines Urwaldes, sanft hörte man die Ruderschläge und würde dem Tag entgegengleiten und dem Licht. Es wäre, als ob man noch weiter träumen, als ob die Zeit stillstehen würde.

Wann, fragt man sich vielleicht, ist das Gold im Mund der Morgenstund' zu Blei geworden? Der Morgen kein Fluss mehr, sondern ein Sumpf, der den Menschen macht dumpf?

Frederic Church (1826–1900) war ein Reisender, auf der Suche nach der unvergänglichen und unberührten Schönheit der Natur, des Schöpfungsbelassenen. Früh las er die Schriften des Forschungsreisenden Alexander von Humboldt und folgte, solange ihn sein Körper trug, seinem Ratschlag: zu reisen und vorzugsweise die «Physiognomie der Anden» zu porträtieren.

So wachte er eine Zeit seines Lebens, seiner wichtigsten, jeden Morgen im Urwald auf. Das war auch nicht das Paradies, da waren der unruhige Tropenschlaf, die Mückenstiche, aber doch, wenn er die Augen aufschlug, war er umfangen von der Schönheit der Welt am frühen Morgen. *Michael Bahnerth*

Ein Gott für alle Fälle

Der nordische Göttervater Odin ist populär wie nie. Nicht nur Rechte vereinnahmen ihn für sich.

Wolfgang Koydl

Klaus Bödl: Odin. Der dunkle Gott und seine Geschichte. C.H. Beck. 315 S., Fr. 41.90
Die Edda. Nordische Götter- und Heldensagen: Nikol. 464 S., Fr. 11.90

Er ist so allgegenwärtig wie zu den Zeiten, als die Menschen noch an ihn glaubten: Mode-Labels tragen seinen Namen, Möbel, PC-Programme, Parfüms, Potenzmittel, Spiele, Meeresfrüchte und Systemtaschen. Man kann in seinem Namen kochen lernen, auf der Nordseeinsel Sylt lecker essen oder Bier und Gin geniessen. Ein schwedischer Forschungssatellit trägt seinen Namen, und in einem Vorort von Hannover kann man mit seinem Segen sogar einen Fussball kicken: Dort gibt es seit 1905 den SV Odin.

Odin, Göttervater im germanischen Pantheon, brauchte noch gar nicht den Schub der Marvel-Filme mit seinen Nebengöttern Thor und Loki, um wieder in der Gegenwart präsent zu sein. Oder war er nie weg? Tatsächlich schmücken sich nicht nur Konsumgüter mit dem einäugigen Obergott. Völkische, rechtsextreme Gruppen von Irland bis Russland schwören auf ihn als Schutzgott der weissen Rasse.

Gastgeber der Einherier

Aber auch neopagane Religionsgemeinschaften verehren den Gott der Vorväter – ohne jegliche rassistische Intention. The Troth etwa ist eine in den USA gegründete Organisation mit Ablegern in Grossbritannien und Deutschland, die jeden begrüsst, der sich zum heidnischen germanischen Götterglauben bekennt: «Odin statt Jesus». Das verfängt auch in der Jugendkultur. Hier steht Odin oft einfach für Subversion, wider den Stachel zu löcken.

Doch woher kommt diese alte, diese neue Faszination für den Gott? Es ist seine Wandelbarkeit, der Umstand, dass er für jeden etwas anderes sein kann, weil er sich nicht fassen lässt, schreibt Klaus Bödl in seinem jüngsten Buch über Odin. Hinzu komme, dass die Odin-Mythologie noch nicht abgeschlossen, sondern in vollem Gange sei. Er werde ständig neu definiert,

ein Ende sei nicht abzusehen. So umfassend wie der Kieler Skandinavist hat sich wohl lange niemand mehr mit dem Mythos Odins befasst, wengleich sein Buch für den breiten Lesegenuss leider ein wenig sehr professoral und spezialisiert ausgefallen ist.

Odin, beziehungsweise Wotan oder Wodan, war schon immer ein Gott für alle Fälle, ein höheres Wesen ohne eng umrissenen Aufgabebereich. Er herrscht über Asgard, das Reich der Götter, und ist in Walhalla Gastgeber der Einherier, der im heldenhaften Kampf auf dem Schlachtfeld, der Walstatt, gefallenen Krieger. Daher gilt er als Herr des Krieges und der Toten. Aber er wird ebenfalls verehrt als Gott der Weisheit, der Dichtung und der Magie – alles, wofür man heute eher den Begriff *soft power* als harte Macht verwenden würde. Von entscheidender Bedeutung ist zudem, dass er im Volksglauben den Menschen die Runen und damit die Schrift geschenkt hat.

Da er sich selbst opfert, indem er sich an der Weltesche Yggdrasil erhängt, um an das geheime Wissen ihrer Wurzeln zu gelangen, haben spätere Generationen in ihm Parallelen zu Christus erkennen wollen. Zugleich aber gilt er als Erschaffer der Welt und des ersten Menschenpaares Ask und Embla. Er sei, so Bödl, «mal dem Teufel ähnlich, mal Zivilisationsheld, mal historische Person, mal betrügerischer Religionsstifter». Sein Aussehen flösst eher Furcht als Ehrfurcht ein: Ein alter Mann mit Schlapphut und langem Mantel, mit einer Augenklappe und den

zwei Raben Huginn und Muninn auf der Schulter, die ihn über alles in der Welt unterrichten. Kein Wunder, dass seine Rolle in den populären Hollywood-Verfilmungen vor dem hammer-schwingenden blonden Muskelprotz Thor und der neuen Queer-Ikone, dem verschlagenen Loki, zurücktritt.

Zwiespältiger Charakter

Doch die vagen Umrisse des Gottes waren offenbar vorzüglich geeignet, sich einen passenden Odin zurechtzuzimmern, der nur wenig mit dem Gott der Edda zu tun hat. In diesen, im 13. Jahrhundert in isländischer Sprache niedergeschriebenen Götter- und Heldensagen, taucht er zum ersten Mal in schriftlicher Form auf. Die

Odin gilt als Erschaffer der Welt und des ersten Menschenpaares Ask und Embla.

Schrift wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert in Dänemark, England und Deutschland entdeckt und begeistert aufgenommen. Man sah in ihr eine frische Alternative zur verblichene Klassik von Zeus und Jupiter. Ausserdem erschienen Odin und seine Götter vielen als ein germanischer Gegenentwurf zur verweichten mediterranen Welt. Andere sahen in ihm den Retter einer einfachen, sauberen Welt, die durch die Umwälzungen der industriellen Revolution aus den Fugen geraten war.

Nur wenige Intellektuelle der Zeit konnten sich diesem Sog entziehen, darunter Johann Wolfgang Goethe. Kollege Wilhelm Wackenroder machte sich lustig über die «eingepelzten Götter Skandinaviens». Doch andere, darunter Jakob Grimm oder Johann Gottlieb Fichte, adoptierten Wotan flugs als obersten Gott aller Germanen. Das ist pure Fantasie, verbreitete sich aber im 19. Jahrhundert rapide durch alle Schichten der Bevölkerung. Felix Dahn, Bestsellerautor des wilhelminischen Deutschlands («Ein Kampf um Rom»), verstieg sich zur Behauptung: «Odin führt uns in die höchsten und tiefsten, die feinsten und meist durchgeistigten





Germanischer Gegenentwurf zur verweichtlichten mediterranen Welt: Odin.

Elemente des germanischen Wesens.» Auch er hob auf den zwiespältigen Charakter des Gottes ab, schliesslich sei er auch «das Urbild des völkerleitenden, völkerbezwingenden, Völker zu Krieg und Sieg antreibenden, fortreisenden Staatsmannes». Dahn meinte dies allen Ernstes positiv.

Ritterschlag durch C.G. Jung

Ein junger, unbequemer Komponist nahm den Ball dankbar auf. Richard Wagners Opernzyklus «Der Ring des Nibelungen» hat das Bild Wotans, wie Odin bei ihm heisst, wohl nachhaltiger geprägt als jedes andere Werk – bis hin zum Erscheinungsbild. Wagners Ehefrau

Cosima mochten die Kostümentwürfe Carl Emil Doeplers zwar «durchweg an Indianerhäuptlinge» und «kleine Theater-Geschmacklosigkeiten» erinnern; aber wenn man sich auch heute noch Odin vor das geistige Auge rufen will, erscheint oft genug der Bayreuther Wotan. Vierzig Jahre später pries Hans Joachim Moser Odin in seiner «Geschichte der deutschen Musik» als den «obersten Harfner». Anders als dem leichtlebigen, leichtsinnigen, leichtfüssigen Südländer sei Musik «dem Germanen [...] ein an Gottesverehrung nahestehendes Wahrtum».

Den Ritterschlag verlieh der Odin-Verehrung jedoch wenige Jahre nach dem Erscheinen

der deutschen Musikgeschichte der Schweizer Psychiater und Begründer der analytischen Psychologie Carl Gustav Jung. Im Jahr 1936 veröffentlichte er in der *Neuen Schweizer Rundschau* seinen Aufsatz «Wotan», der alsbald sowohl neuheldische als auch rechtsextreme Kreise inspirieren sollte, obgleich die Nationalsozialisten jeden unregulierten Wotan-Kult unterbanden. Sie sahen darin, wohl zu Recht, eine unerwünschte Konkurrenz.

Anhänger auch in Russland

Jung wollte mit Odin den «Volkscharakter» der Deutschen erkunden und erklärte den «alten Sturm- und Rauschgott» zum Archetyp germanischer Völker. «In Ruhezeiten ist einem die Existenz des Archetyps Wotan so unbewusst wie eine latente Epilepsie», schrieb der Analytiker. Doch wenn sich der «Windgott aufmacht», gebe es gegen diese Macht kein Mittel. Drei Jahre, nachdem er diese Worte niedergeschrieben hatte, bewiesen die Deutschen der Welt, wie richtig Jung gelegen hatte. Odins Jünger zerstörten Europa.

Heute hat Odin Anhänger weit über Deutschland und Skandinavien hinaus, auch in Russland und in den Vereinigten Staaten. In der Rockmusik sind er und seine Götterschar ebenfalls präsent, seitdem Led Zepelin 1970 «Valhalla I'm Coming» intonierten und Jethro Tull mit «Cold Wind to Valhalla» nachlegten. Rund 36 Bands widmen ihr Repertoire der nordischen Götterwelt; mehr als 800 einschlägige Titel listet die Metal-Enzyklopädie auf.

Einige sind dem rechtsextremen, antisemitischen Spektrum zuzuordnen wie deutsche Gruppen mit den bezeichnenden Namen Jagdstaffel oder Landser, die die «Götter der alten

Zeit, Götter für die Ewigkeit» besingen, oder voller Verachtung herausrotzen: «Jetzt bet zu deinem Judengott, er hört dich nicht, du Christenschwein.» Allerdings stehen ihnen andere Bands entgegen, die die nordische mit der keltischen Mythologie verknüpfen und einen modernen, friedfertigen Schamanismus besingen, der im Einklang mit der Natur ist. Beispiele sind die deutsche Band Faun oder die isländische Gruppe Sigur Rós. Bei ihnen kämpfen die alten Götter gewissermassen auch gegen Klimawandel und Naturzerstörung.

Wut, Krieg, Poesie, Natur – eine Bandbreite, die Odin sicher gefallen würde.



Abgeklärt: Autor Dean.

Auf der Suche nach den eigenen Wurzeln

Pia Reinacher

Martin R. Dean: Tabak und Schokolade.
Atlantis Literatur. 208 S., Fr. 31.90

Mit 88 Jahren stirbt seine Mutter. Sie war eine kapriziöse, zwiespältige Frau. Gierig nach Abenteuer und getrieben vom Wunsch, die enge Heimat zu verlassen, setzt sie sich mit achtzehn als Au-pair nach London ab. Dort stürzt sich die Tochter eines Aargauer «Stumpenarbeiters» in ein Abenteuer mit einem Taugenichts der westindischen Oberschicht. Mit dem Kind, das sie von ihm bekommt, zieht die junge Familie auf die von den Briten besetzte karibische Insel Trinidad.

Dort entpuppt sich der Dandy als gewöhnlicher Trinker. Eines Nachts, das Kind ist kaum ein Jahr alt, rennt die Mutter mit ihm im Arm auf die Strasse, um es vor dem Vater zu schützen. Sie hatten sich gestritten, er hatte sie geschlagen, dann hatte er versucht, seine Zigarette auf der Haut des Jungen auszudrücken.

Es ist das Ende einer Beziehung und der Beginn einer von plötzlichen Umschlägen und ehrgeizigen Selbsterfindungen geprägten unkonventionellen Frauenbiografie. Die Mutter kehrt ins Wynental zurück und heiratet dort einen ebenfalls aus Trinidad stammenden

Tropenarzt, der sich in Menziken als tüchtiger Dorfarzt einen Namen macht.

Martin R. Dean kreiste ein Leben lang um die Wunde der eigenen Herkunft. Immer wieder beleuchtete er in seinen autobiografisch grundierten Romanen und Essays die eigene gespaltene Identität und die Stigmatisierung als Aussenseiter, die er im aargauischen Dorf als Kind mit dunkler Hautfarbe erlebte. Nun nimmt er sein Lebensthema nochmals auf. Denn das Buch ist mehr Autobiografie als Imagination eines fremden Lebens. Es reiht sich damit in die in den letzten Jahren von vielen Schriftstellern obsessiv betriebene autofiktionale Spurensuche ein.

Kein roter Erzählfaden

Man liest die unterhaltsame Geschichte leicht hin, in einem Zug. So entspannt, so wenig larmoyant, so abgeklärt, so plastisch und farbig erzählend, so illusionslos und stellenweise geradezu heiter hat man den 69-jährigen Schriftsteller noch nie gesehen. Bitterkeit liegt höchstens im krisenhaften Erbteilungsprozess, der «Tabak und Schokolade» als Basso continuo untermalt und dem Erzähler immer deutlicher macht, dass er als nicht vom Stiefvater adoptierter Sohn neben seinen Stiefgeschwistern nichts zu melden hat.

Martin R. Deans Buch ist eine klippenreiche Expedition zu den Geheimnissen seiner Familie. Tabus, Totschweigen und Lügen gehörten zu den Überlebenstechniken der Mutter und prä-

ten das Zusammenleben. Der hochintelligente Vater aus Trinidad ermöglichte der sozial ehrgeizigen und vom Aufstiegswillen getriebenen Mutter ein Leben im Wohlstand – dabei vereinsamte er innerlich. Sie baute eine Zehnzimmer-Betonvilla und füllte sie mit den in den fünfziger und sechziger Jahren üblichen bürgerlichen Statussymbolen: Imitaten von Louis-quinze-Möbeln, einem Flügel, einem antiken Sekretär.

Vieles von Deans Leben aber liegt im Dunkeln. Er kennt seinen wahren karibischen Vater nicht, weiss nichts über sein Leben in Trinidad, nichts von den Verwandten, nichts von ihrem Kastendenken und den sorgfältig nach Hautfarbe austarierten sozialen Positionen. Nach dem Tod der Mutter findet der Erzähler ein Fotobuch. Mit diesen Bildern macht er sich auf die Suche nach den verschatteten Teilen der eigenen Biografie.

Diese Schnappschüsse sind verstreut im Buch zu finden, genauso wie die erzählerischen Puzzleteile der Recherche zu den eigenen Wurzeln, die den Erzähler auch nach Trinidad führt, wo er endlich seine Verwandten kennenlernt. Von einem roten Erzählfaden kann allerdings keine Rede sein. Zu einem geschlossenen Familientableau kommt es in diesem Buch nicht, wohl aber zu immer neuen, oft desillusionierenden Erkenntnissen.

Jetzt erst begreift der Sohn, dass die Mutter doppelgesichtig war, dass sie als stigmatisierte «Ausländerbraut» im Dorf ihn einerseits zum

Tabus, Totschweigen und Lügen gehörten zu den Überlebenstechniken der Mutter.

Komplizen machte, andererseits verriet. Den eisern betriebenen gesellschaftlichen Aufstieg nutzte sie, um den eigenen Makel im Dorf zu kaschieren. Eines aber wird beim Lesen schnell klar: Der fiktionale Erzähler und das Autor-Ich sind über weite Strecken deckungsgleich. Hier versucht einer, in der selbsterforschenden Rückschau mit seinem vielschichtigen Leben schreibend zurechtzukommen. Der Titel «Tabak und Schokolade» wirkt dabei eher zufällig: «Tabak», weil die Zigarrenproduktion das Leben der Menschen im Wynental bestimmte; «Schokolade», weil das frustrierte Kind reflexhaft mit einem «Lavastrom» von Schokolade getröstet wurde.

Martin R. Dean erzählt mit seiner eigenen Geschichte gleichzeitig ein Stück Sozial- und Kulturgeschichte der fünfziger und sechziger Jahre, er lotet das labile Gleichgewicht zwischen Ausländerfeindlichkeit, Vorurteilen und helvetischem Traditionsverständnis aus und vermittelt dem Leser ausser einer spannenden Familiengeschichte auch noch ein geschärftes Gefühl für Entwurzelte, die sich ihrer Identität nie ganz sicher sein können.

Ein Schweizer gafft in der Welt herum

Daniela Niederberger

Vanja Hug: Reisebriefe aus dem Orient. Die Berichte des Kaufmanns Bernhard Rieter 1824–1846. Chronos. 644 S., Fr. 63.90

«Chur den 24 Merz 1824. Meine Lieben! Da ich hier einige Stunden verweilen muss, ergreife ich diese Gelegenheit, Euch meine Ankunft hier anzuzeigen. [...] Montags assen wir in Rapper. (Rapperswil) zu Nacht; von dort gieng es nach Wesen, wo wir Morgen um 3 Uhr anlangten. Es war noch nicht völlig 4 als wir uns zu Schiffe begaben & nach harter Arbeit brachten uns die Schiffeute nach Wallenstadt. Wall. ist ein wüster Ort ...»

So meldet sich Bernhard Rieter 1824 bei seiner Familie, die in Winterthur ein Baumwollhandelsunternehmen besitzt. Der Neunzehnjährige hat eben seine Reise nach Alexandria angetreten, wo er sich in einem Handelshaus für vier Jahre verpflichtet hat. Später wird er nach Konstantinopel und Ostasien reisen. Rieter war ein guter Beobachter, er schrieb lange, lustige Briefe. Die Historikerin Vanja Hug hat sechzig Reisebriefe im Auftrag der Stadtbibliothek Winterthur herausgegeben und sie mit einer Einleitung gut eingebettet.

Von Chur geht es mit der Kutsche über den Splügen nach Mailand. Über den Appennin «war ein böser Weg», der Fuhrmann trieb die Maultiere und Pferde «heillos an». Auf dem Pass war

«ein so heftiges Schneegestöber, dass es ganz dunkel wurde, & die Kutsche schwankte alle Augenblicke so stark, dass ich vor Angst laut zu rufen anfieng; zwei Frauenzimmer, die auch in der Kutsche waren, lachten mich aus.»

In Livorno ging Rieter mit einem Herrn Sulzer einkaufen: «Ich nehme nun 25 bouteillen Bordeaux Wein, 4 bouteillen Rum, 1 Pfund Thee, 50 Zitronen, ½ Stock Zucker, 6 grosse Brode um keinen Mangel zu haben.» Die Seereise dauerte fünfzehn Tage. Aus Alexandria schrieb er: «Ich will euch nur sagen, dass das schlechteste Dörflein in eurem Ländchen immer viel besser ist als unser Alexand. & überhaupt die hiesige Gegend. Wir haben hier keine Spatziergänge.» Nichts als kahler Fels und Stein, von der Sonne weissgebrannt, dazu giftige Eidechsen und Schlangen.

Die Geschäfte sind lebhaft, weil bald Ramadan ist und «jeder Rechtgläubige sich mit neuen Kleidern versehen» muss. Rieter berichtet, welche Stoffe aus Winterthur beliebt sind (Palmenmotive). Das wird nicht so bleiben, wegen der englischen Konkurrenz und des Kriegs des Osmanischen Reichs gegen die Griechen, die dauernd Handelsschiffe überfallen.

Beirut und Winterthur

1826 eröffnet Rieter eine Filiale in Kairo, wo er Zeit für Ausflüge findet, etwa auf die Pyramide von Gizeh. «Als ich droben auf dem Gipfel gestanden & in die weite Welt herumgegafft habe, hättet ihr es euch gewiss nicht träumen lassen, dass einst euer Bernj so hoch hinauf kommen würde.» Er segelt nach Beirut («hübsch und reinlich»), um Korn zu verkaufen, wo er «unsere heil-

mathlichen Tannen und Fichten mit Freuden erblickte, die ich so lange vermisste». Auf dem Heimweg fahren sie nach Zypern und nach dem Ankern «uns sogleich in die Kirche verfügend, uns dort weniger den Pfaffendienst anzuhören als die schönen Griechinnen zu begucken».

1829 reist Rieter retour nach Winterthur, bevor er zwei Jahre später nach Konstantinopel aufbricht. Auf dem Schiff hat er eine nette Reisegesellschaft, junge Missionare, die «in Persien den Heiden das Evangelium» predigen wollen, zudem zwei St. Galler mit ihrem Knecht aus dem Appenzell. «Wir amüsierten uns göttlich, spielten, rauchten, sangen, schossen, tranken Punsch & machten uns lustig. Konstantinopel bezauberte alle.

Die vergoldeten Kirchtürme und Moscheen, die aus dem Grün der Cypressen ragten, die roten Holzhäuser, die Paläste und Schiffe: Kurz ich wurde halb verwirrt & der Appenzeller sagte «nai Herr Jesis das ist sauperb, dä ist doch strahlig schön.» So schön die Stadt vom Schiff aus, so «furchtbar schlecht ist sie von innen, denn da giebt's nur enge krumme dunkle Gassen».

In den 1840er Jahren reist Rieter nach Indien, wo er wünscht, «man würde diese armen Leute nicht so mit fremden Waaren überschwemmen». Aus Java, Kanton und Manila schreibt er so anschaulich, dass seine Briefe daheim weit herumgereicht werden. Mit sechzig wird er nach Winterthur zurückkehren; auf dem Heimweg vom Osten bleibt er 22 Jahre in Triest hängen.

Beim Lesen seiner Briefe wähnt man sich in einem Film – und würde sie am liebsten auch herumreichen.



«Ich wurde halb verwirrt»: Konstantinopel im 19. Jahrhundert.

Amerikanerinnen im Vietnamkrieg

Esther Scheidegger Zbinden

Kristin Hannah: Die Frauen jenseits des Flusses. Aus dem Amerikanischen von Christine Strüh. Rütten & Loening. 542 S., Fr. 33.90

Frankie, der Vater der angehenden Krankenschwester Frances McGrath, hat eine tolle Fotowand in seinem Büro: seine Familiengeschichte. Doch es sind lauter Helden zu sehen, ausschliesslich Männer, keine Frauen. «Gerahmte Fotos, zum Teil Erbstücke von

Sie hat das Talent, private Geschichten mit Weltgeschichte zu verknüpfen.

Moms Eltern und sogar ein paar Bilder, die Dad aus Irland mitgebracht hatte, etwa das Foto von Urgrossvater McGrath in Soldatenuniform, wie er vor der Kamera salutiert. [...] Das Hochzeitsfoto ihrer Eltern war zwischen Alexanders «Purple Heart», einer Verwundetenauszeichnung, und einem Zeitungsausschnitt platziert, der schilderte, wie das Schiff seiner Truppe bei Kriegsende in den Hafen einfuhr. Von ihrem Vater gab es keine Bilder in Uniform. Er war dienstuntauglich erklärt worden ...»

Frankies Sohn Finley zieht in den Vietnamkrieg. Er kommt dort um. Seine Schwester Frances, die Krankenpflegerin werden soll, reist ihrem geliebten Bruder 1965 aus dem kalifornischen Coronado Island um die halbe Welt nach. Sie will herausfinden, wie er zu Tode gekommen ist. Auf der langen Reise findet sie treue Freundinnen und auch Liebhaber, aber mit denen geht es eher schief.

Die 1962 geborene Autorin Kristin Hannah war ursprünglich Anwältin. In den letzten dreissig Jahren hat sie mehr als zwanzig dicke Bücher geschrieben, von denen viele Weltbestseller geworden sind. Zum Beispiel «Die Nachtigall» über die Schwestern Vianne und Isabelle, die im besetzten Frankreich überleben wollen. Hannah ist unglaublich produktiv. Ihr idealer Arbeitstag beginnt mit einem Morgenlauf an der kalifornischen Küste. «Ich brauche beim Schreiben das Rauschen der Wellen im Ohr.»

Auf den Spuren der Veteraninnen

Kristin Hannah hat das Talent, private Geschichten mit Weltgeschichte zu verknüpfen. Und sie hat ein überwältigendes musikalisches Gedächtnis. Sie folgt ihren Protagonistinnen – und auch ein paar Männern – buchstäblich auf den Fersen, hautnah. Ihr neustes Werk handelt von den Frauen, die auf amerikanischer Seite



Anmutiger Tanz: Schriftstellerin Hannah.

im Vietnamkrieg gekämpft haben. Zurück in Amerika, müssen die Veteraninnen erfahren, dass sie als solche nie wirklich ernst genommen wurden, ja, dass es sie im öffentlichen Bewusstsein gar nicht gegeben hat. Das militärische, das männliche Amerika hat die Kameradinnen ausgeblendet, die als Krankenschwestern angingen und von denen manche auch Kampfpilotinnen wurden. Dabei waren es deren 265 000, wie die kämpferische Offizierin und Historikerin Wilma Vaught herausfand.

Seit zwanzig Jahren gibt es in Washington, D. C. eine Gedenkstätte für diese Frauen, die anfänglich nicht einmal Waffen zur Selbstverteidigung tragen durften. Kristin Hannah verfolgt die Spuren der Veteraninnen: ihre grauenhaften Abstürze ins Alkohol- und Drogenelend. Sie wissen nicht mehr weiter, die Gesellschaft lässt viele von ihnen krepieren. Als Nixon 1973 das Friedensabkommen unterzeichnet, hat er kein Wort für sie übrig.

Kristin Hannahs fulminantes Lebensthema ist die Verknüpfung von persönlichen Schicksalen mit geschichtlichen Ereignissen und gesellschaftlichen Umwälzungen. Die hierzu kaum bekannte, in den USA aber mit Auszeichnungen überhäufte Autorin tanzt sicher und anmutig zwischen E und U, dem Ernsthaften und dem Unterhaltenden – ein Unterschied, der in der deutschen Literatur todernst genommen wird und in der angelsächsischen kaum eine Rolle spielt. Kristin Hannah bricht zeitgeschichtliche Komplexität

auf die menschliche – in diesem Buch vor allem auf die weibliche – Ebene herunter und stellt durch ihren emotionalen, rasanten Erzählstil Verständlichkeit und Verständnis her. Sie erinnert mich auch an die alte Weisheit: Wer aus der Geschichte nicht lernt, ist dazu verurteilt, sie noch einmal zu erleben.

Der «Verhöhnung» des Staates schuldig

Christina Rüdiger

Birk Meinhardt: Abkehr. Ein Hafttagebuch. Vabanque. 284 S., Fr. 25.20

Darauf war Erik Werchow nicht gefasst. Doch das Deutschland, in dem er lebt, ist unberechenbar geworden. So findet er sich also in einer Gefängniszelle wieder. Er sitzt in Untersuchungshaft. Aber weshalb? Wir befinden uns in der unmittelbaren Zukunft. Einer düsteren, das wird schnell deutlich. Erik bewältigt seine Lage, indem er Tagebuch schreibt, «auf meinem festgeschraubten Stuhl in dieser latent gewalttätigen Anstalt unseres demokratischen Gemeinwesens». Er, ein «Ossi», erzählt dem Leser in groben Zügen, schlaglichtartig, was er seit der Wende erlebt hat.

Hoffnungsfroh hatte er sich nach dem Mauerfall bei einer Pharmafirma im Westen be-



worben und tatsächlich in der Marketing-Abteilung einen Job ergattert. Allerdings wurde er dort schnell mit Ungereimtheiten konfrontiert. Da wurde ein Medikament entwickelt und ungetestet auf den Markt gebracht. Das sollte er im Osten bewerben. Ärzten wurden Prämien versprochen für jede verkaufte Packung dieses «Wundermittels». Erik konnte das nicht mitmachen. In seinem positiven Bild vom Westen zeigten sich erste Risse. Er verliess die Firma.

Mit kleinen Jobs, als Trauerredner zum Beispiel, hält er sich in den Folgejahren über Wasser. Die «Befehung des modernen Nomadentums», die Öffnung der Grenzen, lässt ihn über Heimat nachdenken. Darf er selbst stolz sein auf seine Heimat? Heimerde – ihm bleibt das Wort im Hals stecken. Die Corona-Zeit und ihre «Massnahmen» durchlebt er fassungslos. Sprachverbote und Massregelungen nahmen zu. «Nun war also ein neues Zeitalter der Kniefälle angebrochen!» Selbst Satire ist plötzlich menschenverachtend. Viele widerrufen eilig, wozu sie sich zuvor bekannt haben. Die Demokratie, die «gefeierte Staatsform», zwingt «Ausgescherte zu Bussgängen». Ist man noch frei in seinem Handeln?

Erik wird klar: Sprache wird zur Waffe. Man nehme zum Beispiel das «Du». Man spricht damit ein Machtwort. Man suggeriert damit Nähe, aber nur zum Schein. «Es stösst einen zurück in die Phase des Klein-Seins, in der man von jedem geduzt wurde. Die Kindesrede des Erwachsenen ist eine ihn verkleinernde,

zurückstufende, anweisende und letztlich entmündigende.» Erik fühlt sich an DDR-Zeiten erinnert. Während er in der Untersuchungshaft gegen all das anschreibt, was er erlebt hat, zeigt seine Aktion draussen Wirkung. Seine Aktion? Sie hatte etwas mit Masken zu tun, mit Verhüllung und Kenntlichmachung. Zwar denkbar harmlos und doch für die Regierung eine Provokation. Die Polizei nahm ihn fest.

«Das planvoll Schwammige»

Seine Frau Carla erzählt ihm von Nachahmern. Immer mehr Leute «machen den Werchow». Erik erkennt: Die ersten Jahre nach der Pandemie waren die «Nachschärfungsjahre». Da kamen schnell und geräuschlos neue Straftatbestände in die Gesetzbücher, «der erste hiess Delegitimierung des Staates». Gefolgt von der «Verhöhnung» des Staates und der «Vergiftung des demokratischen Klimas». Und der Verhöhnung hatte sich Erik schuldig gemacht, wie ihm sein Rechtsanwalt erklärt. Was sollte man darunter verstehen? Wie sich gegen diesen Vorwurf zur Wehr setzen? «Das planvoll Schwammige war das erste grundlegend Totalitäre, denn es entgrenzte.»

Unvermittelt, nach fünf Wochen, wird Erik entlassen. Doch wohin? In die Freiheit? Von Ferne hört man Panzer auf die Stadt zurollen. Beim Lesen hofft man ständig, dass es sich um eine Dystopie handeln möge, um etwas, was noch nicht eingetreten ist. Doch man wird eines Besseren belehrt. Immer wieder blitzen Ereignisse auf, die man nur zu gut kennt. Das Genre «Tagebuch» ermöglicht die Darstellung innerer Abläufe und gibt Gelegenheit zu Reflexio-

Seine Aktion? Sie hatte etwas mit Masken zu tun, mit Verhüllung und Kenntlichmachung.

nen. Birk Meinhardt hat mit dem Protagonisten Erik eine nachdenkliche Figur geschaffen, die das Establishment in Deutschland einer schonungslosen Kritik unterzieht. Der Roman lässt einen beunruhigt zurück. Für Erik jedenfalls ist der Weg in die Freiheit keine Befreiung. Ihm bleibt nur die Abkehr.



Die Bibel

Pädophile Pädagogik

Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems, dass ihr die Liebe nicht aufweckt und nicht stört, bis es ihr selbst gefällt. – Unsere Schwester ist klein und hat keine Brüste (Hohelied 2, 7 und 8, 8, Lutherbibel). – Das Hohelied besingt die Liebe zwischen einem jungen Mann und seiner Freundin. Es wurde zuweilen als Gleichnis für das Verhältnis zwischen Mensch und Gott gedeutet, aber es ist ganz und gar der erotischen Freude gewidmet. Auch der heilige Liebesakt zwischen dem Priester und einer Tempeldirne, wie er zeitweise ins alte Israel importiert wurde, ist hier nicht im Blick, denn die Sexualität ist nicht göttlich, sondern menschlich. Höchstens insofern bildet sie eine Analogie zum Verhältnis zwischen Mensch und Gott, als sie sich der Kontrolle gerne entzieht und Irritationen auslöst.

Die Sexualität ist an die sekundären Geschlechtsmerkmale gebunden. Da sich diese erst mit der Pubertät herausbilden, ist sie nicht den Kindern zugeordnet, was keine Einschränkung, sondern einen Schutz bedeutet. Sie sollen sich in ihren frühen Lebensjahren fernab von sexuellen Ablenkungen, Druckversuchen und Erregungen entwickeln können.

Dieser Freiraum braucht Verteidigung. Ab den 1970er Jahren stand in vielen Lehrerbibliotheken der grossformatige Fotoband «Zeig mal!», in dem der Sexualpädagoge Helmut Kentler im Vorwort ziemlich unverhohlen zur Pädophilie ermunterte. Kentler hatte in Berlin verwahrloste Jugendliche bei straffälligen Pädophilen einquartiert. Nun scheint die Pädophilie in der staatlichen Pädagogik eine Renaissance zu bekommen: Die WHO lanciert Programme zur Sexualisierung von Kleinkindern. Dass die WHO fehlgeleitet ist, ist bekannt. Zu denken gibt, dass das souveräne Stimmvolk diese Missstände kaum kritisiert und damit zeigt, dass seine Urteilskraft in wichtigen Bereichen angeschlagen ist.

Peter Ruch

Der dunkle Prinz

Den Schauspieler Keanu Reeves, in Beirut geboren, umweht eine mysteriöse Aura. Ein Blick auf seine Rollen macht sein Geheimnis noch faszinierender.

Maurus Federspiel

Keanu Reeves und China Miéville: Das Buch Anderswo. Gutkind. 528 S., Fr. 33.90

Angehimmelt wird Keanu Reeves schon seit längst vergangenen Zeiten, als Teenagermädchen noch Filmplakate an die Zimmerdecke über dem Bett pinneten. Mit 400 Millionen Dollar Vermögen gehört er zu den zehn reichsten Hollywoodstars, wobei seine Filme fast sieben Milliarden einspielten. Sein ernstes Gesicht und seine schwarzen Haare haben etwas Ikonenhaftes, er könnte der dunkle Prinz aus einem vergessenen Märchen sein.

Es kursieren aber auf Instagram und in Glamour-Zeitschriften auch zahllose Aufnahmen von seinen Besuchen in der Welt des Profanen: Reeves als Spontangast an einer kleinbürgerlichen britischen Hochzeit, deren Bräutigam ihn an der Hotelbar angesprochen hatte; Reeves, der, scheinbar unerkant, in der übervollen Subway einer jungen Frau seinen Sitzplatz anbietet; Reeves, der einen Einkaufstrolley mit Tüten voller Obst und Gemüse über den Parkplatz eines Supermarktes schiebt. Er lässt sich, Arm in Arm mit kommunen Schweizern, im Restaurant «Landenberg» in Turbenthal ablichten, fährt gern Motorrad, und Alexandra Grant, seine grauhaarige Freundin mit dem Hundeblick, erfüllt äusserlich keines der üblichen Merkmale für die Lebensabschnittspartnerin eines Angehörigen der *A-list* – die Illustratorin ist weder jung noch besonders sexy.

Hölzerne Bewegungen

Ist Keanu Reeves tatsächlich ein Normalo? Sind Ruhm und Geld spurlos an seiner Persönlichkeit vorbeigegangen? Oder ist es für ihn vielleicht eine Art Nervenkitzel, sich unters Volk zu mischen? Spielt er den netten, nicht mehr so jungen Jungen von nebenan gar bloss, um seiner öffentlichen Persona einen besonderen Akzent zu verleihen? Wir freuen uns jedenfalls über seine vorbildliche Menschlichkeit, wie sie uns aus der Ferne kolportiert wird.

Geboren wurde Reeves 1964 in Beirut, wo seine englischstämmige Mutter arbeitete – als

Tänzerin und Bühnenbildnerin, was wohl auch die frühe Hinwendung zum Showbusiness mit-erklärt. Das besondere Aussehen verdankt er hingegen den hawaiianisch-chinesischen Wurzeln des Vaters, eines Geologen, der wegen Heroinbesitzes im Gefängnis landete und schliesslich ganz aus dem Familienverband ausschied. Reeves wuchs in Toronto auf, trat als Teenager in Musicals und im Theater auf, dann in einem Kurzfilm, und schliesslich landete er an der Seite von Patrick Swayze in der Hollywoodproduktion «Youngblood» (1986), wo er einen Eishockeyspieler darstellte. Eine rasante Karriere folgte.

Zu verdanken ist diese allerdings nicht unbedingt seinem schauspielerischen Talent: Sein Mienenspiel ist eher variantenarm, seine hölzernen Bewegungen wirken wie ferngesteuert, und

Es ist immer die Rolle des irgendwie Gefangenen, des von den Umständen Gefesselten, des fatal Verstrickten.

es ist, als spreche er mit einer tiefer in die Kehle gelegten Stimme, die nicht seine eigene ist. Tatsächlich wurde er mehrfach für die berüchtigte «Goldene Himbeere» als schlechtester Schauspieler nominiert. Für den Erfolg auf der Leinwand ist ja aber ein anderer Faktor massgebend. Es ist eine geheimnisvolle Essenz, die den Star vom Schauspieler, auch vom begabtesten, unterscheidet und die seine Überdimensionalität ausmacht, seine stets unerreichbar vertraute Nähe, seine oszillierende Unzweideutigkeit. Über diese Essenz verfügt Keanu Reeves zweifellos.

Womöglich ist es auch diese Essenz, die der Rolle, die er im Film spielt, ihr ganz besonderes Gepräge gibt. Der Singular ist hier absichtlich gesetzt: Man kann bei den Hauptfiguren, die Keanu Reeves darstellt, von einer geradezu verblüffenden Einheitlichkeit der Rollencharakteristik sprechen. Es ist immer die Rolle des irgendwie Gefangenen, des von den Umständen Gefesselten, des fatal Verstrickten.

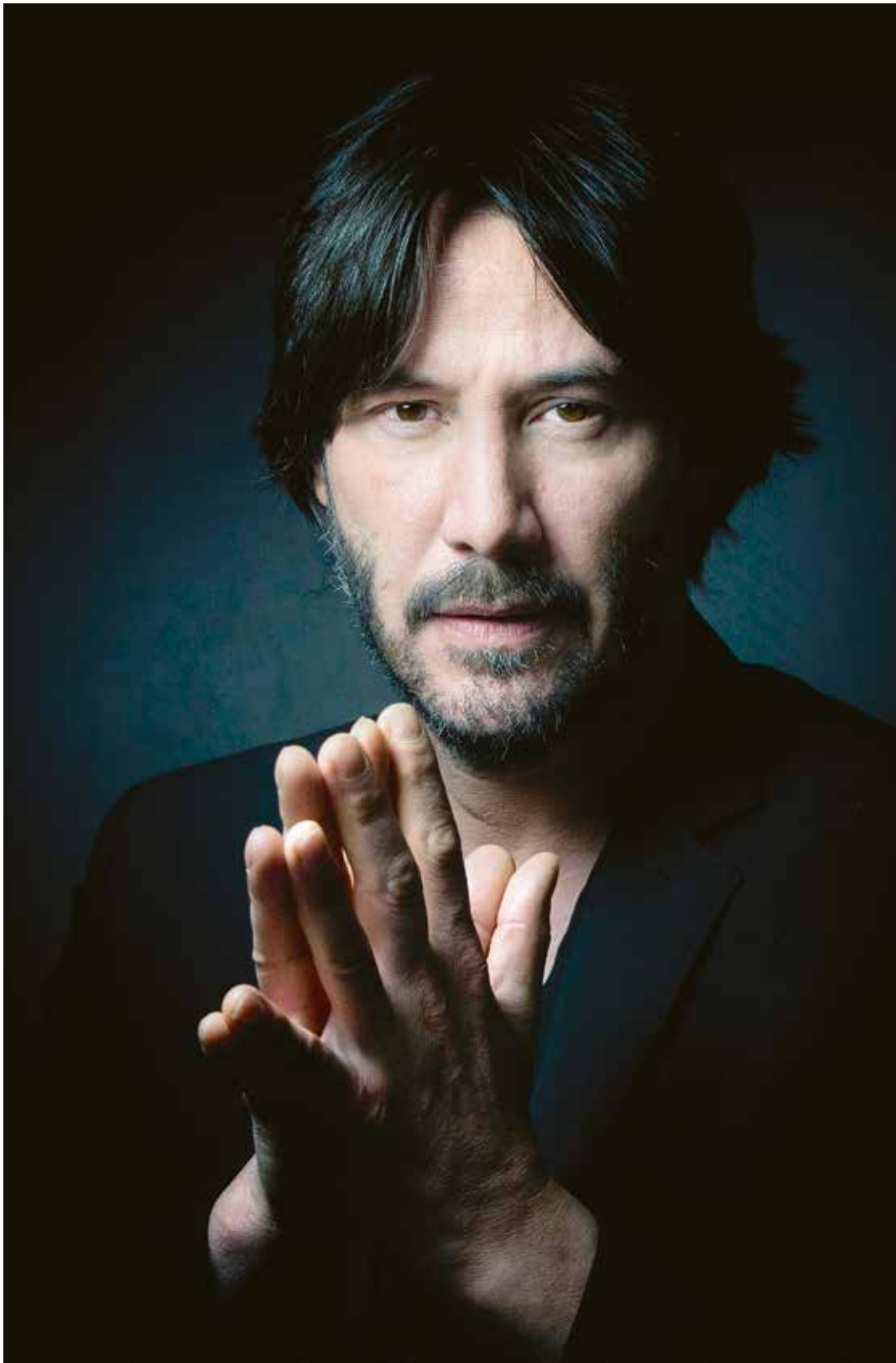
In «Speed» (1994) gerät er als Polizist in einen Bus, der seine Geschwindigkeit nicht verringern darf, weil sonst eine Bombe gezündet

wird. In «Bram Stoker's Dracula» (1992) wird er zur Schachfigur in den Plänen des Vampirfürsten. In «Point Break» (1991) infiltriert er als FBI-Agent eine Gangsterbande, echte Freundschaft und falsche Identität verzahnen sich. In «Johnny Mnemonic» (1995) spielt er einen «Kurier», dessen Gehirn Teil eines Computernetzwerks ist. In «The Devil's Advocate» (1997) wird er von einer Kanzlei angeheuert, die dem Teufel gehört, der ihn vereinnahmen will. In «Siberia» (2018) gerät er als Diamantenhändler in die Fänge der russischen Mafia. In «Knock Knock» (2015) verführen und manipulieren ihn zwei junge Frauen und buddeln ihn zum Schluss bis zum Kopf im Boden ein.

Finstere Magie des Kinos

In der «John Wick»-Serie (ab 2014) ist er als Profikiller Teil einer globalen Verbrecherorganisation, deren Regeln er sich beugen muss. In «Henry's Crime» (2010) ist er ein unschuldig als Bankräuber Verurteilter, der nach dem Absitzen der Gefängnisstrafe ebendiese Bank überfällt. In «The Whole Truth» (2016) verteidigt er als Anwalt einen Teenager, der des Mordes an seinem Vater verdächtigt wird, wobei sich als Pointe herausstellt, dass er kein objektiv agierender Jurist ist, sondern tief in den Fall verstrickt – er ist selber der Mörder. In der «Matrix»-Serie (ab 1999) erfährt er als Neo, dass die Welt nur eine Simulation ist, in Wirklichkeit werden die Menschen als Computerbatterien in Nährzellen gehalten. In «Little Buddha» (1993) spielt er Prinz Siddharta, den Begründer des Buddhismus, welcher doch gerade besagt, der Mensch sei illusionär im Rad des Schicksals von Tod und Wiedergeburt gefangen.

Die Liste liesse sich fortsetzen. Aber was bedeutet das alles? Es ist ja nicht so, dass Reeves selber sich Figuren aus Drehbüchern aneignete und einfach in einer bestimmten Weise interpretieren würde – die fatal Verstrickten sind jeweils integraler Teil des Plots. Auch dass Produzenten ihn auf diese Rolle abonniert hätten, ist auszuschliessen – man muss den Blickwinkel verschieben, um die Konsistenz zu erkennen. Eher scheint es, als würde sich in seiner Rollencharakteristik etwas Schicksalhafter ausdrücken.



Tod und Wiedergeburt: Heros Reeves.

Warnt er uns vielleicht aus den Tiefen seiner Seele heraus davor, dass wir selber uns in Schlingen und Netzen zu verstricken drohen? Oder, ein beklemmender Gedanke, ist es womöglich umgekehrt? Erlebt Keanu Reeves stellvertretend für uns die zunehmende Verstricktheit des Menschen in Systeme, Mechanismen und Ideen, während uns selber die entsprechende Wahrnehmung abhandengekommen ist? Sicher

ist, dass die manchmal finstere Magie des Kinos, die uns seit hundert Jahren beherrscht, in noch unerforschte Tiefen reicht.

Jüngst ist Reeves auch als Schriftsteller hervorgetreten. «Das Buch Anderswo» heisst der Fantasy-Roman, den er mit Co-Autor China Miéville, einem Marxisten alter Schule, verfasst hat. Wir können annehmen, dass Miéville die lästige Kleinarbeit des Schreibens und Formulierens

übernehmen musste. Es geht um den unsterblichen Krieger Unute, einen Heros von mythologischer Gestalt, der sich in einer Abfolge von blutigen Brutalitäten behauptet. Diese sagen allerdings auch in unserer unschönen Zeit nichts über die Wirklichkeit aus, sondern nur über die fernsehverseuchte Fantasie des Verfassers.

Ewige Grösse?

Gut ist der Roman nämlich nicht, er taugt nicht einmal wirklich zur Unterhaltung, dazu springt er zu nervös zwischen verschiedenen Blickwinkeln und Stilformen herum. Ausserdem weckt das Motto aus Rilkes «Sonette an Orpheus» von Anfang an den Verdacht, dass hier zu hoch gegriffen wird, der grandiose Tonfall à la Nietzsche ist ermüdend. Und die abgebrühten Figuren in den wie Film-szenen zusammengeschnittenen Kapiteln kommen uns aus allzu vielen Actionknallern bekannt vor. Als Unutes Mutter ihm von seiner Zeugung erzählt, fällt die weh tuende Formulierung: «Ich habe den Blitz gefickt, und am nächsten Tag war mein Bauch dick.» Und sicher ist nicht jeder Widerspruch tiefsinnig: «Du bist schon lange unterwegs. Du bist gerade erst losgegangen. Manchmal kann eine Sache genauso wahr sein wie ihr Gegenteil.» Na ja.

Bekannt ist, dass Reeves die Hauptfigur mitentwickelt hat. Tatsächlich ist das Buch nicht viel mehr als ein Porträt dieses Konglomerats aus einigen der von ihm dargestellten Filmhelden: Neo, Constantine, John Wick. Es ist ein Konglomerat, das unverkennbar als Alter Ego von Reeves selber angelegt ist und mit ihm auch verfilmt werden soll. Die Kreatur sagt nun doch etwas über ihren Schöpfer aus, oder? Die schriftstellerische Projektion zum transhumanistisch-numinosen Übermenschen steht dann aber als geheimes Selbstbild in schroffem Gegensatz zum bodenständigen Normalbürger, als der sich der Akteur gern in der Öffentlichkeit zeigt.

Unutes Tragik besteht darin, dass er an seinem ewigen Leben leidet. Hier haben wir wiederum das Motiv der fatalen Verstrickung, diesmal sogar von Reeves selber modelliert ... Wird der reale Keanu

Reeves uns ebenfalls als ewige Grösse erhalten bleiben? Eher nicht – die Berühmtheit von Schauspielern hat eine kurze Halbwertszeit; jahrelang beherrschen sie unsere Aufmerksamkeit, dann sind sie plötzlich komplett vergessen. Doch dank seiner natürlich anmutenden Jugendlichkeit wird der dunkle Prinz, der im September sechzig Jahre alt wurde, uns wohl noch eine Weile gut unterhalten.



Risiken und Nebenwirkungen

Fernsehen

Blumengiessen in Kabul

Stefan Millius

Abgeschoben nach Afghanistan – und jetzt?: ZDF. 19. Oktober

28 Straftäter aus Afghanistan wurden kürzlich aus Deutschland abgeschoben. Ein Team von «ZDF heute» wollte wissen, wie es ihnen geht, und traf einen von ihnen zum Gespräch. Acht Minuten lang darf er unter dem Pseudonym «Raheem» und unkenntlich gemacht die Rolle des Opfers einnehmen. Er beklagt sein Schicksal und erklärt, dass er bald einen neuen Anlauf Richtung Europa unternehmen will. Dabei sieht man ihn beim Blumengiessen, als wäre das in seiner Zeit in Deutschland seine Haupttätigkeit gewesen.

In Wahrheit hat er dort drei Jahre Haft kassiert. Wofür? Die Journalisten wollten das nicht herausfinden und lassen es den Täter selbst erklären. Ein Streit sei es gewesen, er habe ein Messer dabei gehabt. Hierbei bleibt es. Drei Jahre für das Herumtragen eines Messers ohne weitere Handlungen? Das ist zweifelhaft. Es sei ihm in Afghanistan finanziell schlecht gegangen, er wollte in Deutschland Geld verdienen, erzählt der Abgeschobene. Das ist legitim, aber kein Asylgrund.

Doch um solche Fragen geht es dem ZDF nicht. Man wolle mit dem Interview herausfinden, «was man aus seinem Fall lernen kann». Wer nun genau? «Raheem» selbst? Oder die deutsche Gesellschaft, die ihn zurückgeschickt hat, obwohl er in seinem Gastland doch nur Blumen giessen wollte? Entscheidend für das Verfahren müsse sein, sagt die Stimme in der Dokumentation, was mit Abgeschobenen in der alten Heimat geschehe, und «nicht, wie sich die Person in Deutschland verhält». Das klingt nach einem praktischen Freipass.

Serie

Lehrstück über ein monströses Verbrechen

Alex Baur

Monsters: The Lyle and Erik Menendez Story: True-Crime-Serie von Ryan Murphy und Ian Brennan. Neun Folgen. Auf Netflix

Die Brüder Menendez: Dokumentarfilm von Alejandro Hartmann. Auf Netflix

Wer sich für Verbrechen und Justiz interessiert, dem sei beides empfohlen: die zweistündige Filmdokumentation von Alejandro Hartmann und die neunteilige Doku-Fiction von Ryan Murphy und Ian Brennan, den Schöpfern der Serie «Monster: The Jeffrey Dahmer Story» über einen bekannten Massenmörder. Beides beruht auf mehr oder weniger denselben Fakten. Doch je nachdem, wie man diese Tatsachen gewichtet und deutet, was man hervorhebt oder ausblendet, ergeben sich zwei völlig unterschiedliche Geschichten, mit jeweils umgekehrten Rollen von Opfern und Tätern. Dazwischen ist nichts. Höchststrafe oder Freispruch.

Der zweistündige Doku-Film über den Menendez-Doppelmord in Beverly Hills 1989 enthält TV-Aufnahmen aus dem Gerichtssaal, wie man sie selten zu sehen bekommt. Wir erfahren aus ihrem eigenen Mund, wie der zur Tatzeit zwanzigjährige Lyle und sein achtzehnjähriger Bruder Erik gestehen, ihren Vater José und ihre Mutter Kitty zu Hause überrascht und buchstäblich hingerichtet zu haben; wie sie, mit brüchiger Stimme, gegen die Tränen kämpfend und um Worte ringend, von sexuellen und psychischen Übergriffen ihres Vaters berichten; wie sie um ihr Leben fürchteten, als Lyle den Mut fasste, seinen sadistischen Vater mit seinen Schandtaten zu konfrontieren. Es sind Aufnahmen, die unter die Haut gehen.

O.J. Simpsons Handschuhe

Nach dem Freispruch von vier weissen Polizisten, die den dunkelhäutigen Rodney King vor laufender Kamera verprügelt hatten, kam es 1991 in Kalifornien zu schweren Ausschreitungen. Um die Wogen zu glätten, liess die Justiz in der Folge TV-Kameras in Gerichtssälen zu. Auf dass sich die Öffentlichkeit selbst ein Bild zu den wahren Hintergründen mache. Der erste Menendez-Prozess, der 1993 ohne Urteil endete («hanging jury»), war gleichsam ein Testlauf. Doch spätestens beim O.J.-Simpson-Prozess wurde 1995 klar,

dass die Kameras im Gerichtssaal zu krassen Verzerrungen führen. Die Geschichten werden zwar knalliger, wenn Journalisten Regie führen, aber nicht unbedingt wahrer.

Nichts ist subjektiver als der Blick durchs Objektiv. Die Macht des Unmittelbaren lässt vergessen, dass es sich bei den Aufnahmen um aus dem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang gerissene Ausschnitte handelt. Im Fall Simpson war es die Szene mit den Handschuhen, die alles auf den Kopf stellte: die Handschuhe des Täters, die nicht auf die Hände des Angeklagten passten. Dafür gab es zwar eine Erklärung (das feine Leder war nach einer Nacht im feuchten Gras geschrumpft und steif geworden). Doch das Bild vom Profi-Entertainer Simpson, der hilflos seine Pranken mit den zu kleinen Handschuhen gegen den Himmel streckt, war stärker als jedes Argument. Das grosse Publikum hat keine Musse für komplexe Erklärungen. Der Rassenkonflikt, den es in jenem Fall gar nicht gab, verkaufte sich besser.

Im Fall der Menendez-Brüder war es das «Inzestgeständnis», das alles überstrahlte. Sowohl in der realen Version wie auch in der Doku-Fiction wirkt der Auftritt der Angeklagten



Überzeugend: Cooper Koch, Nicholas Chavez in «Monsters».

überzeugend. Doch just die Klarheit offenbart das Dilemma: Was Schauspieler schaffen, kriegen auch zwei Angeklagte hin, denen die Todespritze droht und die sich monatelang minuziös auf ihren Auftritt vorbereiten haben. Gecoacht wurden sie dabei von einer schillernden Anwältin, welche sich auf Inzest spezialisiert hatte und zuvor schon mit derselben Taktik Mörder vor der Todeszelle bewahrt hatte.

Die 1990er Jahre waren die Zeit, als nicht nur in den USA, sondern auch etwa in Deutschland – wir erinnern uns an die «Mainzer Prozesse» – halbe Dorfschaften wegen angeblichen Massenmissbrauchs von Kindern vor Gericht gezerrt wurden. Das Aufdecken vermeintlich verdrängter Erinnerungen, die oft auf Suggestivhypnosen beruhten, entwickelte sich damals zu einer veritablen Plage. Kein Zweifel, es gibt den Inzest, als Tabu und als bittere Realität. Doch

nicht jedes Inzestopfer wird zum Mörder. Und nicht alle Väter sind Täter. Auch für Mordopfer gilt die Unschuldsvormutung, zumal wenn sie sich nicht mehr wehren können. Es gibt Falschanschuldigungen, mehr, als man denkt. Und das machte den Menendez-Fall zur fast übermenschlichen Herausforderung. Die vier einzigen Personen, welche die Wahrheit kennen, sind tot oder kämpfen um ihr Leben. Beweisen lässt sich weder das eine noch das andere. Doch eine Indizienkette ist bisweilen überzeugender als ein vermeintlicher Beweis.

Es ist den Netflix-Produzenten hoch anzurechnen, dass sie sich weder im Doku-Film noch in der Doku-Fiction – in hervorragender Besetzung, mit Javier Bardem und Chloë Sevigny

Zwei ausser Kontrolle geratene Spätpubertierende, die ihren Eltern über den Kopf gewachsen sind.

ny in der Rolle der Eltern – von einer These leiten lassen. Sie tauchen den Zuschauer vielmehr in ein Wechselbad der Emotionen. Anfänglich erscheint der Fall klar. Die blasierten Hollywood-Sprosse Lyle und Erik hatten den Mord ihrer reichen Eltern von langer Hand geplant. Es waren nicht ihre ersten Delikte. Ein halbes Jahr lang schafften sie es, die Polizei auf eine falsche Fährte zu locken, während sie das Geld ihrer Eltern im Luxus und mit Kokain verprassten. Doch im Prozess machen sich Zweifel breit.

Wie kommen zwei junge Männer, denen es an nichts fehlt, um Himmels Willen darauf, ihre Eltern zu ermorden, deren Erbe sie früher oder später antreten werden? Was spricht gegen die Inzestvorwürfe, welche die Burschen so eindringlich und detailgetreu vortragen? Ist es nicht gerade typisch für Inzestopfer, dass sie jahrelang schweigen und die Täter schützen?

Es ist vor allem der zweite Prozess – nun ohne Kamera –, der die Inzesttheorie einstürzen lässt wie ein Kartenhaus. Selbst wenn der Vorwurf gegen den Vater zutreffen würde: Er erklärt nicht den Mord an der Mutter. Die Planung passt ebenso schlecht zu einer Affekthandlung wie das Verhalten der Brüder vor und nach ihren herzerreissenden Geständnissen. Aus dem Gefängnis heraus hat Lyle Zeugen zu falschen Aussagen gedrängt und nach allen Regeln der Kunst zu manipulieren versucht.

So verdichtet sich das Bild von zwei ausser Kontrolle geratenen Spätpubertierenden, die ihren Eltern über den Kopf gewachsen sind. Ihnen droht die Vertreibung aus der Hollywoodvilla samt Enterbung. Aber, der Klassiker, da war doch noch eine Lebensversicherung, die schnelles Geld versprach. Bisweilen ist die Realität banaler, als man zu denken wagt. Jeder Gerichtsreporter weiss: Eine Lebensversicherung hat noch nie einen vor dem Tod bewahrt, aber schon viele das Leben gekostet.

Pop Früchte des Zorns Mathias Haehl

Raye: Live at Montreux Jazz Festival.
Auf Vinyl, als Stream
und als Video auf Youtube

Mit zwanzig schrieb sie Songs für Beyoncé, Rihanna oder John Legend. The Weekend und David Guetta engagierten sie für Duette. Sie bekam Fanpost von Taylor Swift, die sie als Special Guest im Londoner Wembley-Stadion auftreten liess. Gründe genug für die heute 27-jährige Britin Rachel Keen alias Raye, sich erfüllt zu fühlen?

Nein, die quirlige und aufmüpfige Sängerin wollte selber im Zentrum der grossen Bühnen der Welt stehen. Zumal sie über eine glasklare und äusserst versierte Stimme mit mächtigem Volumen verfügt. Raye sagt selbstbewusst: «Das Songwriting fiel mir schon immer leicht, meinen ersten Song schrieb ich mit sieben Jahren. Ich träumte früh von meiner Karriere!»

Ihre Musikfirma veröffentlichte dennoch kein Album von Raye, obwohl sie einen Vertrag über vier Plattenproduktionen hatte. 2021 twitterte sie: «Ich habe albenweise Musik verstauben lassen. Deshalb verschenke ich die Songs an Top-Künstler, weil ich nicht gut genug zu sein scheine für mein eigenes Werk.» Prompt wurde sie von Polydor aus dem Vertrag geschmissen.

Kämpferischer Soul

Also sagte sie der Industrie den Kampf an. Die Verstossene machte sich selbständig, ihre Eltern übernahmen das Management – und Raye gewann auf der ganzen Linie: Sie sorgte an den Brit Awards, den britischen Musik-Oscars, für einen Rekord. Mit ihrem Debütalbum von 2023, «My 21st Century Blues», gewann sie sechs Auszeichnungen. Zwei mehr als die Rekordhalter Adele und Harry Styles, gleich viele wie David Bowie oder Oasis in deren gesamten Karriere. Nicht nur dank traurigen Songs, zu denen man bestens tanzen kann, oder der Kifferhymne «Mary Jane». Sie gilt überdies als Vorbild vieler junger Frauen: «Ich singe den 21.-Jahrhundert-Blues aus der Perspektive einer Frau. Es ist mein akustisches Tagebuch.»

Raye singt von Abgründen der Musikbranche und persönlichen Traumata. In «Ice Cream Man» beklagt sie in drastischen Worten, wie ein Plattenproduzent sie sexuell missbrauchte. Ihre Songs sind Früchte des Zorns: «Musik hilft mir, Schmerz zu verarbeiten.» Damit ist sie nicht al-



Schweizer Wurzeln: Musikerin Raye.

lein. Die Britin hat Ehrfurcht vor den verlorenen weiblichen amerikanischen Soulstars: So sang sie in Montreux am Jazz-Festival nebst «It's a Man's World» von James Brown weitere Covers. Beim angeheiterten mitternächtlichen Jam hauchte sie «All of Me» von Billie Holiday und schmetterte «Feeling Good» von Nina Simone.

Als Studentin hat sie die Brit School of Performing Arts in London besucht, wie Amy Winehouse, Katie Melua oder Adele. Nach zwei Jahren brach sie ab, sie fühlte sich reif, stimmlich wie lebenserfahren. Kämpferischer Soul wurde ihr Sound, bei dem sich Bläser richtig austoben können, was vor allem live überwältigend ist. Raye tanzt dabei geschmeidig auch durch verschiedenste Stile: Man höre sich «Genesis» an, wo sie Gospel, Hip-Hop, Soul, Pop, Jazz und Big-Band-Klänge raffiniert verwebt.

Sie selber ist ein Kind verschiedener Kulturen: Auf ihrem Unterarm sind Tattoos mit den Flaggen Grossbritanniens, Ghanas und der Schweiz zu sehen. Ihr Grossvater Hans Fuchs aus Appenzell hatte als Architekt in Ghana Brücken und Krankenhäuser gebaut und dort Rayes Grossmutter kennengelernt. «Meine Mutter hat vier Brüder und Schwestern, alle lieben Kinder. Ich habe also eine Menge Schweizer Cousinen und Cousins.» Die sahen Raye diesen Juli in Montreux bei ihrem entfesselten Auftritt, den die Sängerin jetzt auch veröffentlicht hat – mit ihrem «Alpöhi» auf dem Cover. Kein Wunder, zeigte sie sich extrem inspiriert: Es war Rayes definitive Erfüllung.

Musik

In Counterlage trillernder Popstar

Manuel Brug

Jakub Józef Orlinski: #LetsBaRock. Erato

Der Countertenor Jakub Józef Orlinski ist einer der wirklichen Stars der Plattenfirmen. Und er betört seit sieben Jahren nicht nur mit versatiler, angenehm ruhiger Falsettstimme und seinem Aussehen, er bietet als Model, Breakdancer, Schmuckdesigner, Soundgestalter das entscheidende Quäntchen mehr als viele andere Sänger. Mit «#LetsBaRock», seinem jüngsten, seinem siebten Solo-Album für Erato, probiert sich der schöne Pole jetzt als Crossover-Sprinter zwischen den Musikwelten aus.

Eben noch stand er in Paris im Vorfeld der Olympischen Spiele in der Vivaldi-Oper «L'Olimpiade» im Ringertrikot quasi halbnackt auf der Bühne, dann zeigte er bei der Eröffnungsfeier des Sport-Megaevents auf einer Plattform in der Seine Rameau-singend seine Breakdance-Moves vor einem Milliardenpublikum. Und jetzt geriert er sich als in Counterlage trillernder Popstar. Das hat sich seit dem vor langer Zeit schon Aids zum Opfer gefallenen Klaus Nomi keiner mehr getraut.

«Das ist eine Idee, die mir während des schrecklichen Covid-Lockdowns Zuversicht gab», erzählt Orlinski. «Mein Freund Aleksander Debicz, der ein brillanter Komponist, Pianist und Arrangeur ist, und ich, wir haben einfach mal drauflosgesponnen, haben barocke Melodien genommen, sie variiert, über sie improvisiert, mit den Klangfarben einer Popband, also mit Synthesizer, Schlagzeug, Bass und natürlich mit viel Hall und anderen elektroakustischen Effekten experimentiert. Erst haben wir ganz klassisch mit Bachs «Widerstehe doch der Sünde» an-

**Rockt hier der BaRock?
Er chillt eher gepflegt.
Aber warum nicht?**

gefangen. Dann kam ein Durchhalte-Song, «Stay Home», immer noch auf Youtube. Und langsam kristallisierte sich das Repertoire für ein ganzes Album heraus. Manches ist sehr nah am Original, aber es gibt auch ganz neue Tracks.»

Für das Album «#LetsBaRock» hat ihm eine Vier-Mann-Combo das barocke Arienmasswerk grosser Meister wie Henry Purcell, Claudio Monteverdi und Georg Friedrich Händel mit Elektrobeats, Klavier, Bass und Drums unterlegt. Das jazzt, das säuselt und das seufzt sich mit der Sopranistin Madison Nonoa durch ein *sweetes* Madrigal. Das rappt auch mal: «Fairrest Isle» als Barmusik mit Klavier. Natürlich

ist auch die Vivaldi-Arie «Vedrò con mio diletto» dabei, deren Mitschnitt Orlinski bei einer Radiosendung während des Festivals von Aix-en-Provence 2017 mit bis heute weit über 11 Millionen Aufrufen die meistabgerufene Countertenor-Einspielung aller Zeiten bescherte.

Noch nicht peinlich

Genau diese Massen, die den feschen Jakob womöglich auch als Werbeträger oder *Vogue-Cover-Boy* entdecken, sollen jetzt mit sanften Beats und Elektroschleifen zur alten Musik geführt werden. Kein Zweifel, Orlinskis musikalischer Mitstreiter Aleksander Debicz hat als Komponist und Arrangeur *smooth* performt. Aber rockt hier der Barock? Er chillt eher gepflegt. Aber warum nicht?

Immerhin ist Jakub Józef Orlinski ja gegenwärtig einer der wenigen, der sich um die Jugend bei seinen Auftritten keine Sor-

gen machen muss: «Ich bin offenbar sowohl Schwiegermutter- wie auch Girlie-Typ. Meine allererste Tournee, das waren nur ich und die wunderbaren Il-pomo-d'-oro-Musiker. Und es wurde Schritt für Schritt mehr, jetzt ein Pop-Event. Es wird auf jeden Fall auf mein akustisches Singen Einfluss haben, denn ich bin noch mutiger geworden.»

Ein Opernsänger mit 33 Jahren, das ist noch ein junger Hüpfen – auch wenn die Countertenorstimmelage offenbar zu früherem Verschleiss führt als bei anderen, richtig behandelten Stimmen. Aber ein Breakdancer mit 33 – geht das noch? «Das Tanzen wird nun so langsam quasi ein Selbstexperiment am lebenden Körper bei mir. Aber ja, es quietschen inzwischen zwar die Gelenke ein wenig, und ich muss mich länger warm machen, aber meiner Dance-Gang in Warschau bin ich noch nicht peinlich. Sie lassen mich weiterhin mitüben.»



Crossover-Sprinter: Sänger und Breakdancer Orlinski.

Film

Zeiten des Wehklagens

Wolfram Knorr

Landesverräter (CH 2024)

von Michael Krummenacher. Mit Dimitri Krebs, Luna Wedler, Fabian Hinrichs, Jonathan Ferrari, Stefan Gubser

Man muss nichts vermuten, man sieht's sofort: Dieser schlaksige junge Bursche mit dem entrückten, verzückten, sensiblen Gesicht, der gleich zu Beginn wie ein verspielter Grashüpfer durch Wald und Wiesen streift und vom Bauer verjagt wird, ist ein Aussenseiter, noch dazu mit einer sehr schönen Stimme, der gerne singt. Aber dieser Jüngling gravitiert fraglos Richtung Abgrund. Er ist der «Landesverräter», wobei zu-

*Zum Todesurteil findet man
seufzend, nach dem Motto: Nicht
schön, aber uns blieb keine Wahl.*

gleich klar ist, dass er ein Opfer ist, das schuldlos vom unbarmherzigen Räderwerk eines seelenlosen Staatsapparats zermalmt wird.

Ernst Schräml (Dimitri Krebs) heisst er, treibt sich ziellos herum, singt, scheut feste Arbeit, ist zwar beim Militär, nimmt den Dienst aber nicht ernst, obwohl die Zeiten es sind. Nazi-Deutschland wütet in Europa. Sein Vormund (Stefan Gubser) muss ihm immer wieder ins Gewissen reden, aber irgendwie wähnt sich der verträumte Wirrkopf in einer Art Idylle, auch wenn er oft verspottet und verjagt wird, selbst vom grimmigen eigenen Vater (Ernst C. Sigrist).

Verlorene Seelen

In der Textilfabrik, in der sein einziger Freund Maxli (Jonathan Ferrari) arbeitet und er es auch soll, lernt er Gerti Zarelli (Luna Wedler) kennen, Tochter des Besitzers, eine ähnlich die Unabhängigkeit liebende Person. Das führt zu einem frohgemuten Techtelmechtel, das leider durch die Bekanntschaft mit dem zwielichtigen August Schmid (Fabian Hinrichs) verdüstert wird. Schmid ist Teil des Nazikonulats, das wie eine Mischung aus Alfred Hitchcocks «Psycho», Thomas Mann'schem Herren- und einem Hexenhaus auf einer Anhöhe thront.

Bald lässt sich Ernst ins Haus locken. Der irritierend schwermütig wirkende Schmid verspricht dem armen Wicht mit der schönen Stimme eine Karriere in Berlin, wenn er dafür ein paar Sachen für ihn beschafft, Granaten neuer Machart. Dabei kommen sich beide sehr nahe. Zwei verlorene Seelen in seelenlosen Zeiten? Oder ausgefuchste Tücke des deutschen Verführers?

«Landesverräter» von Michael Krummenacher ist eine fiktionale Neuverfilmung eines Falls, der in den 1970er Jahren als Dokfilm einen kleinen Skandal auslöste. 1976 verweigerte Bundesrat Hans Hürlimann der Produktion die Prämie von 35 000 Franken, obwohl sich die zuständige Expertenkommission dafür ausgesprochen hatte.

Niklaus Meienberg hatte den unter den Teppich gekehrten Fall der Hinrichtung eines wohl in Tat und Wahrheit eher läppischen Landesverrätters ausgegraben, der Regisseur Richard Dindo machte daraus den vielbeachteten und hochgelobten Film «Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.». Der energische Zugriff, die intensive Nähe zu den gutrecherchierten Figuren und ihren sozialen Milieus, das linke Engagement von Meienberg und Dindo, mit dem sie sich in den Fall «bohrten», missfiel in den politisch aufgeladenen 1970er Jahren der Polit-Elite.

Ein Exempel statuieren

Das Opfer der patriotischen Gesinnung musste mit vierzehn Jahren in einer Färberei arbeiten, landete in einem Heim und geriet danach vollends auf die schiefe Bahn. An ihm, heisst es, habe in Zeiten der Bedrohung die bürgerliche Macht ein Exempel statuieren «müssen». Am armen Wicht, der wegen drei Granaten des Hochverrats bezichtigt wurde, während der Waffenhändler Bührlé ungestört seinen Geschäften mit den Nazis nachgehen konnte.

Krummenacher weist im Nachspann auf diesen Zusammenhang hin – erzählt aber die Story nur empfindungsduelig, sich irgendwo zwischen Eichendorffs «Aus dem Leben eines Taugenichts» und Kaspar Hauser verlierend. Die Moritz-von-Schwind-Landschaft ist ein Jammertal, in dem ein Nichtsnutz einem Finsterling auf den Leim geht. Zum Todesurteil findet man seufzend, nach dem Motto: Nicht schön, aber uns blieb keine Wahl.

Auch dem Vormund ist die eigene Karriere dann doch wichtiger, weshalb er sein Mündel schweren Herzens ans Messer liefert. Ein Ambiente dieser grimmigen Zeit und der patriotischen Gesinnung stellt sich nicht ein. Dafür wird singend wehgeklagt, auch im Chor. Schlimme Zeiten halt.

Einmal folgt der Naivling anderen Männern in einen Saal voller Nazis, weil es kostenloses Essen gibt. Das wär's gewesen, um den Unbehausten aus der puren Jammeriade zu holen! Doch er fühlt sich vom Nazichor auf der Bühne erleuchtet und singt, statt zu essen. Brechts Behauptung «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral» stimmt also nicht. Fabian Hinrichs als Schmid ist eine düstere Figur, und aus Dimitri Krebs' Traumseligkeit lodert es enorm empfindsam. Dagegen hilft nur Wehklagen.

Jazz

Dies- und jenseits des Flügels

Peter Rüedi

Sylvie Courvoisier: To Be Other-Wise.
Intakt CD 429

«So wenig Buchstaben und so viel Welt»: Das ist der schöne Titel eines schönen Buchs von Hugo Loetscher.

«So viel Welt und so wenige Tasten» wäre mein Titel für die jüngste CD von Sylvie Courvoisier. Es ist erst das zweite Soloalbum der 1968 in Lausanne geborenen, seit 1998 in New York lebenden Pianistin. Sie ist als inspirierte Komponistin und bei aller expansiven Energie immer hochorganisierte Improvisatorin längst eine kreative Instanz in der dortigen Downtown-Szene (allerdings regelmässig auch diesseits des Atlantiks sehr präsent). In ihren Gruppen, zuletzt dem Sextett Chimaera, komponiert sie, in dem Punkt eine späte Nachfolgerin von Duke Ellington, mit den individuellen Klangqualitäten, mit den Temperamenten ihrer Partner. «Courvoisiers Musik ist die organisierteste Form von Freiheit, die denkbar freieste Art von Organisation», hiess es vor Jahren über eine frühere Formation von ihr («Lonelyville», 2007) in dieser Kolumne.

Daran hat sich wenig geändert. Auch nicht, wenn sie allein mit dem Flügel ihre eigene Herausforderung ist. Für das, was Courvoisier als Klangwelt (oder Weltklang) im Kopf hat, sind die 88 Tasten des Steinways im SWR-Studio in Freiburg i. Br. allemal zu wenig. Nicht nur liebt sie, am Flügel die Arme ausbreitend wie Flügel, die extremen Lagen der Tastatur. Sie präpariert das Instrument auf vielfältigste Art, greift in die Saiten wie bei einer Harfe, verändert den Klang durch Einsatz von kleinen Holzstücken (das Piano klingt dann wie eine Marimba); sie setzt Schlegel, Bänder, Ketten, sogar Magnete ein, bearbeitet perkussiv Holz und Metallteile des Instruments. «Es ist wie ein Orchester! Ich liebe es!»

Natürlich arbeitet diese enorme Pianistin mit allen Mitteln ihrer beträchtlichen Technik auch innerhalb der konventionellen Möglichkeiten des Pianos. Sie liebt Kontraste, dramatische Temperatur- oder Hörstürze aus zartesten melodischen Lagen in gewaltsam (auf-)wühlende, beidhändig tosende Attacken. Sie treibt ein mitreissendes, witziges Spiel mit den Extremen, mit der Spannung zwischen laut und leise, Klang und Geräusch, brillant ziselieren pianistischen Miniaturen und voller Power. Wir erleben eine Pianistin, die mit Vehemenz, Fantasie und einem stupenden pianistischen Repertoire sich fortlaufend selbst überrascht beim Versuch «to be other-wise».



«In the Mood for Love»: Liebeserklärung an Hongkong, 2016.



UNTERWEGS

Wo Nostalgie auf Wirklichkeit trifft

Alberto Venzago

2016 fotografierte ich eine Hommage an den Hongkonger Filmemacher Wong Kar-Wai. Ich versuchte wie er die Atmosphäre und die Dynamik dieser Grossstadt, die zwischen Okzident und Orient hin- und hergerissen ist, einzufangen. Sein Meisterstück «In the Mood for Love» ist eine Liebesklärung an diesen Moloch. In unscharfen Bildern und zuweilen in Zeitlupe kriert er traumhafte Bilder. Fast wie in einem impressionistischen Gemälde.

Mit meiner damaligen Partnerin Julia suche ich mit einem Produktionsteam Orte, die szenische Möglichkeiten bieten, die Bilderwelt von Wong Kar-Wai umzusetzen. Wir sind fasziniert von den Leuchtreklamen, die nachts ganze Viertel in rot-grün-gelbe Universen verwandeln. Temple Street ist einer dieser magischen Orte, an denen es noch die traditionellen Strassenrestaurants, die *dai pai dong*, gibt. Wir finden eine Loft direkt neben einer dieser beleuchteten Schrifttafeln, deren Existenz von der Stadtverwaltung bedroht ist. Sie passen nicht mehr in die neue Weltvorstellung des Regimes, das seit 1997 die britische Kronkolonie unter seiner kommunistischen Fuchtel hat.

Temple Street Ecke Saigon Street ist für mich ein Ort des Trostes, wo Nostalgie auf die Wirklichkeit trifft.

Thomas, den Besitzer der Loft, haben wir eine Stunde vor dem Shooting kennengelernt. Er ist ein deutscher Kunstsammler und wohnt seit einigen Jahren mit Frau und Kind hier. Der lokale Fernsehsender RTHK nannte sie «die wildeste Wohnung nördlich des Hafens». Die *South China Morning Post* nannte sie nach einer Party «schräg und unverschämt». Thomas versteht sofort, was wir suchen, und hinterlässt uns Unbekannten seine Loft. Was für ein Vertrauen!

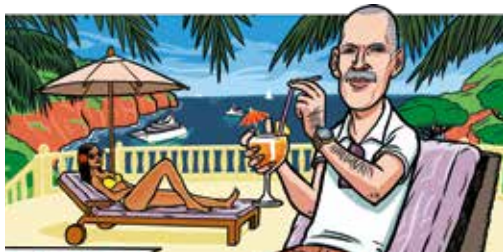
Und da stehen wir jetzt. Die Nacht bricht herein, und wie im Kino, wenn das Licht langsam gedimmt wird, beginnt unsere Reise in ein anderes Bewusstsein.

Julia verwandelt sich in ein Wesen, das nur in unserer Fantasiewelt existiert, wo sie als Kunstfigur ihr Glück selbst in die Hand nehmen muss.

Am Ende von «In the Mood For Love» besucht Chow den Tempel Angkor Wat in Kambodscha. Zuvor erklärt er einem Freund, dass man früher, wenn man ein Geheimnis hatte, über das man nicht sprechen konnte, zu einem hohlen Baum ging, es hineinflüsterte und dann das Loch wieder verschloss.

Am nächsten Tag ruft mich Thomas an: «Sie haben heute Morgen die Leuchtreklame abgerissen.»

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Wie ich mich wichtigmache

Mark van Huissing

Eine Zeitlang war ich Stammgast am Burda-Nightcap, dem Anlass mit der «imposantesten Persönlichkeitsdichte» (SRF.ch) des World Economic Forum in Davos. Ab meinem zweiten Besuch war ich dann vorbereitet darauf, dass Hubert Burda, der Gastgeber und Verleger, einen fragt: «Weshalb sind Sie wichtig?» Worauf ich antwortete: «Weil Sie mich eingeladen haben», und ein anderes Mal: «Wegen der Sexkolumne, die ich für eine Ihrer Zeitschriften schreibe.» Keine der Entgegnungen beeindruckten ihn, so sah es aus. Was vielleicht auch ein wenig mit meinen, sagen wir, Wichtigkeits-Mitbewerbern zu tun gehabt haben dürfte (Naomi Campbell, Veronica Ferres, Carsten Maschmeyer, Nouriel Roubini, Bill Clinton und andere).

Folgendes habe ich gelernt respektive war mein Learning daraus, wie man heute sagt: Die Benimmregel, laut der es kleinbürgerlich ist, sich beim Smalltalk nach der beruflichen Tätigkeit zu erkundigen – einfallsärmer ist bloss «Wie lange sind Sie schon hier?» –, wird auch von grundsätzlich geistreichen Grossbürgern gebrochen. Man sollte deshalb eine Story dabei haben, wenn man gesellschaftliche Anlässe besucht. Ich habe jetzt sogar zwei Fassungen abrufbereit (und beide entsprechen der Wahrheit). Je nachdem, ob ich mit dem Gegenüber ein knappes oder ausführlicheres Gespräch führen möchte.

Beantworte ich die Frage mit: «Ich bin freier Journalist», mündet der Austausch meist in eine kurze Sackgasse. «Oh, wie interessant, für welches Medium arbeiten Sie denn?», kommt allenfalls zurück. Und selten noch die abschliessende Nachfrage, ob ich bestimmte Gebiete bearbeite. Rückmeldungen fallen also

ungefähr so aus, wie wenn einem einer erzählt, er sei im Bereich der User Experience einer IT-Firma tätig. Woran das liegt, weiss ich auch nicht (möglicherweise daran, dass Journalisten als eher unangenehme Zeitgenossen wahrgenommen werden oder an Bedeutung verloren haben wie Werber und Flight-Attendants).

Wähle ich hingegen Darstellung Nummer zwei – «Ich bin Autor, schreibe Bücher unter anderem» –, folgt nicht etwa die Entgegnung «Aha, und wovon leben Sie?», sondern wird mir wohlmeinendes (sowie manchmal abendfüllendes) Interesse entgegengebracht. Es tut der Schreiberseele natürlich gut, wenn sie gestreichelt wird respektive dass man als Homme de Lettres was darstellt in den Augen von Mitmenschen, die noch nie von mir gehört haben und nicht besonders viel lesen (schon gar nicht eins meiner Bücher; bisher erschienen sind fünf verschiedene).

Ich meine, ich bin der Letzte, der findet, Schriftsteller – zu denen ich grosszügig auch Sachbuchschreiber zähle – sollten geringer geschätzt werden, schon klar. Doch es erstaunt, wie weit Wahrnehmung und Lebensrealität betreffend Autoren auseinanderliegen (und nicht nur in den Augen von Max Mustermann, dem durchschnittlichen Nichtleser). Die drei Top-Irrtümer dabei: Wer Bücher veröffentlicht, macht ein kleines Vermögen. Das trifft bloss zu, falls er, sie oder die Familie zuvor ein Vermögen hatte. Bücher kosten die meisten Schreiber mehr, als sie damit einnehmen (Opportunitätskosten). Zweitens: Bücher verschaffen dem Schreiber hohe Beachtung. Tat-

Man sollte eine Story dabei haben, wenn man gesellschaftliche Anlässe besucht.

sächlich? Die Mehrheit der Romanerstlinge wird nicht besprochen in sogenannten Qualitätsmedien und verkauft unter tausend Stück (mein Belletristikdebüt war überdurchschnittlich, immerhin). Kommt dazu, dass viele nicht gelesen werden, da sie als Geschenke gekauft werden. Drittens: Bücher sind für die Ewigkeit (oder jedenfalls eine sehr lange Zeit). Nun, mein erstes, erschienen 2006, ist seit Jahren «vergriffen», nicht mehr lieferbar also, weil der Verlag den Restbestand, den ich nicht über-

nehmen wollte, einstampfte (es war, nur zum Sagen, mit zirka 2500 abgesetzten Exemplaren in der Schweiz ein *kind of*-Bestseller). Zeitschriften- oder Zeitungsartikel dagegen, die ich vor achtzehn Jahren veröffentlichte, kann man heute noch immer mit drei Mausklicks aus der Mediendatenbank runterladen (in Textdarstellung oder im Original mit Bildern).

Nachdem ich das alles erzählt habe, fragen einige Gesprächspartner dennoch: «Und wann erscheint Ihr nächstes Buch?» Worauf ich antworte: «Sobald ich es mir leisten kann.» Ich will schliesslich wichtig bleiben.



UNTEN DURCH

Wie in einem Heissluftballon

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno sagte, man merke, dass Kamala Harris nicht besonders intelligent sei. Man sehe es an ihrem Gesichtsausdruck. Ich bin da skeptisch. Nur weil sie eine Frau ist, muss sie ja nicht gleich einen Gesichtsausdruck haben. Da sind ja auch sehr viele Vorurteile im Spiel. Bruno wäre sicher nicht einverstanden, wenn einer sagen würde: «Arnold Schwarzenegger ist nicht besonders intelligent, das sieht man an seinen Eiern.» Es ist ungerecht, einen Mann auf seine Hoden zu reduzieren, aber genauso falsch ist es, eine Frau auf ihre Intelligenz zu reduzieren. Mit Frauen will man ja als Mann nicht die ganze Zeit nur mathematische Rätsel lösen, sondern man will auch mal eine Kerze anzünden. Dazu braucht man in erster Linie ein Feuerzeug und keinen IQ. Überhaupt braucht man für alles, was nach dem Anzünden der Kerze kommt, nur die Intelligenz eines Schwellkörpers, der weiss, wann er angeschwollen ist und wann nicht. Mehr muss er gar nicht wissen.

Ich weiss schon, Bruno befürchtet, eines Tages könnte ein Schwellkörper in den USA Präsidentschaftskandidat werden. Wenn er eine Milliarde Dollar an Spendengeldern in der Wahlkampfkasse hat, könnte er es schaffen. Er müsste gar nicht viel tun. Es würde genügen,

Manche schwellen rot an, andere in den Farben des Regenbogens.

wenn er in den Fernsehdebatten zum richtigen Zeitpunkt an- oder abschwollen würde. Beim Thema Russland würde er anschwellen, beim Thema Israel abschwollen und beim Thema China würden sich die Bildschirme der Zuschauer verdunkeln, so gross wäre die Anschwellung. Die Wähler würden das als «ausgewogene Meinung» werten.

Falls der Schwellkörper im Wahlkampf mal unter Priapismus leiden würde, einer unaufhörlichen Anschwellung, würden die Medien schreiben, dieser Kandidat stehe unerschütterlich zu seinen Werten, er sei hart, aber fair. Nach der Wahl würde der Schwellkörper, dessen Partei in Senat und Repräsentantenhaus die Mehrheit erlangt hätte, ein Gesetz erlassen, das die Demokratie stärken soll. Laut diesem Gesetz würde nicht mehr mit Ja oder Nein abgestimmt, sondern mit einem Anschwellen oder Nicht-Anschwellen. Dadurch soll das Rationale in der Demokratie durch das Emotionale ersetzt werden, weil das Emotionale auch von den einfachen Leuten verstanden wird. Das Rationale wird nur von Fachleuten verstanden und ist per se undemokratisch.

«Tolles Gesetz», sagte Bruno, «es ist nur leider bereits in Kraft. Zum Beispiel bei politischen Diskussionen im Büro.» Laut Bruno hört bei solchen Diskussionen schon nach fünf Minuten das Diskutieren auf, und das Anschwellen beginnt. Manche schwellen rot an, andere in den Farben des Regenbogens. Noch schlimmer ist es im Freundeskreis, wenn man gemütlich beisammensitzt. Jetzt braucht nur einer zu sagen: «Kamala Harris hat eindeutig einen Gesichtsausdruck!», und schon schwellen die Freunde an, als hätten sie einen Heissluftballon gefrühstückt. Manche bleiben danach im Türrahmen stecken. Behauptet jedenfalls Bruno. Aber vielleicht hat er recht,

denn die meisten Leute sind nicht mehr die Jüngsten. Gerade unter den Linken ist die Überalterung ein grosses Problem. Denn im Alter verengen sich die Arterien, aber auch das Denken wird enger. Schlussendlich werden die Gedanken immer blutleerer und verkalken.

Mit solch einem erstarrten Denken kann man natürlich nicht mehr rational argumentieren, aber emotional reagieren geht noch gut. Ja sogar immer besser, je mehr man die Fähigkeit zur rationalen Analyse verloren hat. Man hört ein Stichwort und schwillt sofort an. «Und die Medien schwellen mit an», sagte Bruno. Na ja, jetzt ist es aber auch genug mit dem Anschwellen! Themawechsel: Wie ist das Wetter im Tessin? Wie immer: zu warm mit Jacke, zu kalt ohne.



SEX Missverständnisse und Mythen

Dania Schifftan

Liebe Dania, ist das sogenannte erste Mal für junge Leute eine eher positive Erfahrung oder nicht?

V. S., Freiburg i. Ü.

Vielen Dank für deine wichtige Frage! Das Thema «erstes Mal» ist tatsächlich von vielen Missverständnissen und Mythen umgeben, die oft unnötige Ängste auslösen. Viele junge Men-

Viele junge Menschen wachsen mit der Vorstellung auf, dass das erste Mal schmerzhaft sein muss.

schen wachsen mit der Vorstellung auf, dass das erste Mal schmerzhaft sein muss, dass es nicht schön sein wird und dass es zwingend bluten sollte. Diese Annahmen sind jedoch nicht nur



falsch, sondern erzeugen zusätzlichen Druck. Ein zentrales Thema dabei ist das sogenannte Jungfernhäutchen oder Hymen.

Viele glauben, dass das Hymen beim ersten Geschlechtsverkehr reissen muss, was Schmerzen verursacht und Blutungen auslöst. Tatsächlich ist das Hymen eine dünne Gewebemembran, die bei jeder Frau unterschiedlich ausgeprägt ist. Manche Frauen haben von Geburt an kaum ein Hymen, bei anderen ist es dehnbar und kann sich beim Geschlechtsverkehr oder bei körperlichen Aktivitäten wie Sport oder bei der Verwendung von Tampons dehnen, ohne zu reissen oder zu bluten. Es ist daher wichtig zu verstehen, dass das Hymen kein verlässlicher Indikator für sexuelle Erfahrungen ist.

Dieser und andere Mythen können bei vielen zu einer Verunsicherung vor dem ersten Mal führen. Diese Verunsicherungen können oft eine Anspannung im Körper verursachen, was das erste Mal tatsächlich unangenehm machen kann.

Es gibt aus meiner Sicht zwei Extreme bezüglich der Erwartungen: Entweder das erste Mal muss unglaublich schön und erregend sein, oder es muss schmerzhaft und unangenehm verlaufen. Beides ist unrealistisch. Die Erfahrung des ersten Mals ist sehr individuell und hängt von vielen Faktoren ab – von Vertrauen, Kommunikation und vor allem vom Wohlbefinden beider Partner.

Daher mein Appell: Weniger Druck und Erwartungen und mehr Fokus auf das eigene Gefühl!

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an
dania@weltwoche.ch

Kunst am Bau



Illusion in Lebensgrösse: am Zürcher Escher-Wyss-Platz.

Die Wirkung von Schönheit sollte man nicht geringerschätzen. Die «Broken Windows»-Theorie zeigt den negativen Effekt, den eine zerbrochene Fensterscheibe, die nicht repariert wird, in einem Stadtteil nach sich ziehen kann. Geht eine zweite kaputt, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass auch diese nicht repariert wird, und damit das Risiko, dass das Quartier zum sozialen Brennpunkt wird. Dasselbe gilt um-

gekehrt: Werden verkommene Stadtteile saniert, steigt die Lebensqualität. Forscher haben anhand von zwei New Yorker Bahnhöfen die Qualität von Tweets untersucht: Aus dem Untergrundbahnhof Penn Station werden mehrheitlich negative Tweets abgesetzt, aus dem schönen Jahrhundertbau Grand Central Station positive. In Zürich wurde auf dem Dach des neuen Tramdepotbaus, der auch Wohnun-

gen enthalten soll, die Illusion eines lebensgrossen Pferdes installiert. Damit ist auch die Diskussion darüber entbrannt, ob 300 000 Franken gerechtfertigt seien. Die Investition dürfte sich im ehemaligen Industriequartier demnach lange lohnen.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by
Schulz



Von Adams bis Biden

Der Amtssitz des amerikanischen Präsidenten wurde im Geist der Antike gebaut.

Neben der Playboy Mansion ist das Weisse Haus die berühmteste Residenz Amerikas. Falls Donald Trump die amerikanischen Wahlen am 5. November gewinnt, wäre er erst der zweite Präsident, der dorthin zurückzögeln würde. Nur Grover Cleveland brachte nach seiner Abwahl 1888 das Kunststück des erneuten Einzugs im Jahr 1893 fertig. Hat Kamala Harris die Nase vorn, wird sie ihr bisheriges Vize-Büro im Westflügel ins Oval Office verlegen, das sich ebenfalls im West Wing befindet. Daneben wird sie die offizielle Präsidentenprivatwohnung im zweiten Stock der zentralen *executive residence* beziehen.

Seit das Weisse Haus im Jahr 1800 eröffnet wurde, lebten alle Präsidenten – von John Adams, der am 1.11.1880 einzog, bis Joe Biden – mit ihren Familien im Amtssitz an der 1600 Pennsylvania Ave in Washington, D.C. In Auftrag gegeben hatte ihn Präsident George Washington, das Gebäude bauen durfte ab 1792 der Architekt James Hoban, der einen von Washington und seinem Aussenminister Thomas Jefferson ausgeschriebenen Wettbewerb gewann. Er wählte eine neoklassizistische Gestaltung im Stil des Palladianismus, einer Bauform im Geiste der

Antike. Heute umfasst das Anwesen 132 Zimmer auf sechs Stockwerken verteilt und wird auf knapp 400 Millionen Dollar geschätzt. Damals beliefen sich die Baukosten auf 232 372 Dollar. Am 24. August 1814, während des britisch-amerikanischen Krieges, marschierten englische Truppen in Washington D. C. ein und brannten den Präsidentenpalast, das Kapitol und mehrere andere öffentliche Gebäude nieder. Architekt Hoban legte erneut Hand an und baute das Weisse Haus bis 1817 wieder auf.

Verschiedentlich wurde es seither erweitert, renoviert und umgestaltet. Präsident James Buchanan liess auf dem Areal 1857 zum Beispiel einen riesigen Wintergarten anlegen. Der Daumen Theodore Roosevelt war indes weniger grün – er liess das Gewächshaus 1902 abreißen. Stattdessen errichtete er den West Wing. Unter John F. Kennedy entstand ab 1961 vor dem Westflügel dann aber der ikonische Rosengarten von Rachel Lambert «Bunny» Mellon. Und 2009 fügte First Lady Michelle Obama auf dem südlichen Gelände einen rund 100 Quadratmeter grossen Gemüsegarten hinzu. Das Weiss des Weissen Hauses ist übrigens ein Durons Whisper White. Für die Fassade werden 2135 Liter Farbe benötigt.



2135 Liter Farbe: Weisses Haus in Washington.



THIEL

Deutsche Bildungsreform

Lehrerin: Heute schaut die Bundesregierung bei uns rein. Sie plant eine Bildungsreform und besucht Sachsen, weil wir das höchste Bildungsniveau haben.

Scholz: Bitte lassen Sie sich nicht stören.

Lehrerin: Veronika, lies bitte weiter aus deinem Aufsatz vor.

Schülerin: Ich schaute in die stahlblauen Augen ...

Habeck: Es heisst «stahlgrüne Augen».

Schülerin: ... in die stahlgrünen Augen des Kosaken.

Habeck: Wieso Kosaken?

Schülerin: Da sang ein Kosakenchor.

Habeck: Ah, ein böser, russischer Kosakenchor.

Schülerin: Ich blieb stehen.

Faesser: Nein, du gehst weiter.

Schülerin: Ich ging weiter. Mama gab mir eine Münze, um sie in den Hut zu werfen.

Faesser: Um dir eine Waffe zu kaufen.

Pultnachbarin: Kommen die Kosaken nicht aus der Krim?

Faesser: Na und?

Pultnachbarin: Ist die Krim nicht ukrainisch?

Faesser: Ach so, ja, stimmt. Dann kannst du die Münze in den Hut werfen.

Klassenkamerad: Die Krimkosaken haben sich doch für Russland ausgesprochen.

Faesser: Böse Kosaken.

Pultnachbarin: Meinst du wirklich Krimkosaken und nicht Krimtataren?

Schülerin: Krimtataren wurden doch von Stalin nach Usbekistan umgesiedelt ...

Baerbock: Wo liegt das?

Schülerin: ... wegen Kollaboration mit Hitler.

Baerbock: Böse Tataren.

Klassenkamerad: Sind die Tataren nicht ein muslimisches Turkvolk?

Baerbock: Gute Tataren.

Lehrerin: Worum geht es in Ihrer Schulreform?

Scholz: Wir siedeln die Schüler in ganz Deutschland um, bis das Bildungsniveau überall gleich ist.

Andreas Thiel



Akkurat:
Kostümchefin Katie Stafiniak aus Kanada.



Romantisch: Oleksandr Kunytski
und Hitomi Kinokuniya.



Backstage:
Jedes Detail muss stimmen.



In Hochform:
das Artistenduo Lustre/Chandelier.



Verspielt: «Bouncing Beds» weckt Kindheitserinnerungen.

BEI DEN LEUTEN

Kunst der Perfektion

Das Erfolgsprogramm «Corteo» des kanadischen Showgiganten Cirque du Soleil gastierte im Zürcher Hallenstadion. Und begeisterte Tausende Fans.

André Häfliger

Der Cirque du Soleil ist ein weltweit tätiges Show-Unternehmen mit rund 5000 Mitarbeitenden – gigantisch! «Corteo» ist seit zwanzig Jahren mit dem in Lugano geborenen Regisseur **Daniele Finzi Pasca** unterwegs, der davor auch die Show «Lucia» geleitet und das Teatro Sunil gegründet hat. «Die Begegnung mit dem Cirque du Soleil war für mich in jeder Hinsicht faszinierend», erklärte Finzi Pasca der *Weltwoche*. «Ich lerne hier jeden Tag dazu. Die 120 Mitarbeitenden sind ein wundervolles, sehr motiviertes Team.» In «Corteo» wird die Beerdigung des Clowns Mauro gespielt. Auf einer zweiseitigen Bühne. «So sieht jedermann alles, und man ist viel näher am Geschehen», sagte Finzi Pasca. In einer Manege sei das nicht immer der Fall.

Veranstalter in Zürich waren **Freddy Burger** und sein Sohn **Oliver Burger**. Sie waren sich einig: «Für uns ist es eine grosse Freude und Ehre, diese renommierte Truppe bei uns zu haben. Mehr Professionalität geht nicht.» Die Begeisterung in der Artistencrew ist gross. «Für mich gibt es nichts Schöneres und Besseres, als im Cirque du Soleil arbeiten zu dürfen», sagte

Hitomi Kinokuniya aus Tokio. «Wir haben es alle sehr gut untereinander», ergänzte ihr Bühnenpartner **Oleksandr Kunytskyi** aus der Ukraine. Kostümchefin **Katie Stafiniak**: «Wir sind zu einer grossen, glücklichen Familie zusammengewachsen.» Zu über 600 Kostümen hat die Kanadierin Sorge zu tragen: «Wir waschen sie alle selber vor Ort.»

PR-Chefin **Alexandra Gaillard**: «Für den Bühnenaufbau brauchen wir zwölf Stunden, für den Abbau dann nur noch fünf.» Jongleurin **Svetlana Tsarkova** aus Russland: «Es hat mich von Anfang an tief beeindruckt, wie gut hier alles funktioniert. Die ganze Crew ist hervorragend eingespielt, es gibt nur ganz selten eine kleine Panne.» Herrlich zu beobachten: Alle Mitwirkenden waren gelassen, konzentriert. Und sie hatten stets ein Lächeln im Gesicht! Ist man nie nervös? Kunytskyi und Kinokuniya: «Das gehört dazu. Aber man zeigt das nie.» Das Artistenduo **Lustre/Chandelier** aus Frankreich ergänzte: «Wir fühlen uns auf der Bühne sicher. Dafür haben wir schliesslich viel geprobt.» So muss es sein.



Mehr Professionalität geht nicht:
die Veranstalter Isabella und Freddy Burger, Sohn Oliver Burger.



Präzision:
die Artistengruppe «Cyr Wheel».



Körperspannung: Roman Munin und Marie-Christine Menard-Bergeron.



Voll konzentriert:
Alexandra Gaillard, PR-Chefin.



Farbenfroh:
das Teatro Intimo.



Strahlend:
Jongleurin Svetlana Tsarkova aus Russland.



Starkes Trio: Regisseur Daniele Finzi Pasca mit dem Artistenduo Oleksandr Kunytskyi und Hitomi Kinokuniya.

Zürichs «Fleischkäse» aus dem Dornröschenschlaf geweckt

Restaurant, Café und Bar Lulu
Sechseläutenplatz, 8001 Zürich
Tel. 044 715 00 26

Ja, schon wieder ist Michel Peclards Gruppe zum Zug gekommen, diesmal nicht direkt am Wasser, aber immerhin an der Bellerivestrasse praktisch am See. Zu Recht, denn es ist ihm gelungen, das Restaurant im Opernhausanbau, dem wegen seiner Farbe der Name «Fleischkäse» anhängt, aus dem langjährigen Dahindämmern, zuletzt als «Bernadette», aufzuwecken.

Das Lokal mit dem Namen «Lulu» hat jetzt eine rechte Ladung Charme anzubieten: Wenn man es über die nun reichlich mit Gartenmöbeln bestückte und mit zauberhaftem nächtlichem Lichterschmuck und Pflanzen herausgeputzte Terrasse betritt, empfängt einen eine runde Bartheke und ein Pianist



am Flügel. Das Restaurant hat an Ambiente gewonnen: etwas dunklere Farben und grosszügige Tische und Bänke, die an eine Brasserie erinnern.

Der Anbau ist zumindest im Innern ansehnlicher geworden. Vielleicht ist das ja ein gutes Gegenargument zu den Wünschen des Opernhauses, den Anbau mit dem Argument des Platzbedarfs total zu erneuern. Kunstinstitute neigen dazu, je mehr Platz man ihnen gibt, umso mehr zu fordern. Die Inszenierungen

spiegeln diesen dauernden Ausbau kaum. Beim Restaurant «Lulu» ist die Inszenierung jedoch gelungen.

Vieles ist anders

Zur neugeschaffenen Atmosphäre passt die mediterran eingefärbte Bistrokarte mit Artischocken, Tatar, Crevetten, Sashimi, Moules et Frites, Coquelet au vin, Maccaroni mit Wodka et cetera. Insgesamt hat uns das Essen gefallen. Vieles ist etwas anders als andernorts, aber sicher nicht schlechter.

Hat das Restaurant seinen Namen vom Opernfragment von Alban Berg, das 1937 postum in Zürich seine Uraufführung erlebte? Wir vermuten eher, dass es die unzähligen «Lulus» und «Loulous» in Frankreich waren. Etwa die gutgeführten Lokale beim Louvre in Paris oder an der Pampelonne bei Saint-Tropez mit sehr gezeichnetem Signet.

WEIN / PETER RÜEDI

Sancerre, der klassische Sauvignon blanc

Domaine Fouassier: Sancerre 2023.
Selection Schwander, Zürich. Fr. 22.90
(ab Jan. 2025: Fr. 25.90). www.schwander.ch

Ich bin kein Liebhaber von Sauvignon blanc. Zumindest von dem, was heute als 08/15-Sauvignon weltweit im Umlauf ist, mit markanten grünen, grasigen, krautigen, peperonigen Aromen; plus allenfalls exotischem Fruchtsalat, wenn er von zu fetten Böden kommt. Zugegeben, vielleicht stammt die Abneigung auch aus einem etwas snobistischen Reflex gegen allzu offensichtlich modische Trends beim Wein. Sauvignon blanc wurde vor rund einem halben Jahrhundert sozusagen von einem Moment auf den andern «in». Auch in der Schweiz, wo er kaum angebaut wurde, war er in den Bars und Beizen mit einem Schlag so beliebt, wie der Chasselas verachtet. Das weckte (und weckt noch) den Widerspruchsgeist des alten Chasselas-Fans in mir.

Sei's drum. Selbstverständlich weiss auch ich, dass es wirklich grossartige Sauvignon blancs gibt: zuallererst in den vermuteten



Ursprungsgebieten der Sorte an der Loire, wo sie im Sancerre oder Pouilly-Fumé die einzige zugelassene Sorte und als Massstab aller anderen Provenienzen legendär ist. Auch in den weissen Bordeaux-Cuvées ist sie als Partner der Sémillon prägend. Tolle Sauvignons kommen aus der Steiermark und aus Slowenien. Und selbst in Übersee, namentlich in Neuseeland, gibt es welche, die zu verachten schiere Dummheit wäre.

So ist denn hier wieder einmal ein Sancerre zu feiern, sozusagen ein Ur-Sauvignon-blanc, der nicht weniger als grossartig ist. Er stammt von der Domaine Fouassier, der ältesten und grössten in der gesamten Appellation Sancerre. Hier wird mit Umsicht und feinem Gespür für den spezifischen Charakter der unterschiedlichen Terroirs ge-

arbeitet, seit 2007 nach Grundsätzen der Biodynamik.

Das Resultat dieser Assemblage von Reben aus 20 Prozent Silex- und 80 Prozent Kalkböden ist eine Aromatik, die nur als optimale Sublimierung der genannten grünen, auch stachelbeerig-grapefruitartigen Sorten-Typizität bezeichnet werden kann. Viel Feuerstein, markant mineralische Noten ergeben eine feingliedrige Mischung jenseits aller Sauvignon-blanc-Banalitäten, eine hinreissend inspirierende feine Aromatik. Sagt Paul Fouassier, einer der beiden Cousins in der Leitung des Unternehmens: «Wir streben ganz bewusst das Gegenteil der mit exotischen Aromen überfrachteten Übersee-Sauvignons an und bevorzugen einen klassischen Stil.»

Die Spezialabfüllung für die Zürcher Selection Schwander ist der Komparativ dieser Strategie von Fouassier. Dieser Sancerre ist ein grossartiger Begleiter nicht allein zu allen Arten von *sea food*, sondern auch zu weissem Fleisch. Aber, versteht sich: Er ist sich selbst genug und macht allfällig greifbare Austern völlig vergessen.

Lob des Wahnsinns

Ferrari produziert 799 Exemplare des Supersportwagens F80 und bringt neue Feinheiten in den Hochrüstungs-Wettbewerb.



Die meistdiskutierte Automobilneuheit der Woche kommt aus Maranello: Ferrari hat bekanntgegeben, exakt 799 Exemplare des Supersportwagens F80 herzustellen. Er kostet 3,5 Millionen Euro und ist leider schon ausverkauft. Rennsporttechnik für die Strasse ist eine Formel, die immer schon gleichzeitig Automobilingenieure zu Höchstleistungen angetrieben hat, wie sie die Fantasie bei der gutsituierten Kundschaft in Schwung gebracht hat. Zuletzt hat der Mercedes-AMG One die Grenzen zwischen Formel-1-Technik und alltagstauglichem Strassenverkehr verwischt, während Aston Martin mit viel nachgelagertem Aufwand den Valkyrie endlich in Fahrt gebracht hat. Nun kommt auch von Ferrari ein neuer Beitrag im faszinierenden Feld der dosierten sportlichen Extreme mit vier Rädern und Motoren.

Feinheiten der Ingenieurskunst

Alle drei Modelle beruhen auf hybriden Antriebskonzepten, bei denen Verbrennungsmotoren mit Elektromaschinen in Varianten kombiniert werden. Allerdings sind die Methoden, mit denen das Ziel erreicht wird, Rennsportatmosphäre in den Alltag zu integrieren, höchst unterschiedlich. Beim neuen Ferrari F80, in dem zwei Personen versetzt Platz finden, leistet der Hybrid-Antriebsstrang 1200 PS und macht den Supersportwagen «zum leistungsstärksten Strassenmodell, das jemals die Werkstore in Maranello passiert hat», wie die Presseabteilung von Ferrari in italienischer Blumigkeit mitteilt.

In der heutigen Formel 1 kommen Turbo-V6-Verbrennungsmotoren zum Einsatz, die mit

einem 800-Volt-Hybridssystem gekoppelt sind. Diese Architektur wurde auch beim neuen F80 implementiert – «das gleiche Konzept, das auch der zwei Mal in Folge bei den 24 Stunden von Le Mans siegreiche Ferrari 499P an Bord hat», heisst es. Im F80 wird der Antriebsstrang allerdings noch ergänzt durch die erstmals in einem Ferrari eingesetzte elektrische Turbotechnologie (E-Turbo). Dazu kommen umfangreiche Massnahmen zur Gewichtsreduktion wie ein Kohlefaser-Chassis, extreme Aerodynamik-Massnahmen, elektronische Fahrssysteme aus dem Rennsport und andere Feinheiten der Ingenieurskunst aus dem Maschinenraum des motorisierten Wahnsinns.

Man muss mit den technischen Details gar nicht enger vertraut sein, um zu erkennen, was menschlicher Erfindergeist und Innovationskraft zu leisten imstande sind. Während die europäische Automobilindustrie durch Vorschriften und Regulierungen gerade ernsthaft in Gefahr ist, kommt aus der Nische der Supersportwagen kraftvolle Zuversicht. Wunderautos wie der Ferrari F80, der Aston Martin Valkyrie und der Mercedes-AMG One machen Hoffnung darauf, dass sich die Automobilindustrie doch nicht ganz ausbremsen lässt.

Ferrari F80

Motor/Antrieb: 3,0-Liter-Turbomotor, Mild-Hybrid-System, 3 Elektromotoren; 8-Gang-Automatik F1 DCT, Allradantrieb; Hubraum: 2992 ccm; Systemleistung: 883 kW/1200 PS; max. Drehmoment: 850 Nm bei 5500 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 2,15 sec; Höchstgeschwindigkeit: 350 km/h; Preis: Fr. 3 500 000.–

OBJEKT DER WOCHE

Rissiges Leder

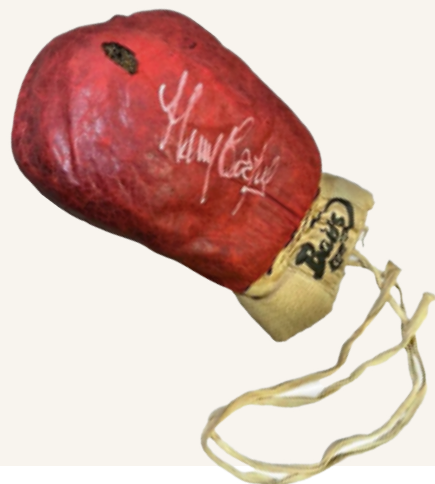
Boxhandschuh

Geschätzter Wert: bis 500 000 Pfund

Muhammad Ali ging in seiner Karriere als Profiboxer nur viermal zu Boden. Einmal passierte es gegen den Briten Henry Cooper im Juni 1963. Ali, damals noch unter seinem Geburtsnamen Cassius Clay boxend, wurde durch einen linken Haken Coopers von den Beinen gefegt. Er wankte, fiel in die Seile und schlug auf dem Ringboden auf. Nur ein Sekundenbruchteil blieb er liegen und schon stand er wieder. Der Gong rettete ihn in die Pause. Was dann geschah, wird in der Boxgeschichte folgendermassen kolportiert: Trainer Angelo Dundee habe einen Riss in Alis Handschuh zusätzlich vertieft, um mit der Organisation eines Ersatzhandschuhs Zeit zu gewinnen, was der Erholung seines Schützlings zu gute kam: Der Amerikaner gewann den Kampf schliesslich doch noch in der fünften Runde durch technisches K. O. – Cooper musste wegen Blutens aufgeben.

Nun versteigert Stuart Bull von Stuart Bull Auctions diesen rissigen, über sechzigjährigen Boxhandschuh. Bis zum 31. Oktober kann geboten werden – der Schätzwert liegt zwischen 300 000 und 500 000 Pfund, Bull glaubt gemäss dem Portal Artnet aber, dass er bis sechs Millionen Pfund einbringen könnte, weil die Nachfrage nach Sportmemorabilien im Moment sehr hoch sei. Beim Auktionsobjekt handelt es sich um Alis linken Handschuh. Der rechte, so wird angenommen, befindet sich derzeit im Besitz der katarischen Königsfamilie.

Benjamin Bögli



DER SINN DES LEBENS

Barbara Bleisch, Philosophin

Sie findet, der Brei werde immer heisser gekocht als gegessen; das Wichtigste im Leben sei Menschlichkeit, und sie sagt, wer genug zum Leben hat, tendiere dazu, Materielles zu unterschätzen.

Weltwoche: Kaffee oder Tee?

Barbara Bleisch: Morgens Kaffee, nachmittags Tee.

Weltwoche: Was ist der Sinn des Lebens?

Bleisch: Der Sinn des Lebens – warum gibt es mich und alle anderen überhaupt? – ist mir verborgen. Interessanter finde ich die Frage nach dem Sinn im Leben: die Frage danach, was meine Existenz zu einer sinnvollen macht. Ich denke, es geht darum, sich leidenschaftlich einer Sache zu widmen, die man überdies als wertvoll erachtet.

Weltwoche: Was bedeutet das Wort «Gott» für Sie?

Bleisch: Vertrauen, Weite, Verbundenheit. Ich weiss aber auch um die Möglichkeit, das Wort zu missbrauchen für Unterdrückung und Gewalt.

Weltwoche: Was ist die grösste Ungerechtigkeit auf Erden?

Bleisch: Dass nichts ein individuelles Schicksal so sehr beeinflusst wie die Frage, in welche Verhältnisse ein Mensch hineingeboren wird.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Bleisch: Dass Sauerteigbrot überbewertet ist.

Weltwoche: Was gibt Ihnen Kraft in Momenten der Verzweiflung?

Bleisch: Einerseits meine Erfahrung. Je älter ich werde, umso mehr kann ich der Einsicht abgewinnen, dass der Brei immer heisser gekocht als gegessen wird. Andererseits das Wissen um die innere Verbindung von Verzweiflung und Hingabe. Wer an nichts hängt, wird auch nicht



«Flair für schöne Dinge»: Moderatorin Bleisch, 51.

verzweifeln. Aber was wäre ein Leben, in dem man an nichts hinge?

Weltwoche: Was ist das Wichtigste im Leben einer Frau?

Bleisch: Dasselbe wie im Leben aller Personen: Menschlichkeit.

Weltwoche: Mit wem würden Sie bei einer Tasse Tee oder Kaffee am liebsten diskutieren? Worüber?

Bleisch: Das wechselt täglich. Gerade habe ich eine Rezension gelesen über das neue Buch des Philosophen Charles Taylor. Er will darin zurück zu den Wurzeln der Romantik, als wir uns noch als verbunden erfahren haben mit der Natur. Ich würde gern von ihm wissen, was er sich von diesen Ideen konkret erhofft.

Weltwoche: Wenn Sie für einen Tag allein bestimmen könnten in der Schweiz, was würden Sie sofort ändern?

Bleisch: Die Lebensbedingungen in den sogenannten Rückkehrzentren.

Weltwoche: Wie gewinnt man Freunde?

Bleisch: Wohl am ehesten, indem man selber einer ist. Wobei tiefe Freundschaften auch Glücksfälle sind, weshalb wir sie nicht allein uns selbst zuschreiben dürfen, sondern auch dankbar sein sollten für sie.

Weltwoche: Was würden Sie der 15-jährigen Barbara heute raten?

Bleisch: Nichts. Die Fehler, die sie gemacht hat, haben sie zu der geformt, die sie heute ist. Ich weiss nicht, ob eine andere Version meiner selbst zufriedener wäre.

Weltwoche: Wie wichtig ist Ihnen Materielles?

Bleisch: Wer genug zum Leben hat, tendiert dazu, Materielles zu unterschätzen. Sich keine Sorgen darüber machen zu müssen, wie ich meine Rechnungen bezahle und meine Grundbedürfnisse und jene meiner Liebsten stille, ist von unschätzbarem Wert. Es wäre ein Hohn,

zu behaupten, das sei mir nicht wichtig. Darüber hinaus habe ich ein Flair für schöne Dinge. Sie müssen nicht zwingend teuer sein. Ich schätze beispielsweise solides Handwerk.

Weltwoche: Welcher Mensch bekommt nicht die Anerkennung, die er verdient?

Bleisch: Der Flüchtling, der sein Leben aufs Spiel setzt, um das Leben seiner Liebsten im Herkunftsland zu verbessern.

Weltwoche: Was ist das Schönste an der Schweiz?

Bleisch: Die schlanke Bürokratie, die Pünktlichkeit der Bahn und dass man einander mehr oder weniger in Ruhe lässt.

Weltwoche: Was macht das Leben lebenswert?

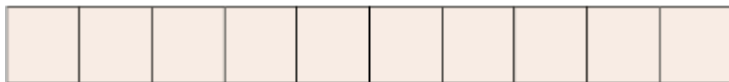
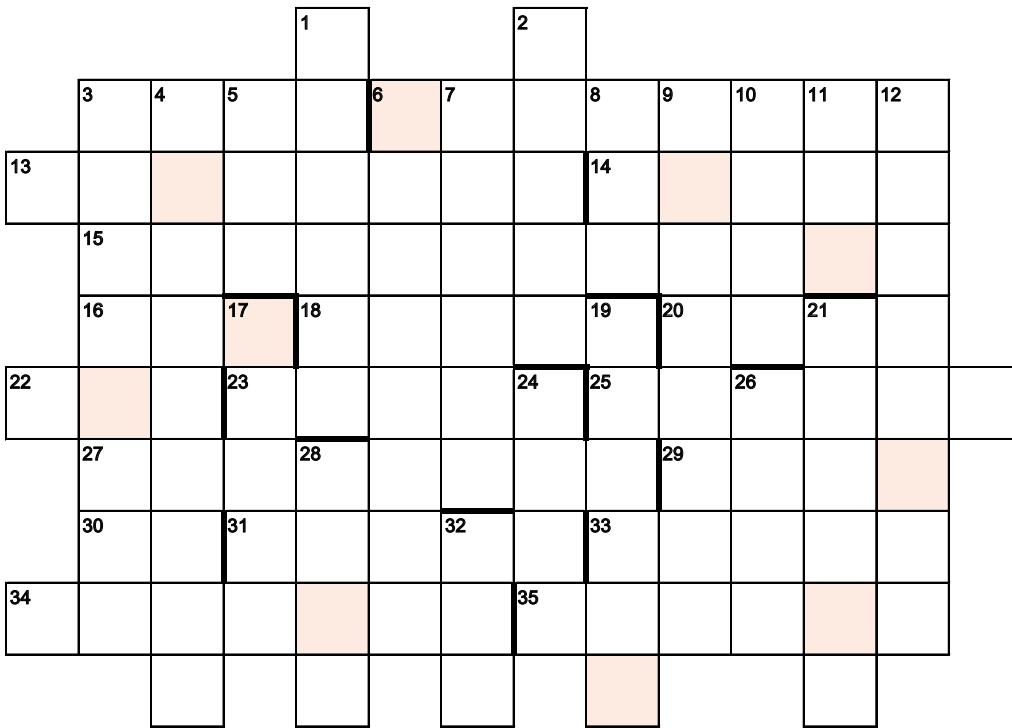
Bleisch: Leidenschaft, Neugier, Verbundenheit.

Im Juli erschienen: Barbara Bleisch: *Mitte des Lebens*. Eine Philosophie der besten Jahre. Hanser.

SIROCCO Decaf in Kapseln



Viele Kunden bezeichnen unseren entkoffeinierten Kaffee als einen der besten, den sie je genossen haben. Sanfte Arabica-Kaffeemischung, mit Kohlensäure äusserst schonend entkoffeiniert, um den guten Geschmack und das Aroma des Kaffees zu bewahren.



Lösungswort — kostenloser Fastfood?

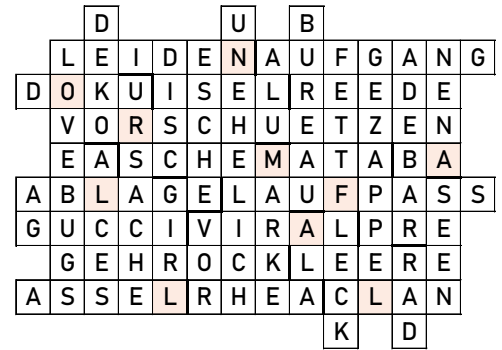
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 kurzer Moment für ein Faultier? 6 eine wässrige Sache, Gegenden, die so sind, sind aber sehr trocken 13 ist am Staffelsee zuhause 14 vervollständigt ein Outfit aus schwarzem Umhang und Stundenglas 15 gehört an die Wand geknallt 16 reduzierte Zugabe für Juristen 18 eine vorausschauende Tätigkeit, wir alle haben viele davon 20 gedeiht aufgrund des kalten Klimas nicht auf dieser Halbinsel 22 in der Südostschweiz nicht schmerzhaft, sondern nass 23 ist potenziell tödlich und in allen Waffenarsenalen zu finden 25 liegt jenseits des Euripos 27 zur Hälfte bäumige Erfahrung 29 was G... legen 30 entfroster Geist 31 nach einem Schuppenviech benannt 33 dieses diese ist hierzulande unbewiesen 34 quasi das Gegenteil von füllschlecht 35 Sammelsteinfrüchte und Sammelnussfrüchte für Nicht-Botaniker

Senkrecht — 1 sendet Radiowellen, aber keine Musik 2 ist, wenn krumm, angeblich von minderer Qualität 3 führen in der Schweiz auf die Alp, in Deutschland meist nur in die oberen Stockwerke 4 ist das reinste Labyrinth 5 richtungsweisender Teil von Innovationen 6 zum «Tierheim» umgewandelter Aufschub 7 Stühle minus Hocker 8 weicht um 135° von 5 senkrecht ab 9 weiden unter Meereshöhe 10 «... 1602» erschien ... 1998, «... 1800» ... 2019 11 liegt mitten in Korsika, sendet aber im Tessin 12 sind zänkisch, aber zur Hälfte grossartig 17 ist man im Wörterbuch bei Q angelangt, kommt ... 19 29-waagrecht-Liegestätten 21 typische Rätsler-Tätigkeit 24 zur Vanadiumgruppe gehörende «Nickeloxid-Bor-Verbindung» 26 ist auf Hawaii bekanntlich nicht zu finden 28 Flittergold-Bestandteil 32 dort machen Autodiebe Karriere

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 889



Waagrecht — 4 LEIDEN 7 AUFGA(benanleitu) NG 12 SuDOKU 14 PreISELbeeren 15 REEDE 16 VORSCHUETZEN (vor Schützen) 17 EA 19 SCHEMATA (Anagramm) 21 BAgage/BARock 22 ABLAGE (AB-Lage) 24 LAUF-PASS 26 GUCCI 27 VIRAL 29 PRE (frz. f. Wiese) 30 GEHROCK 31 LEERE 33 SchlamASSEL 34 RHEA (Anagramm v. Reha) 35 CLAN

Senkrecht — 1 HunDEKOt 2 UNEHELICH 3 BUREAU 4 LOVEBUGS 5 DISC 6 (K)ESCHERN 7 ALU 8 FETTFLECK 9 GEZAPPEL 10 ADEBAR 11 NENA (Hit «Nur geträumt») 13 URSACHE 18 ALCES (Elch) 20 MARKE 22 AG 23 GIRL 25 unforSEEN 27 LiVORno 28 ALA 32 RAD

Lösungswort — **NORMALFALL**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Goldene Aussichten für Silber-Anleger

Gold erzielt Rekordpreise. Aber Silber bietet das grössere Aufwärtspotenzial. Denn die Elektromobilität, die Photovoltaik und die Medizinaltechnik brauchen das Edelmetall. Investieren Sie smart in das historisch wichtigste Geldmetall: in Silbergranulat mit dem S-Deposito.

Das **S-Deposito⁺** vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Mit jeder Einzahlung erwerben Sie Silbergranulat.

1 Inflationsschutz.
Silber hat seine Kaufkraft über Jahrtausende behalten und schützt vor einer Geldentwertung.

2 Sichere Lagerung in der Schweiz.
Die BB Wertmetall bewahrt Ihr Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100% versichert.

3 Wichtigstes Geldmetall.
Der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman stellte fest: Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte.

4 Flexibilität.
Mit dem S-Deposito sind tägliche Ein- und Auszahlungen einfach möglich. Sie bleiben also liquide.

5 Unabhängig.
Das S-Deposito funktioniert unabhängig von Banken. Ihr 100% physisch vorhandenes Silbergranulat gehört ausschliesslich Ihnen.